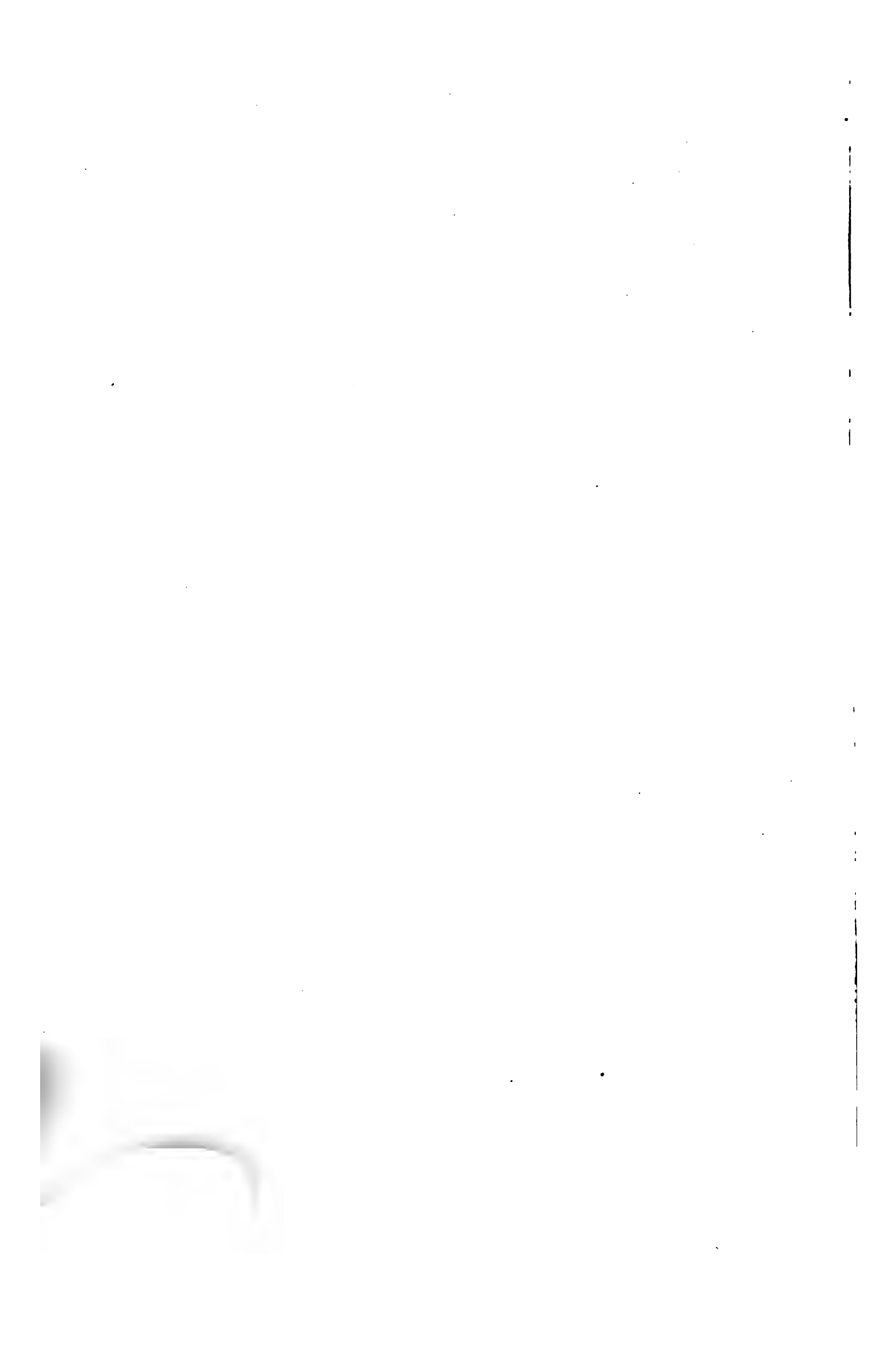




Die Macht Beethovens.

Eine Erzählung
aus dem Musikleben unserer Zeit

von

Dr. Alfred Christlieb Kalischer.



Berlin W. 35.
Dr. A. Chr. Kalischer Selbstverlag.
1903.

Den

Manen Beethovens

geweiht.



Erstes Kapitel.

Ein Konzertabend.

Drum lehrt der Dichter,
Gelenkt hab' Orpheus Bäume, Felsen, Fluten,
Weil nichts so stöckisch, hart und voll von Wut,
Das nicht Musik auf eine Zeit verwandelt.
Der Mensch, der nicht Musik hat in sich selbst,
Den nicht die Eintracht süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrat, zu Räuberei und Tücken;
Die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht,
Sein Trachten düster wie der Erebus.
Trau keinem solchen!*)

Shakespeare: Der Kaufmann von Venedig.

Reges Leben herrschte im hell erleuchteten Konzertsaale einer deutschen Residenzstadt. Wieder einmal stand eines der Konservatorien-Konzerte bevor, die jahraus jahrein den stattlichsten Zuhörerkreis herbeilockten. — So war es auch heute abend, wo eine ganz ansehnliche Reihe auserlesener Kunstjünger und Kunstjüngerinnen den Schauplatz der Öffentlichkeit betreten sollte.

Ob die armen Kunstnovizen sehr zu bemitleiden waren? Bemächtigte sich wohl manch eines zarten Künstlerherzens der Zweifel, die Angst, oder gar bange Furcht, weil es heute

*) Therefore, the poet
Did feign, that Orpheus drew trees, stones and floods
Since nought so stockish, hard and full of rage,
But music for the time doth change his nature.

galt, den ersten Kampf gegen jene chamäleonartige Menschenveste zu wagen, die man „Publikum" nennt?

Allzuängstlich werden die jungen Seelen wohl nicht dagesessen haben: sicherlich werden Verstand, Witz und Ahnung es ihnen beruhigend eingeflößt haben, daß die Besucher derartiger Konzerte ja verschwenderisch mit den Sonnenstrahlen des Wohlwollens, der Liebe und des Mitleids ausgerüstet sind. Wer sollte wohl so grausam geartet sein, jungen, himmelanstrebenden Sprößlingen der Kunst — selbst wenn sie hie und da straucheln — jubelvollen Beifall als Aufmunterung zur bevorstehenden schweren Laufbahn zu versagen oder nur zu verkümmern? Begegnete gar irgend einer der Ausübenden den wie in einer Liebesflut schwimmenden Augen der geliebten und verehrten Mutter, so schöpfte er aus diesen Blicken heiligster Sympathie gewiß Mut und Kraft zum Gelingen. — Und der stille Beobachter erspähte wahrlich nicht wenige liebevolle, zärtliche und dabei auch so frommergebene Mutteraugen.

Das Konzertprogramm zeichnete sich durch eine recht lange und breite Form aus, hatte es ja neben dem sonst Üblichen noch mancherlei anderes kundzugeben: wer der Lehrmeister jedes einzelnen gewesen — gleichviel, ob dieser als ausübender oder als schaffender Künstler auftrat — oder welches Land, welche Stadt dereinst die jeweiligen Jünger und Jüngerinnen der Kunst erzeugte, wie noch manches andere.

Bei weitem die meisten der konzertierenden Zöglinge gehörten dem deutschen Vaterlande an. Ein fremdländischer

---

The man that hath no music in himself,
Nor is not mov'd with concord of sweet sounds,
Is fit for treasons, stratagems and spoils:
The motions of his spirit are dull as night,
And his affections dark as Erebus.
Let no such man be trusted.
Shakespeare: Merchant of Venice; Act V, Scene I.

Name besonders mußte um so mehr die Aufmerksamkeit der Lesenden fesseln, als er einem Lande angehörte, das wohl nur selten eins seiner Kinder zur musikalischen Ausbildung nach Deutschland entsendet. —

Auf dem Programm aber stand unter anderem:

Es-dur-Konzert für Pianoforte und Orchester
von L. van Beethoven, vorgetragen von
Fräulein Anthemia Palleukos aus Delos.
(Lehrer: Der Direktor.)

Wie verschiedenartig mochten die Gedanken sein, die darob unter den Zuhörern rege wurden! Welch ein hochtönender Name! Wie diese Jungfrau des modernen Griechentums wohl aussehen mochte? Jung oder alt, schön oder häßlich, groß oder klein, schlank oder formenvoll? — das waren hier die Fragen. — Ein Mädchen aus dem Mutterlande alles Schönen sucht die Kunst in Deutschland auf, — welch ein Wunder am wechselvollen Webstuhle der Zeit! Wird die Hellenentochter diese wunderbare Tonschöpfung des germanischen Tonfürsten Beethoven in seinem Geiste wiedergestalten oder nicht?

Die Erwartung war hoch gespannt: denn da nicht wenige Zuhörer die Musentochter aus Griechenland als neu auftauchendes Gestirn am Pianistenhimmel verehrten und verkündeten, war es nur natürlich, daß an allen Ecken und Enden ihr Name erklang, und daß man schon jetzt mit Hilfe der Operngläser den Platz erforschte, den jenes Mädchen aus der Fremde vielleicht schon eingenommen hatte.

Arme Anthemia! Vieler Blicke schauen nach dir aus, aber alle aus eitel Neugier. Ist denn kein Auge da, das für dich ein stummberedtes Gebet spricht? Labt dich kein Mutterblick, noch der eines andern teuren Verwandten? Oder vertraust du frohgemut allein dem holden Genius der Kunst? —

Doch das Erscheinen des Direktors der Akademie mußte all diesen Vorspielen ein Ende machen. Man mußte diesem feierlich gravitätischen Manne unwillkürlich seine Aufmerksamkeit widmen und dabei von neuem an die Bedeutung des Abends erinnert werden. Heute war der sonst so gestrenge Herr ganz Freundlichkeit und Milde, spendete hier und dort ein kräftig anfeuerndes Wort, ging mit seinem Händedruck schier freigebig um und war auch in anderen Gunstbeweisen gegen seine untergebenen Lehrer und Schüler durchaus nicht lässig. Wie ein allgeliebter Herrscher von Gottes Gnaden thronte er endlich da mitten unter den zahlreichen Seinen, denen er als sicherer, wohlerprobter Führer ohne Rast und Ruhe die Wege zum Himmelreiche der Musik wies und ebnete. —

Ein noch sehr jugendlicher Kompositionsschüler der Anstalt, der zugleich ein sattel- und bügelfester Klavierspieler war, eröffnete das Konzert. Indem er seine Ouvertüre für großes Orchester recht geschickt und umsichtig dirigierte, offenbarte er sich der sichtlich überraschten Zuhörerschar als einen vielverheißenden Komponisten und Dirigenten. Dieser Doppelleistung folgte denn auch kein geringer Beifall. — Daran reihten sich allerlei Vorträge für Klavier, Violine, Gesang und Deklamation, an denen sich in buntem Wechsel Jungfrauen und Jünglinge beteiligten. Selbstverständlich wurden alle mit Beifallsrufen und Beifallssalven reichlich belohnt.

Endlich war der ersehnte Augenblick da. Das erwartungsvolle Auditorium sollte Fräulein Palleukos aus Delos sehen und hören. Staunen und Bewunderung malten sich auf aller Gesichtszügen, als sich hier eine stattliche Erscheinung aus dem Griechenlande würdevoll verneigte. — Doch war da keine Zeit, sich lange dem Zauber zu überlassen, der von dieser Gestalt ausstrahlte: denn schon lenkte die mächtige Art ihres Beethovenspiels die Sinne fort von jungfräulicher Schönheit auf den Geist der Beethovenschen Musik hin.

Das Schwelgen in der Harmonieen Pracht, die gegensätzliche Darstellung heroischer Kraft und elfenartig spielender Zartheit, daß es wie Elfentraum aus Wolkenhöhen durch die Gemüter zieht: alles brachte die junge Künstlerin mit vollendeter Fertigkeit zur Geltung.

Dann die sanfte, selige Ruhe im H-dur-Adagio, das die rauschende Lebensfreudigkeit des ersten Satzes der beschaulichen Einkehr entgegenführt: wie wundersam vermochte es Anthemia, die empfänglichen Seelen damit zu rühren und zu heiligen!

Endlich nach dieser kurzen Seelenrast das feuertrunkene Finale in Es-dur, das in seinem dithyrambischen Aufschwunge eine so siegreiche Macht verkündet, wie etwa die olympischen Siegesgesänge eines Pindar!

Auch dieser in himmlischer Lust einherbrausenden Festeskraft wußte die Jungfrau den herrlichsten Ausdruck zu verleihen. — Wie sie beim unmittelbaren Übergange aus dem Adagio ins feurige Final-Allegro die Klippe, an der selbst Koryphäen des Pianistentums so oft scheitern, mit unfehlbarer Sicherheit ihrem kräftigen Willen unterwarf: da strahlte es hellleuchtend aus den Blicken vieler kundiger Zuhörer.

Unermeßlicher Beifall folgte auf diesen glanzvollen Vortrag. Meisterlicher könnte dieses herrliche Werk nicht dargestellt werden. Man mußte sich selbst fragen: wer mochte dieser Klavierkünstlerin der Mystagog in die Zauberwelt des erhabensten Genius gewesen sein? Zuversichtlich der unfaßbare Hauch des göttlichen Kunstgeistes selbst. Denn vieles vermag ja ein irdischer Lehrmeister kraft seines feuerbeseelten Lehramtes zu geben, aber nimmermehr den Geist, durch welchen ein Kunstwerk frei und innig erfaßt werden kann.

Es war gut, daß nach Anthemias Klaviervortrage eine Pause eintrat, die es allen ermöglichte, das soeben in blühendstem Zauberglanze vorgeführte Wunder Beethovenscher Tonpoesie innerlich ausklingen zu lassen.

Den machtvollsten Eindruck übte die schönheitstrahlende Anthemia auf einen jungen Mann aus, dessen zartes, geistesvornehmes Antlitz, von dunkelblondem Haupthaar mähnenartig umwallt, unschwer den Künstler zu erkennen gab.

Ein günstiges Geschick hatte ihn in die Nähe der Tonheldin geführt. Es kamen glückliche Momente, in denen der junge Mann sich in Anthemias wundersames Wesen versenken konnte. Alles an ihr atmete Eigenart. Es schien ihm unmöglich, auch nur das blasseste Abbild von den Schönheiten dieser hoheitsvollen Erscheinung zu entwerfen.

„E pur si muove", tröstete er sich und malte folgendes Bild in seine Phantasiewelt hinein:

Er malte ein marmorbleiches und doch so lebensvolles Angesicht, das in jeder freien, zarten Ader eine Leidensgeschichte durchschimmern läßt; aber auf der hohen, himmelreinen Stirn von plastisch-antiker Schönheit offenbarte sich ihm das überwundene Weh. Sie verlieh dem ganzen Wesen eine wahrhafte geistdurchtränkte Weihe. — Er betrachtete die ideale griechische Nase und ein Kinn, auf dem alle drei Grazien ihren Thron aufgeschlagen zu haben schienen. — Daß Blaublütigkeit kein leerer Wahn ist: das predigte Athemias Angesicht nicht minder, als ihre zarte Hand. Dichtes, völlig schwarzes Haargeflecht umgab ihr schmerzenerzählendes Antlitz; aber langgezogene Wimpern von tiefster geheimnisbergender Schwärze verkündeten von neuem die idealste Seelenruhe und schienen ehrfurchtsvolle Verehrung zu gebieten. Die dunklen, vollen Augenbrauen waren von der seltensten Eigenartigkeit. Nicht standen sie in verwirrtem Zusammenhange, auch war keine deutliche Leere zwischen beiden sichtbar: sondern in ganz allmäligen Abstufungen liefen sie in einen Punkt zusammen.

Jetzt trafen des jungen Mannes Augen unerwartet zwei leuchtende Blicke und schienen seltsam von seinen düsterernsten Zügen betroffen zu sein. Er sah poesievolle Augen. Poesievoll! — welch ein armseliger Ausdruck für solche

Himmelsaugen, für Augen, in denen sich die ganze große Welt ideal abzuspiegeln schien! Wahrlich, so dachte er, ein voller Strahl aus diesen weltenbergenden Augen mußte jedem schaffenden Geiste neue, ungeahnte Gefilde erschließen.

Wohl hatte seine Phantasie in mancher Mußestunde ein ideales Frauenbild verfolgt, das er mit glänzendsten Phantasiefarben malte, das ihm mit allbezwingendem Augenglanze leuchtend vorschwebte: allein der Adlerflug der Phantasie — hier war er von der lebensvollsten Wirklichkeit überboten. —

Was Wunder, daß der junge Künstler dem zweiten Teile des unendlich langen Konservatorium-Konzertes durchaus nicht die gleiche an Andacht grenzende Aufmerksamkeit schenkte, wie dem ersten und insbesondere dem zauberhaften Spiele Anthemias. Mochte jetzt vortragen, wer da wollte — seine Augen und Sinne schweiften immer wieder zur Jungfrau aus Griechenland zurück.

Als das Konzert beendet war, beeiferte sich besonders die junge Herrenwelt, in die Nähe Anthemias zu gelangen, um des Zaubers ihrer persönlichen Erscheinung noch einmal ganz teilhaftig zu werden. — Auch jenem jungen Künstler glückte es noch, einen Blick aus ihren märchenschönen Augen zu erlangen. Ahnungsvoll durchdrangen ihn hier die Schauer der höchsten Seligkeit. Lange noch verweilte er voll jenes süßen Sinnens im Konzertsaale. — Auf dem Heimwege glich er einem wandelnden Traum. Mitleidige Sternseelen gaben ihm ein funkelndes Geleite.





Zweites Kapitel.

Eine griechische Insel.

> Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt.
>
> Lessing: Wie die Alten den Tod gebildet.

Eine geraume Zeit war nach dem soeben geschilderten Konzertabend des Konservatoriums verflossen. Die Konzertsaison der Hauptstadt stand jetzt in ihrer höchsten Blüte.

Auch der Musiker Edgar Wittig — so hieß jener junge Mann, auf den an jenem Abend das Zusammenwirken eines künstlerisch seelenvollen Klaviervortrags und einer zauberschönen Frauengestalt einen unauslöschlichen Eindruck gemacht zu haben schien —, auch dieser besuchte jetzt noch um so eifriger die hervorragenden Konzerte, als er hoffen durfte, Anthemia zu sehen und von Zeit zu Zeit einen Blick aus ihren wundersamen Augen zu erhaschen.

War es der schwermütige Zug in Edgars Antlitz, der seiner ganzen wie aus Poesie gewebten Erscheinung eine noch höhere Künstlerweihe verlieh, oder war es die ganz eigene Art von Versunkenheit, in welcher er namentlich Beethovenschen Tonschöpfungen lauschte, so daß während dieser Zeit alles übrige in der Welt für ihn gar nicht da zu sein schien, oder war es sonst ein geheimes Etwas im Wesen Edgars: genug, nach geraumer Zeit ruhten Anthemias große, sinnende

Augen, sobald sie sich unbeobachtet glaubten, mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Hingezogenheit auf diesem Mannesangesicht. —

Wer war denn nun diese Anthemia? Und wer dieser Edgar?

Anthemia Palleukos war die Tochter eines reichen Handelsherrn in Delos oder Dili, der kleinsten der Cykladeninseln. Das Eiland wird um seiner Kleinheit willen auch Klein-Delos (Mikra-Dilos) genannt. Von der weltberühmten Delischen Kunstherrlichkeit hat sich freilich nicht viel erhalten. Immerhin jedoch lassen Trümmer des Artemistempels und besonders des Apolloheiligtums — der vielgepriesenen Schöpfung des Meisters Erisichthon — den einstmaligen architektonischen Glanz des Ortes ahnen.

Die Sagen von der wunderbaren Entstehung dieses Eilandes, vom göttlichen Geschwisterpaare Apollon und Artemis —, die Mythen, die sich an den Granitfelsenberg Kynthos und an den munter dahineilenden Bach Inopos knüpfen, des weiteren die historischen Erzählungen von den Festspielen, zu welchen alle fünf Jahre die Hellenenscharen aller Gauen herbeigeeilt waren — endlich die dahingeschwundene Handelsherrlichkeit der einstmals so reich gesegneten Insel: alles das klingt noch jetzt lebendig in delischen Gemütern nach.

Von Zorn und Wehmut wird unsere Seele erfüllt, wenn wir vernehmen, daß die Abkömmlinge des kunstbegabtesten Volkes selbst die Reliquien des höchsten Kunstdaseins geflissentlich vernichten. Immer mehr sah man in den jüngsten Zeiten auch auf Delos kostbare Reste hellenischer Kunst verschwinden. Der Stoff, aus dem einst so blühendes Geistesleben strahlte, ward und wird noch immer als gemeines Baumaterial verwendet.

Indes erwacht auch dort — dank dem immer weiter dringenden Einflusse unseres edelbegeisterten hellastrunkenen Heinrich Schliemann — mehr und mehr der Sinn für Griechenlands Kunstherrlichkeit. Nach Schliemanns unglaub-

lich genialem Vorgange, der zu den erfolgreichsten Ausgrabungen der Heldenstätten Ilios, Mykenä und Orchomenos führte, ist die gesamte Kulturwelt vom herrlichsten Ausgrabungseifer beseelt, der noch Erstaunliches zutage fördern muß.

Dank diesem auf Schliemanns Geist zurückzuführenden Enthusiasmus beginnt man jetzt auch in Delos auszugraben und sieht auch hier schönstes Unterfangen von schönstem Erfolge gekrönt. Schon hat man nicht Geringfügiges vom Apollotheater aufgedeckt und darf immer herrlichere Ausbeute erhoffen. — So wirkt Schliemanns Wundergenie unabsehbar weiter fort. In Wahrheit bildet er mit Karl Friedrich Schinkel und Karl Bötticher das glänzende Dreigestirn, welches den Geist hellenischer Kunst und hellenischen Wesens unserem Jahrhundert schöpferisch neu geboren hat. Unsterbliche Ehre sei ihrem Andenken geweiht! —

Zum Ruhme der Familie Palleukos ist nun zu vermelden, daß sie von jeher zu den Wenigen gehörte, in denen noch die alte hellenische Pracht und der einstige Stolz der Vaterinsel einen heilsamen Nachhall fanden. Und doch war nur der Vater Anthemias ein Grieche, die Mutter war eine Tochter Deutschlands. Auf einer seiner zahlreichen Reisen hatte der alte Palleukos seine Gattin kennen und lieben lernen. Wie schwer auch seiner Auserkorenen der Entschluß ward, das geliebte Deutschland mit einer fast ganz verkommenen griechischen Insel zu vertauschen — die Liebe half zauberkundig über alle Bedenken hinweg. Und noch zu keiner Stunde hatte es Anthemias Mutter gereut, ihrem edelherzigen Manne gefolgt zu sein.

Den schönsten Schmuck dieses harmonischen Ehelebens bildeten zwei Kinder: Anthemia und ihr um wenige Jahre älterer Bruder Sophron.

Die Eltern hatten ihren Kindern eine planvolle, sinnreiche, edle Erziehung angedeihen lassen. Die Errungenschaften der modernen, das Altertum überbietenden Ideen

hatten sie mit diesem vortrefflich zu verschmelzen verstanden. Die altgriechische Literatur wurde in ihrem Hause vorzugsweise gepflegt. Die unsterblichen Gesänge des blinden, mäonischen Greises blieben ein unantastbares Heiligtum, die zweite Hausbibel für den erleuchteten Palleukos und sein herrliches Weib.

Nächst dem Griechentum war es — und darin offenbarte sich zumeist der Einfluß der anmutigen Hausfrau — die deutsche Kunst und Wissenschaft, die sich allmählich dem empfänglichen Sinne Sophrons und Anthemias erschlossen hatte. Und hierbei vor allem diejenige Kunst, in der Deutschland mit souveräner Gewalt über die moderne Kulturwelt gebietet: die Musik. Für diese Kunst ließ vornehmlich Anthemia seit ihrer frühesten Kindheit eine hervorragende Neigung und Begabung erkennen.

Das herangewachsene Geschwisterpaar erweckte ungeteilte Bewunderung auf der Insel. Vergegenwärtigte man sich ihre hohen Gestalten, ihre untadelig antiken Formen, daneben die innere Gleichartigkeit beider, dann ward man unwillkürlich an die alten Schutzgötter des jetzt verkommenen Eilandes, an den fernhintreffenden Musageten Apollon und an dessen jagdfrohe Schwester Artemis erinnert. Anthemia hatte sich in das Wesen dieser keuschen Göttin so hineingelebt, hatte deren freies Jungfrauendasein so liebgewonnen, daß sie bei sich beschloß, der Göttin ihrer Geburtsinsel auch hierin nachzustreben: sich niemals einem Manne zu vermählen. — Die flurenliebende Artemis irgendwie mit dem mondsüchtigen Endymion in Verbindung zu bringen, galt als eitel Ketzerei in Anthemias Augen. Die Göttin der Jagd und des gesegneten Flurenlebens blieb ihr nun einmal die Verkörperung vollkommener Keuschheit.

Es war aber auch gar zu herrlich, frei und ungebunden in der delischen Gebirgslandschaft zu schwärmen, ehrwürdige Tempelruinen aufzusuchen und dort hingelagert zu träumen.

Anthemias Lieblingsplatz war eine Altarruine des dortigen Apollotempels. Das war der Rest des höchst denkwürdigen Altars, der ganz und gar aus Stierhörnern, den Symbolen des göttliches Lichts, gebildet war. Kaum konnte für ein Danaergemüt auf der jetzt so nackten Insel ein traulicherer Ort gefunden werden, an dem man, unbehelligt von zudringlichen Menschen, den seligsten Phantasieen an die untergegangene hellenische Götterpracht nachhängen konnte. Noch immer lacht an schönen Tagen der Himmel hier in heiterstem Glanze. Alles ist dann Ruhe und geheimnisvolles Schweigen. Man ist jeden Augenblick gewärtig, Apollon mit seinem musischen Gefolge erscheinen zu sehen, um jeden Augenblick eine neue, wehmutsreiche Enttäuschung zu erleben. — Hier und unter so sonnig lachendem Himmel erscheint es begreiflich, wie der Dichter Kallimachus singen konnte, dies Eiland sei einem blinkenden Sterne gleich vom Himmel herabgefallen. —

Die schöne Zeit, in der Anthemia im trauten Bunde mit ihrem so innig geliebten Bruder die Erziehung im elterlichen Hause genoß, mußte, wie alles Schöne, ein Ende nehmen. Wie sehr es sich auch die unermüdlichen Eltern dieses Geschwisterpaares angelegen sein ließen, ihren Kindern durch eigene Betätigung und durch Mithilfe anderer hervorragender Lehrkräfte die vielseitigste Ausbildung zu verschaffen: endlich mußte sich dennoch die feste Überzeugung aufdrängen, daß der Sohn hinaus in die Ferne müsse, um mitten unter tüchtig aufstrebenden Altersgenossen einen geordneten Studiengang zu pflegen. — Sophron sollte an der Universität zu Athen Philosophie und Mathematik studieren — und so mußte seine Trennung von Eltern und Schwester den ersten schweren Trauerklang bilden, der diese friedenvollste Familienharmonie trübte.

Die Eltern waren nach Sophrons Abreise weit weniger bedrückt und bekümmert als Anthemia, die sich zuzeiten

wie weltverlassen vorkam, so sehr war ihr der innigste Verkehr mit ihrem über alles geliebten Bruder zu einem wahren Himmelselement geworden. Freilich entstand ein lebhafter Briefwechsel zwischen ihnen: allein Anthemia empfand es zu klar, daß auch der regste schriftliche Verkehr im Vergleich zum lebensvollen mündlichen Ideen- und Gefühlsaustausch immerdar etwas Totes an sich trägt.

Bald sollte das Palleukossche Ehepaar eine zweite, noch schmerzlichere Trennung erfahren. Anthemia hatte außerordentliche Fortschritte im Pianofortespiel gemacht. Ihre angeborene Feinfühligkeit, ihr tiefes Kunstempfinden ließen sie die Originalschönheiten der klassischen deutschen Tonmeister sicher herausfühlen. Einen sehr wesentlichen Anteil an der Entwickelung ihres reinen Musikempfindens hatten die deutschen Volkslieder und die Choräle, die ihre Mutter mit unendlicher Rührung und Herzenseinfalt vorzutragen verstand. Das waren Samenkörner in Anthemias lauterer Seele, die späterhin zu wahren Himmelsfrüchten aufblühten.

Unter den klassischen Tonmeistern nahm allmählich Beethoven ihr ganzes volles Herz gefangen. Mit bewundernswerter Hingabe konnte sie den von ihr erfühlten und geahnten poetischen Ideen Beethovenscher Tonschöpfungen nachsinnen; ja sie ward mehr und mehr von einer unstillbaren Sehnsucht nach dem Vaterlande Beethovens und damit nach dem Wunderlande der reinen klassischen Musik ergriffen. Dort allein hoffte sie die Schlüssel zu vielen tondichterischen Rätseln zu finden.

Wie schwer es auch Anthemias Eltern wurde, sich auf so ungewiß lange Zeit von ihrem Augentrost zu trennen, wie bange und wie sorgenvoll ihnen auch zumute ward: sie waren besonnen und vernünftig genug, endlich gern und willig den berechtigten Wunsch ihrer von so vielen Genien gesegneten Tochter zu erfüllen.

Drittes Kapitel.

Eigenartige Entwickelung eines Lebens.

Den vielbewegten Reiz der Welt zu meiden,
Das Einerlei der Einsamkeit zu wählen,
Wird sich's der Mann erlauben, der sich oft
Wohltätiger Zerstreuung übergab,
Wenn Unerträgliches, mit Felsenlast
Herbei sich wälzend, ihn bedrohend, schlich.
Goethe: Die natürliche Tochter.

Und Lust und Liebe sind die Fittige
Zu großen Taten.
Goethe: Iphigenie auf Tauris.

Und Anthemia betrat deutschen Boden, eine Hauptstadt deutschen Musiklebens.

Schnell genug wurde sie im Konservatorium der Gegenstand aufrichtiger Bewunderung. Ihr Wesen hatte etwas derartig Gebietendes und dabei so Freundliches, Herzgewinnendes, daß sie selbst die in Konservatorien mit besonderer Vorliebe hausenden Dämonen des Neides, der Mißgunst und der Nebenbuhlerschaft völlig überwand. Man huldigte nicht allein ihrem hervorragenden musikalischen Ingenium, sondern auch der allbezaubernden Anmut, Hoheit und Liebesfülle ihrer persönlichen Erscheinung.

Unter den vielen weiblichen Bekannten im Konservatorium erwarb Anthemia sich auch bald eine treue Freundin in Emma Hildebrandt, der Tochter eines Geheimrats der Residenz.

Äußeres wie inneres Wesen dieser beiden Jungfrauen bildeten einen starken Gegensatz. Dort die dunkle, großäugige, ernste Anthemia, in ihrem ganzen Auftreten einer Olympierin vergleichbar: hier die hellblonde, lebhafte, stets heitere, elfenzarte Emma. Aber eine gleiche treue Innerlichkeit knüpfte diese beiden gerade infolge dieser heilsamen Gegensätzlichkeit nur um so inniger, fester aneinander. Dadurch ward ihre Freundschaft vor ertötender Einförmigkeit bewahrt; sie empfanden es deutlich, daß einer den andern ergänzte.

Die Freundinnen sahen sich fast täglich. Der Gedankenaustausch fand zumeist in Emmas Elternhause statt, in dem die Musik eine leidenschaftliche Pflege fand. So oft es hier anging, zogen sie sich in Emmas Geheimzimmerchen zurück, wo sich die Mädchenseelen ganz allein angehörten. Da ward denn aus der tiefinnersten Herzenstruhe alles hervorgesucht und dem gegenseitigen Empfinden, Fühlen, Wünschen und Urteilen anvertraut.

Wer mit der geistigen Tarnkappe begabt ist, vermag das Innerste des Menschenherzens zu erspähen; selbst die zartesten, fest verschlossenen Regungen einer jungfräulichen Seele erlauscht dann sein Geist, alles enthüllt sich ihm, unverschleiert liegt ein ganzes Menschensein vor seinen Dichteraugen. — Sollte es einem solchen nun nicht möglich sein, eine jener traulichen Unterredungen zwischen Anthemia und Emma wiederzugeben? —

Es war einige Wochen nach jenem für Anthemia so ehrenvollen Konzertabend, als sich diese wieder einmal bei ihrer Freundin in deren Privatzimmer befand. Die Mädchen hatten soeben meisterlich Beethovens Schicksalssymphonie (die fünfte in C-moll) vierhändig gespielt. Anthemia sah feierlich ernst aus. Da sprach Emma zu ihr:

— Aber ich begreife nicht, liebste Anthemia, wie dich der gerechte, stolze Triumph einer Heldenseele noch ernster

als gewöhnlich stimmen kann! In dir muß etwas ganz Sonderbares vorgehen, du bist jetzt fast beständig in Nachdenken verloren. Und in solchen Momenten spricht mich dein schwarzes Haargeflecht so eigentümlich an.

— Vielleicht, erwiderte Anthemia, erinnerst du dich des schönen Gedankens aus Beethovens Briefen an Bettina von Arnim: „rauschende Freude treibt mich oft gewalttätig wieder in mich selbst zurück". — Ich habe die Tiefe dieses Ausspruchs oft an mir selbst erfahren. Und soll der Mensch nach den fast übermächtigen Jubelklängen, wie sie der Heldenseele im Finale der C-moll-Symphonie entströmen, nicht andächtig in sich gehen? Ich wenigstens bin stets darob verwundert, daß unser Konzertpublikum nach einer Beethovenschen Symphonie sofort in das gewöhnlichste Geplapper verfällt. — Ich begreife zuweilen euer Volk nicht. Am meisten beneide ich die Deutschen darum, daß sie einen Beethoven ihr eigen nennen — und wie unwürdig behandeln sie ihn und seine Werke so oft!

— Das glaube ich wohl, versetzte Emma, obschon ich Beethovens wunderbare Größe nicht so erfasse, wie du mit deinem hohen Künstlergeiste. Du darfst aber auch nicht zu schroff aburteilen, nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Es gibt wahrlich nicht wenige, die Beethovens Tonwelt mit jener Gemütsandacht in sich aufnehmen, wie sie dir, meine Teure, so wohl ansteht. Da fällt mir zur rechten Zeit ein mir sehr befreundeter junger Musiker ein, gewiß das höchste Muster eines Beethovenverehrers. Wunderdinge könnte ich dir von dessen Begeisterung und unendlicher Verehrung für diesen Tonheros erzählen. Das ist Edgar Wittig. Du hast ihn gewiß schon bemerkt, denn schwerlich versäumt er ein Konzert, in dem eine große Beethovensche Tonschöpfung zur Aufführung gelangt. Sein bleiches, ätherisches Künstlergesicht mit den langen Haaren prägt sich leicht den Sinnen ein. — Aber, beste Anthemia, dein eigenes Gesicht überzieht

sich ja plötzlich mit dem lieblichsten Purpurrot. Wie du mir damit lebendig ein Lessingsches Wort aus Nathan dem Weisen veranschaulichst!

> Erröten macht die Häßlichen so schön:
> Und sollte Schöne nicht noch schöner machen?

Ich weiß es ja, daß Stolz auf äußeren Schönheitsglanz weitab von dir liegt; darum gestehe ich dir's offen: in solchen Augenblicken strahlt ein Himmelszauber von deinem Antlitz aus. Doch nun erkläre mir schnell vertrauensvoll diesen für mich so rätselvollen Purpurschein. Daß ich die Verschwiegenheit selbst bin, — das ist dir ja vollauf bekannt.

— Nun wohl, sprach Anthemia mit fast trauerumflorter Stimme nach einem kurzen Stillschweigen, du hast recht: jenes bleiche, verschlossene Angesicht hat sich mir, wie ich fürchten muß, nur zu tief eingeprägt. Wie stark hatte ich mich gewähnt, wie war ich so selig in meinem männerverachtenden Trotze, daß niemals eine Mannesgestalt meine Seele aus ihrem Gleichgewichte zu bringen vermöchte! Und soll ich diesen Stolz so schnell dahingeben? Weh, mir Armen! ich mußte damals unwillkürlich nach dem Herzen fühlen, so unruhig pochte es gleich in mir, als ich das erste Mal von der tiefsinnigen Melancholie seiner Augen getroffen ward. Dieses mir ganz fremde, neue Gefühl verursachte mir viele Unruhe, oft auch schlaflose Nächte, zu Anfang infolge der ängstlichen Aufregung, bald darauf aber vor freudiger Sehnsucht. Denn, laß mich's dir bekennen, ich ahnte längst, daß er ein ekstatisch erregter Künstler, voll von der Gottheit der Kunst sein müsse. Und da ich nun aus deinem treuen Munde, meine herzensliebe Emma, vernehme, daß er den erhabensten der Tonmeister so absolut verehrt, überkommt es mein ahnendes Gemüt wie hohe Seligkeit. Denn wer seinen Beethoven wahrhaft liebt und ehrt, muß ein edler Mensch sein.

— Siehst du, liebe Anthemia, deine Herzensenthüllungen überraschen mich nicht so, wie du vielleicht denken magst.

Dieser Wittig übt nun einmal auf viele eine wundersame Anziehungskraft aus, während er selbst sich gar nicht sonderlich um unser Geschlecht zu kümmern scheint. Die allezeit geschäftige Ossa will freilich wissen, daß er sich nach einer ersten wenig glücklichen Liebe nicht den Gefahren eines zweiten derartigen Seelenschmerzes aussetzen will. — Wer weiß, ob ich selbst nicht mehr als Freundschaft für ihn hegen würde, wenn mich nicht längst das biedere, männliche Wesen meines Karl gefesselt hätte.

— Du darfst um so stolzer auf deine Wahl sein, sagte Anthemia, als es fast einem Wunder ähnlich sieht, daß ein Jünger des rauhen Ares einen so wahrhaft freien, objektiven Geist besitzt, wie dein Karl von Sickingen, dieser allerliebste Leutnant. — Aber jetzt erfülle mir eine große Bitte. Sprich mir doch Genaueres über alles, was du von jenem jungen Künstler weißt. Genug, daß sein ganzes Wesen meine Teilnahme in unerklärlichem Maße wachgerufen hat.

— Sehr gern, erwiderte Emma, erzähle ich dir von diesem singularen Menschen, der einen durchaus eigenartigen Gang durchs Leben genommen hat. — Wittig, dieser jetzt ganz in Tönen lebende und webende Künstler, hat sich in seiner Jugend gar nicht mit Musik beschäftigt. Freilich trug er heißes Verlangen, das Pianofortespiel zu erlernen; aber seine Eltern, die seine Freude an Gesang, Theater und Konzerten kannten, befürchteten, daß er dann die Wissenschaften, für die er schon frühzeitig ein entschiedenes Talent bekundete, vernachlässigen würde. Darum erhörten sie diesen Wunsch des geliebten Sohnes nicht.

— Ist das dein Ernst, Emma? rief Anthemia verwundert aus. Wie sollte es wohl möglich sein, daß jemand Künstler würde, der in seiner ganzen Jugendzeit niemals die Kunstaltäre selbsttätig gepflegt, der sie nie mit den eigensten Opfern bedacht hätte!

— Mein völliger Ernst, wie auch alles, was ich dir

noch Wunderbares von diesem Manne erzählen werde, versetzte Emma, wobei sie in einem leichten Anfluge des Schmollens ihre glänzenden, meerblonden Zöpfe zurückwarf. Trinke du in aller Gemütsruhe deinen Kaffee und höre mich aufmerksam an, du liebeselige Anthemia. — Aber schau' doch nicht gleich so zornig darein, du weißt, der Schalk sitzt mir einmal im Nacken und huscht bisweilen ans Tageslicht. — Wittig also, in einer Mittelstadt unseres Landes geboren, hatte in seiner Jugend überhaupt nicht viel Gelegenheit, gute Musik zu hören. Im neunzehnten Lebensjahre bezog er die Universität und studierte allerlei Sprachen neben der Beherrscherin aller Wissenschaften, der Philosophie. Immer fast gänzlich auf sich selbst gestellt, verfolgte er nichtsdestoweniger mit eiserner Willensstärke seine idealen Bestrebungen in jeder noch so schwierigen Lebenslage. Ohne irgend welche Kenntnis von der Praxis der Musik zu haben, ward ihm dennoch in unserer Residenzstadt der Besuch der Oper, namentlich der Symphoniekonzerte zu einer Quelle eines bisher kaum geahnten Hochgenusses. Da lernte er in seinem einundzwanzigsten Jahre eine gereifte Schülerin unseres Konservatoriums kennen, die ihm das Anerbieten machte, er solle bei ihr das Klavierspiel erlernen und dafür ihr Lehrmeister in der italienischen Sprache werden. Wittig ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein und unterzog sich in diesem verhältnismäßig späten Alter der unerquicklichen Mühe, die Notensysteme und die allerersten Rudimente des Klavierspiels zu erlernen. Diese Studien gerieten jedoch sehr bald ins Stocken, hauptsächlich wohl deshalb, weil es dem damaligen Gelehrten, der sich in dürftigen Verhältnissen befand, zu umständlich erscheinen mußte, in den Wohnräumen anderer die unumgänglich notwendigen Klavierübungen vorzunehmen. Er fuhr darum fort, sich wie ehedem mit den passiven Kunstfreuden zu begnügen. Du sitzest ja aber ganz teilnahmslos da, liebe Anthemia!

— Das ist meine Eigentümlichkeit, entgegnete diese, meine ganze Gedankenkraft auf etwas gerichtet zu halten, während ich dem Beobachter ganz unempfindlich, fast apathisch erscheine. Fahre nur schnell fort, ich bin unendlich begierig, das Weitere zu erfahren.

— So sei es denn, sagte Emma. — Bald darauf trat ein Ereignis ein, das ich, da ich jetzt Rückblicke auf das schier phänomenale Leben dieses Mannes werfe, als den entscheidenden Wendepunkt seines ganzen Daseins betrachten muß, — ein Lebensmoment, von dessen Bedeutung damals weder er selbst, noch irgend ein anderer die geringste Ahnung haben konnte. — Um seiner mißlichen Lebensstellung eine vorteilhaftere Wendung zu geben, entschloß er sich, eine ihm um diese Zeit angetragene Hauslehrerstelle in einer kleinen Stadt unseres Vaterlandes anzunehmen. In einem Anfluge studentisch genialen Übermuts hatte er sich auch bereit erklärt, seinen zwei Zöglingen den ersten Unterricht im Klavierspiel zu erteilen. — In seiner neuen Heimat hatte er nun auch nichts Eiligeres zu tun, als sich einem Klavierlehrer als kunstbegierigen Schüler anzuvertrauen. Wie er sich nun neben der gewissenhaftesten Erfüllung seiner pädagogischen und lehrmeisterischen Pflichten täglich stundenlang mit dem höchsten Eifer allen Arten von Klavierstudien hingab, das erregte die staunende Bewunderung aller, die stille Beobachter oder unfreiwillige Zuhörer einer so beispiellosen Geduld waren. — Er hatte, nebenbei bemerkt, eines der seltenen Häuser betreten, in denen man den Erzieher in Wahrheit als Sohn des Hauses betrachtet. — Bedenke also, Anthemia: in einem Lebensstadium, in dem hier und überall Jünger der Musik fertige Klavierspieler, fast völlig ausgebildete Künstler sind, begann unser Wittig die Tonkunst ab ovo zu studieren. Welch einen Riesenvorsprung galt es da einzuholen!

— Wurden denn nun seine eigentlichen Studien ganz beiseite geschoben? fragte Anthemia.

— O, nicht doch! antwortete Emma. Die frühen Morgenstunden und die Abendzeit gehörten der wissenschaftlichen Tätigkeit an. Eine solche dreifache Beschäftigung, als: Erziehen, Wissenschaft und Musik pflegen, war nur bei einer rastlosen Arbeitskraft möglich, wie sie wenigen beschieden ist und wie wir Frauen sie uns kaum vorstellen können.

— Ein Glück muß ich es nennen, sagte Anthemia in etwas gereiztem Tone, daß nicht alle Frauen dein leichtblütiges Temperament besitzen. Ich darf von mir selbst bekennen, seit Jahren lebe ich fast den ganzen Tag rein geistigen Bestrebungen —, bin in der Kunst und ästhetischen Literatur anhaltend fleißig. Ich lasse auf den Frauen als solchen nicht so leicht einen Vorwurf haften, — ich —

— Halt ein! warf Emma lachend dazwischen, ich will mich ja um alles in der Welt nicht mit dir auf das dialektische Kampfgefilde begeben; hierin bilde ich die vollständige Resignation. Da will ich doch eiligst in meiner Erzählung fortfahren. Höre weiter. Ein abgegrenztes Jahr bekleidete Wittig sein Erzieheramt. Kaum glaublich waren die Fortschritte, die er während dieser kurzen Spanne Zeit in der Kunst des Klavierspiels zuwege brachte. Er gelangte in diesem einen Jahre bis zu schwereren Sonaten von Haydn, Mozart, Clementi und sogar — abgesehen von den zwei kleinen, leichten Sonaten Beethovens in G-dur und G-moll (op. 49) — zu einem der wunderbaren großen Adagios dieses Meisters; ich meine den weihevollen E-dur-Satz der Sonate in C (op. 2).

— Ich falle aus einem Staunen ins andere, sagte hier Anthemia. Übertreibst du denn auch wirklich nicht? Ich kann's nicht fassen. Wie sollte jemand in einem Jahre bis zu Werken vom echten, vollen Beethoven vordringen können! Überhaupt muß ja die Verknöcherung gänzlich ungeübter Finger ein kaum überwindliches Hindernis für die Fertigkeit der Hände sein.

— Dieser Punkt wird uns noch beschäftigen, entgegnete Emma. Freilich wollte es ihm hier nach seiner Rückkehr fast niemand glauben, daß er in seiner Jugend nie musiziert hätte. Das ist nun einmal feststehende Tatsache, du mußt es also ebenfalls als Wahrheit hinnehmen. Hierbei fällt mir noch aus der Zeit seiner Annäherung an den eigentlichen Beethoven ein charakteristischer Zug ein, den ich dir nicht vorenthalten möchte. So sehr es auch schon damals sein Sehnen war, etwas echt Beethovensches bewältigen zu können, dünkte es ihn doch einer Entweihung gleich, daß sich seine Stümperhände an so hochpoetischen Werken vergreifen sollten. Und erst, nachdem sein Lehrer diese Gewissensbedenken beschwichtigt hatte, fing er an, sich ein großes Adagio dieses Meisters einzuprägen. In unserer Stadt nun nahm der junge Studio sofort wieder seine Hauptwissenschaft, die Philologie, auf und betrieb daneben unter Leitung eines Musiklehrers das Klavierspiel. Schon im ersten Jahre seiner Musikzeit und in immer steigendem Maße während der Folgezeit setzte er seine Lehrer durch das ganz selbständige Erfassen der musikalischen Theorie in Erstaunen: denn ohne jede Anleitung abstrahierte er sich von selbst durch energisches Anschauen aus den Meisterwerken der Tonkunst die wesentlichste Kenntnis der Akkorde und der Modulation. Daneben kam frühzeitig die Anlage zum Vorschein, vollständige Sonaten aus dem Kopfe zu spielen. — Er mochte etwa wieder einen Zeitraum von dreiviertel Jahren in unserer Stadt durchflogen haben, als er zum höchsten Erstaunen aller ganze Sonaten von Beethoven, darunter die Sonate pathétique (op. 13), auswendig vortrug, natürlich in den feurigsten Zeitmaßen. Seinen Lehrern — er wechselte ziemlich häufig — imponierte seine Eigenartigkeit, die ihn, abgesehen von den notwendigen Etuden, lediglich bei klassischen Sonaten und, schon damals, in überwiegendem Maße bei Beethovenschen Werken duldete. Wenn auch die Steifheit der Finger

dem hohen, leidenschaftlichen Aufschwunge seines Geistes hartnäckig Einhalt gebot: er wollte nicht rasten, bis sein starrer Fingertrotz gebrochen wäre.

— Überkam ihn denn in dieser Studienzeit nicht schon eine Ahnung, daß die Musik dereinst sein Bereich werden müsse? fiel jetzt Anthemia ein. So natürlich es übrigens erscheint, daß die Finger weder behend noch geschmeidig sein können, wenn sie nicht von Jugend auf geschult und abgerichtet werden, so mag diesem kunsteifrigen Jünger eine solche Ungelenkigkeit doch wohl großen Kummer bereitet haben.

— O, darüber werde ich leider noch traurige Enthüllungen zu machen haben, antwortete Emma. Daß aber die Musik dereinst sein Lebenselement sein werde, stand damals schwerlich in seinem Bewußtsein, obgleich man seinem musikalischen Talente übermäßig viel Lobeserhebungen spendete. Gleichsam als geflügeltes Wort lief kurz, nachdem seine Mentorschaft ihr Ende erreicht hatte, hier der humoristische Ausspruch eines seiner Kommilitonen durch all seine Bekanntenkreise. Dieser sprach's, nachdem er zum ersten Male einen Klaviervortrag Edgar Wittigs angehört hatte, in urwüchsigem Humor aus: „Na, wenn er achtzig Jahre alt wird, dann kann er noch ein zweiter Beethoven werden."

Anthemia mußte herzlich darüber lachen. Nachdem sie wieder zur Ruhe gekommen war, fragte sie ihre Freundin:

— Woher kennst du denn so genau alle Einzelheiten aus dem früheren Leben dieses jungen Künstlers?

— Das Meiste, versetzte Emma, weiß ich aus seinem eigenen Munde. Er verkehrt seit mehreren Jahren in unserem Hause, so daß ich mir allmählich sein volles Vertrauen erworben habe. Offen gestehe ich's dir, ich bin recht stolz auf seine Freundschaft. Ich kann's nicht ausdrücken, wie sehr ich mich freuen würde, wenn ihm ein gütiges Geschick ein edles Weib schenken wollte, das so ganz seine stolze Künstlerseele begreifen könnte. Du, Anthemia, und Edgar

Wittig: das wäre so ein Paar, wie es die Liebesgenien nicht in Äonen harmonisch vollkommener zusammenfügen könnten. — Du errötest und schlägst die Augen nieder. Glaube mir doch aufrichtig, eine so edle, feurige, geisteshohe Männernatur ist deiner gewiß würdig, wie sehr du auch alle Frauen, die ich irgendwie kenne, an Adel der Gestalt und des Geistes überragst.

— Wenn du mich nicht ernstlich böse machen willst, sagte darauf Anthemia ruhevoll, aber mit einem Anschein von Gereiztheit, dann verschone doch mein Herz mit solcherlei Reden. Ich beschwöre dich bei allem, was heilig ist. Glaubst du vielleicht, daß sich ein Liebesdrama so herunterspielen läßt, wie ein Musikstück? Du scheinst es übrigens als selbstverständlich anzunehmen, daß ich jenes Künstlers Aufmerksamkeit in besonderem Grade erweckt habe. Sollte er deinem Herzen vielleicht irgend etwas darüber anvertraut haben? Wenn du durch kein Versprechen zu schweigen gebunden bist, dann bist du es unserer Freundschaft schuldig, zu reden.

— Entschleiert hat er mir nichts, beeilte sich Emma zu bemerken. Du würdest auch gar nicht auf diese Vermutung kommen, wenn du seinen unbändigen hohen Mannesstolz kenntest. Darin ist er dir ein leibhaftiger Sohn der atrytonischen Pallas Athene. Er will frei von aller Sklavenhaftigkeit sein, auch wo das schöne Geschlecht in Betracht kommt. Darum wappnet er sich zuweilen mit mehr Zurückhaltung, als ihm wohltuend sein kann. Er sprach mir also nach jenem Konzerte freilich in sehr begeisterten Ausdrücken über dein wunderbares Spiel; er meinte unter anderem: du spieltest den Beethoven doch gar zu herrlich. Weiterhin mußte er auf meine Fragen der Wahrheit gemäß einräumen, daß du ihm immer überaus schön vorgekommen wärest, aber am allerschönsten, als du das Beethovensche Konzert spieltest. Und dabei umspielte seinen Mund ein ganz eigentümliches

Lächeln, das ich mir dann nach meinem Sinne deute. Überdies habe ich wohl bemerkt, daß er dich in den Konzerten fast unausgesetzt beobachtet. Nun weiß er, daß wir befreundet sind: es ist ihm jedoch noch niemals eingefallen, an mich die Bitte zu richten, daß ich ihm die Bekanntschaft mit dir erwirken möchte. Er will alles sich selbst verdanken. Und dennoch sehe ich hierin ganz klar, offenbare dir aber meine Gesichte nicht, um dich nicht aufs neue zu reizen. Soll ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnehmen?

Anthemia schien wie aus einem Traume zu erwachen. Sie faßte sich schnell und sagte mit leichter Unruhe:

— Ei gewiß! liebe Emma. Jeder eigenartige Lebenswandel hat für mich etwas Fesselndes. Da könnte ich dir bis spät in den Abend hinein unermüdet zuhören.

— Wohlan denn! fuhr Emma fort. Im zweiten Jahre nach Wiederaufnahme der Universitätsstudien konnte Wittig seiner Lieblingskunst nur ganz geringe Zeit widmen, denn jetzt galt es, die notwendigen Vorkehrungen zum formellen Abschlusse der Studien zu treffen. Am Ende eben jenes Jahres konnte der junge Gelehrte seinem Studentum voll Zuversicht den Rücken wenden. Seine Professoren sprachen seinen wissenschaftlichen Leistungen ihre volle Zufriedenheit aus und hegten nicht geringe Erwartungen von seiner wissenschaftlichen Zukunft. Wohl möglich, daß solche Hoffnungen sich erfüllt hätten! — Aber die Macht des Beethovenschen Tongeistes fing jetzt an, ihr Übergewicht über die Mächte der Wissenschaft geltend zu machen. Dem Riesengeiste Beethovens allein, der auf diesen Menschen einen gewiß einzig dastehenden Einfluß ausübte, ist es zuzuschreiben, daß seine Wissenschaft von der Musik verdrängt ward und dieser Kunst fast unumschränkte Alleinherrschaft in seinem Geiste gewähren mußte. Durch die Tonherrlichkeit dieses Meisters ward der in ihm schlummernde Kunstfunke zur hochlobernden Flamme angefacht. — Bald nach dem Abschlusse seiner Studien besuchte

er seine Eltern, die er seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte. Zur Zeit, als er das letzte Mal seine Vaterstadt besucht hatte, kannte er nicht einmal die Musiknoten — und jetzt konnte er sich der überraschten Familie als ziemlich fertigen Klavierspieler vorstellen. Aber sein Vater, ein durch tiefe Gottesgelehrsamkeit und wahre Frömmigkeit ausgezeichneter Mann, nahm bald ein Ärgernis an dieser kolossalen Musikleidenschaft, die gerade jetzt anfing, alles Nichtmusikalische auf die allerentschiedenste Weise aus seinem Gesichtskreise zu bannen. Sehr lebhaft kann ich mich noch des ergreifenden Momentes erinnern, als Wittig erzählte, wie sein Vater einmal während dieser anhaltenden Klavierübungen heftig erregt in sein Zimmer trat und die zornigen Worte hervorstieß: „Willst Du denn endlich aufhören? Wenn ich dich so stundenlang nichts als das eitle Klavierspiel betreiben höre, dann ist mir's gerade, als ginge mir ein Stich mitten durchs Herz". Das war denn freilich für Edgar ein Sturz aus all seinen Himmeln. Doch die Mutter hatte ihre stille Freude an diesem Talente ihres Augapfels.

— Ist diese Mutter musikalisch? fragte Anthemia. Oder gehört sie zu den an und für sich heiligen Müttern, denen des Geschickes Mächte die ahnende Regung, das feinsinnige Gefühlsleben verliehen haben?

— Das letztere trifft hier weit mehr zu als das erstere, erklärte Emma. Seine Mutter hatte wohl als Mädchen recht brav Klavier gespielt, aber mit ihrer Verheiratung mußte des Gatten strenge Art, die alles Tonspiel — es sei denn, daß es zu Ehren Gottes erklang — als eitlen Tand verwarf, dem Musiktreiben seiner Gattin ein schnelles Ende bereiten. Genug, daß diese Mutter, ohne eigentlich musikverständig zu sein, auf die gute, begnadete Seele ihres „goldenen Sohnes" baut. Das ist überhaupt eine von den seltenen Müttern, die ihre Söhne instinktiv anbeten müssen. Höre nur diesen einen Zug ihres Wesens. Sie liebt ihn um seiner guten

Seele willen, wie sie sich gern ausdrückt. Ohne irgendwie höhere Bildung zu besitzen, ahnt sie das Große in und aus ihm. Wenn er manchmal während seiner Besuche im elterlichen Hause bei Gesellschaften das Wort zu Vorträgen, Toasten oder dergleichen ergreift, dann schnellt diese Mutter, wie von höherer Kraft beseelt, empor, um stehend voller Andacht den Worten des angebeteten Sohnes zu lauschen. Und oft genug küßt sie ihm die Hand. — Doch höre mich weiter an. Drei Jahre, einige Lücken abgerechnet, hatte Wittig nunmehr Musikunterricht genommen und sich im dritten Jahre bereits in kleinen Kompositionen versucht. Jetzt fing er auch an, sich um die musikalische Literatur zu kümmern und Bücher über allgemeine Musiklehre zu studieren. — Die Besuchszeit in der Heimat erreichte ihr Ende und unsere Musenstadt wurde aufs neue zu seinem Lebenssitze auserkoren. Damit beginnt nun die bittere Leidenszeit des aufkeimenden Künstlers. Er stand ganz allein da: von Eltern oder anderen mochte und konnte er keine Existenzmittel erwarten — an eine feste Anstellung, wie sie ihm sein wissenschaftlicher Beruf ermöglichen konnte, gab er jeden Gedanken auf —, es leuchtet ein, daß er einer sorgenschweren Zukunft entgegenpilgern mußte. — Die behagliche Ruhe in seinem elterlichen Hause, der innige Verkehr mit einer um einige Jahre jüngeren Schwester, strahlend in bezaubernder Anmut und Geistesschönheit, hatten ihm reichliche Gelegenheit verschafft, sein Innerstes zu erkennen und zu begreifen. Ganz leise hatte oft, während er in Beethovens Tonströmen das heilige Bad musischer Begeisterung empfing, eine Stimme in ihm geflüstert: die Tonmuse ruft, in ihren rettenden, beseligenden Armen winkt dir die heißersehnte Befriedigung des Geistes. So war er voll von Enthusiasmus für die Tonkunst, oder — nach seiner Weise zu reden, da für sein subjektives Empfinden Tonkunst und Beethoven zu einer Einheit verschmolzen sind — erfüllt von Begeisterung für diesen Tongeist in die Residenz zurück-

gekehrt. — Die Wissenschaft ward immer mehr vernachlässigt, es litt ihn nun einmal nicht dabei. Was konnte ihm der trockene, philologische Bücherkram im Vergleich zu Beethovens lebenskräftigen Tonschöpfungen bieten?

— Mir will es scheinen, unterbrach sie hier Anthemia, daß diese ausschließliche Hinneigung zu Beethoven doch wohl im Charakterwesen des jungen Künstlers begründet sein muß. Weißt du auch hiervon so interessant zu erzählen?

— Darüber, meine Teure, könnte ich dir weite und breite Abhandlungen vortragen, die mich jedoch weit von meinem Thema entfernen würden. Überlassen wir diesen merkwürdigen Punkt einer anderen Gelegenheit. Höre also weiter. Nunmehr setzte Wittig all seine musikalischen Studien ohne Lehrer fort. Und nun denke dir's: nach einiger Zeit setzt er sich hin und komponiert, ohne jemals Kompositionsstudien betrieben zu haben, eine große Phantasie-Sonate. Ich kenne die Komposition nicht, kann daher auch nicht über den Wert oder Unwert derselben reden. — —

— Bist du nicht im Besitze dieser Sonate?, fiel Anthemia mit unruhiger Hast dazwischen. Gar zu gern möchte ich solch eine urwüchsig naturalistische Komposition kennen lernen. Ich wollte, dieser junge Künstler lieferte ein Seitenstück zum Vater unserer Tragödie, zu Aischylos, von dem erzählt wird, daß ihm nach seinem eigenen Bekenntnisse das Talent mehr von Bakchos übernatürlicher Weise geschenkt als durch eigene Kraft erworben zu sein schien. Aischylos hatte die tragische Poesie nicht studiert, sondern war in seiner Schaffenslust dem mächtigen, unwiderstehlichen Triebe seines Genius gefolgt.

— Dieser Parallelismus, versetzte Emma, macht nicht weniger deinem Hellenentume als deiner hohen Meinung von Wittigs Künstlerberuf alle Ehre. Die betreffende Komposition besitze ich selbst zwar nicht, allein — fuhr Emma schalkhaft lächelnd fort — dir kann geholfen werden. —

Ich weiß nur das eine, daß hauptsächlich die fortwährenden Studien Beethovenscher Sonaten ihn zu diesem tollkühnen Erstlingsversuche begeistert haben. Aber dieser Wurf brachte die endgültige Berufsentscheidung. — Doch eben fällt mir ein, daß ich von ihm ein kleines Gedicht besitze, worin dem Abschiede von der so lange gehegten und gepflegten Wissenschaft passender Ausdruck verliehen wird.

— Dichtet er denn auch?, fragte Anthemia verwundert.

— Nun, antwortete Emma, heutzutage macht ja fast jeder Mensch Gedichte: sollte er es, als ein empfindungsvoller Künstler, nicht vermögen!

Emma hatte mittlerweile das erwähnte Gedicht hervorgesucht und sagte dann zu ihrer Freundin:

— Hier ist Edgars Lied, liebe Anthemia, erlaube, daß ich's dir vorlese:

Gestillte Sehnsucht.

Ich fühlt' ein heißes Sehnen,
Das mir die Lebensruh' benahm,
Ich wußte nicht, woher es kam —
Das Schicksal schien zu höhnen.

Nicht halfen mir die Geister,
Die mich seit früher Zeit genährt,
Die ewig preisen mich gelehrt
Des Geistes hehre Meister.

Kalt ließen mich die Frauen,
Der Freunde lust'ge Lebensart —
Der Wissenschaften greiser Bart
Erfüllte mich mit Grauen.

Es zogen alle Welten
Aus meinem dumpfen Geistesschatz,
Als schafften einer Welt sie Platz
Mit himmelschönen Zelten.

Und in die leere Stätte
Zog jetzt die Tonkunst jubelnd ein
Mit ihrem güldnen Sonnenschein
Und brach der Qualen Kette.

Sie brachte neues Leben
Dem schon erschlafften Herzensschlag:
Und wundersam nun in mir lag
Ein schweres, hohes Streben.

Da kehrt die Ruhe wieder —
Und ungeahnter Schaffensdrang
Beseelt nun meinen Lebensgang —
Das ist die Welt der Lieder.

— Allerliebst, recht fließend, sagte freudig Anthemia.

— Und siehst du, erscholl es aus der Freundin Munde, dieses Gedicht entstand gerade in der Zeit, als es bei ihm fester Wille geworden, sein Leben ganz der göttlichen Musik zu widmen. Diesen festen Entschluß faßte er jedoch nicht, ohne sich vorher mit Fachmännern über die geeigneten Wege verständigt zu haben, die zur Erwerbung der vollen Künstlerschaft notwendig sind.

— Aber vorhin, liebste Emma, tatest du ja seiner bitteren Leidenszeit Erwähnung, die hierbei ihren Anfang genommen hätte. Originelle Leiden, Leiden, die der notwendige Ausfluß einer fest geprägten Natur sind, erwecken immer in so reichem Maße mein Mitgefühl. Derartiges gehört nun einmal stets zu den Erhabenheiten in unserem Erdendasein. Ist deine Lust zu erzählen noch nicht erschöpft, dann bitte ich dich so innig wie möglich, jetzt gerade davon zu sprechen.

— Sehr gern, meine Anthemia. Doch das will ich dir voraussagen, deine großen Strahlenaugen werden dabei mehr als einmal in einem Tränensee schwimmen. Bisher nun hatte Wittig die Kunst mehr oder weniger dilettantisch betrieben: jetzt mußte die praktische und theoretische Seite der Musik künstlerisch angefaßt werden. Mehr als ein Jahr hindurch war er im Klavierspiel und in der Komposition sein alleiniger Lehrmeister gewesen, nun aber mußte er sich auf den Rat einsichtsvoller Männer seiner Kunst in diesen

beiden Zweigen bewährten Lehrkräften der Tonkunst anvertrauen; Edgar sollte aufhören, Autodidakt zu sein. Das war natürlich ein teures Unterfangen. Zu diesen nicht geringen Kosten kam, nach wie vor, die Klaviermiete und das zum Notenankauf erforderliche Geld. Du begreifst wohl vollkommen, daß das neue Musikstudium seinen Haushalt sehr belasten mußte. Vergegenwärtige dir außerdem noch alle notwendigen Ausgaben, die zu einer noch so bescheidenen Existenz in unserer Stadt gehören — und du wirst die klare Überzeugung gewinnen, daß es ein großes Wagnis bedeutet, ohne jede fremde Hilfe lediglich der eigenen Tatkraft eine so gewaltige Last aufzubürden. Aber die Begeisterung für die Kunst, die Erhebung, welche seine Seele täglich aus Beethovens Werken einsog, ließen ihn heldenkühn allen Gefahren der Gegenwart und Zukunft Trotz bieten. Den erforderlichen Lebensunterhalt und die Kosten für die Musikstudien suchte er sich durch Privatstunden in wissenschaftlichen Lehrgegenständen zu erwerben. Zu Anfang ging alles recht gut. Denn da er die Kinder mehrerer Familien sehr erfolgreich fürs Gymnasium vorbereitet hatte, fehlte es ihm auch jetzt selten an einträglicher Beschäftigung. — Einem reichen Manne sollte er eine echt dramatische Peripetie seines Lebens verdanken — den eigentlichen, leider fruchtreichen Keim zu seiner Dornenbahn. — Wittig hatte damals die Wahl zwischen einer sehr günstigen Hauslehrerschaft und einer mehrstündigen täglichen Beschäftigung als Privatlehrer — letzteres im Hause jenes reichen Mannes. Dieser nun schilderte unserem aufstrebenden Künstler mit lebhaften Farben das Mißliche des Hauslehrerstandes und fand in Wittigs freiheitdürstender Seele den erwünschten Anklang. Nachdem jener Reiche unserem Künstler auf dessen ausdrücklichen Wunsch die feierliche Zusicherung gegeben hatte, daß diese Privatstellung von langer Dauer sein sollte, ging derselbe auf den Vorschlag ein. Der werdende Künstler konnte nun mit knappester Not

sein doppelseitiges Dasein fristen. An den Kindern jenes Herrn *** hatte bereits eine beträchtliche Anzahl von Lehrern vergeblich ihre pädagogischen Fähigkeiten verschwendet. Herr *** schien voller Zufriedenheit mit Wittigs Leistungen. Allein nach einiger Zeit, am Ende eines Monats, erhielt Wittig, ohne irgendwie darauf vorbereitet zu sein, ein Billet, worin ihm dieser Reiche kundtat, daß er sich wegen einer Unpäßlichkeit seines ältesten Sohnes genötigt sehe, Wittigs Unterricht ganz aufzugeben. Es wurden aber von unserem Freunde der Kinder drei unterrichtet. Von irgend einer Entschuldigung oder Entschädigung war nicht die leiseste Andeutung bemerkbar. So wurde urplötzlich der arglose, vertrauensselige Wittig durch die Rücksichtslosigkeit eines angesehenen, gebildeten, reichen Mannes fast um seine ganze Daseinsmöglichkeit gebracht. — Ich wundere mich durchaus nicht über die Unmutswolken, die sich auf deiner Stirn ansammeln, liebe Anthemia. Geht es mir doch heute noch immer so, wenn ich daran erinnert werde.

— Und wie nahm dein Freund dieses bittere Ereignis auf? fragte Anthemia, den Blick voll Angst auf Emma gerichtet.

— Zuerst wallte sein Blut mächtig auf, erwiderte die Gefragte, denn sein Wesen hatte sich damals noch nicht die unerschütterliche Seelenruhe angeeignet, die ihm jetzt eigentümlich ist. Es verlangte ihn, jenem Manne in scharfen Ausdrücken dessen arge Gewissenlosigkeit vorzuhalten: allein bald folgte er seinem edleren Ich und suchte sich diese verhängnisvolle Begebenheit ganz aus den Sinnen zu schlagen. Es hielt freilich schwer, denn er fand anderweitig nur einen höchst geringen Ersatz für den Verlust jener Privatstellung. Daß man in solchen Fällen doch auch die Hilfe der Staatsgesetze anrufen könne, davon hatte unser Wittig damals freilich keine Ahnung. Solch ein Gedanke wäre ihm nicht im Traume eingefallen. — Jetzt aber zeigte sich seinen Blicken

ein trostloser Abgrund. Die große Menschenmehrheit in ihrer kläglichen Torheit und Schwachheit ist zu glauben geneigt, daß ein Jünger der Wissenschaft, der sie als Berufsobjekt aufgibt und sich der Kunst widmet, damit zugleich die Fähigkeit verliert, wissenschaftlichen Unterricht zu erteilen. Das Vertrauen zu Wittigs Lehrtüchtigkeit in den wissenschaftlichen Disziplinen ward zusehends geschwächt, — die Überzeugung von seiner musikalischen Lehrbefähigung war aber durchaus noch nicht vorhanden. So kam er in die furchtbarste Lebensnot. Er mußte elender darben als der geringste Tagelöhner. Höre das Unglaubliche: fast ein ganzes Jahr hindurch bestand sein Mittags- und Abendmahl lediglich aus Brot. Und doch wurde die Musik mit rasender Begeisterung gepflegt — und jedes noch so hohe Opfer wurde ihr leichten Herzens dargebracht. — Du weinst, Anthemia. Ich wußte es wohl, daß sich deine Augen mit Tränen anfüllen würden, gutes, edles Herz. Du weißt jedoch noch nicht alles. — Die machtvollste Triebfeder zu dieser heroischen Aufopferung war der Riesengeist des unsterblichen Beethoven. Dem Rufe dieses Einzigen mußte unter allen Umständen Folge geleistet werden, mochte die Not noch so groß sein. Was Wunder, daß außer den Geldopfern, die seine eigentlichen Musikstudien erheischten, die Konzerte kein geringes Quantum verschlangen. Wohl noch nie hat jemand so in Beethovenschen Symphonieen geschwelgt, wie dieser junge Musiker. Und wohl nie hat jemand diesem Hochgenuß so schwere Opfer gebracht, wie er. Nicht nur, daß er unbedenklich den letzten Heller fortgab, wenn es galt, eine der unvergleichlichen symphonischen Schöpfungen dieses Tonmeisters anzuhören, er veräußerte bisweilen sogar Wertsachen um dieses einzigen Zweckes willen. — Neben dieser Hauptleidenschaft ward er bald von einer Spezialleidenschaft für Beethovens siebente Symphonie in A-dur beherrscht. Da mochte nun schlechterdings alles Mögliche und Unmögliche

vorfallen: das Anhören dieser Symphonie wurde niemals von ihm verabsäumt, gleichviel, welches Orchester sie zur Aufführung brachte. Das wußten auch bald viele seiner Bekannten und Freunde, daß sein Ich von der Aufführung der A-dur-Symphonie unzertrennlich sei. Ich habe es selbst erlebt, daß er bei uns an der Sonntagstafel manch ein verwöhntes Frauenherz verletzte, wenn die eine oder die andere ebenso beredt als vergeblich bitten mußte, er möchte das bevorstehende Symphonie-Konzert doch einmal ihr zuliebe opfern. Die A-dur-Symphonie hatte größere Macht über ihn als der liebreizendste Frauenmund. Kannst du dir das zusammenreimen?

— Nicht vollkommen, antwortete Anthemia, während ein schmerzensreicher Zug ihrem Wesen etwas besonders Erhabenes verlieh. — Wie sehr ich auch die ersten drei Sätze dieser Tondichtung bewundere und liebe: ich kann mir den vierten Satz doch gar nicht in psychologischen Zusammenhang mit den anderen Sätzen bringen. Aber dieser Künstler häuft mir Wunder auf Wunder. Ein solcher Grad von Beethovenbegeisterung würde mir völlig unglaublich erscheinen, wenn du, Einzige, mir nicht für die volle Wahrheit bürgtest.

— Den Farben, mit denen ich dir dieses Lebensbild entwerfe, teure Anthemia, könnte man wahrlich eher den Vorwurf machen, sie seien zu matt, als den, daß sie zu grell sind. Ich kann geradezu sagen, daß sein Leben seit langer Zeit völlig in Beethoven aufgeht. Den Tag beginnt und beschließt er mit diesem Geiste. Hat er in der Frühe aus einer Beethovenschen Sonate sittliche Stärkung gewonnen, dann beginnt sein Tagesstudium. Betritt man seine Häuslichkeit, so findet man ihn entweder an einer Beethovenschen Sonate übend, oder eine Partitur dieses Meisters studierend oder Bücher lesend, die das Leben dieses hohen Geistes behandeln. Hier habe ich noch eine Sonett auf Beethoven,

das er einst während eines Symphonie-Konzertes dichtete: das muß ich dir doch noch vorlesen. Höre:

Beethovens Weihe.

Sonett.

Versunken in gar wundersames Träumen,
Saß wachen Sinnes Beethoven, der Knabe;
Er träumt von ungeahnter Himmelsgabe,
Er ahnt ein Reich von unbegrenzten Räumen.

Da rauscht es über urgewalt'gen Bäumen,
Es fliegt mit Zeus' umkränztem Donnerstabe,
Damit Musik nun einen König habe,
Herbei der Vögel Herrscher ohne Säumen.

Sanft schlummert längst das Kind vom Götterstamme;
Der Aar berührt des Knaben Wunderscheitel
Mit jenem gold'nen Scepter schnell und lange:

Und Polyhymnia mit Zauberklange
Entfernt von Beethoven, was Göttern eitel,
Und weihet ihn zu hehrem Gottesflamme.

— Dieses Gedicht, bemerkte darauf Anthemia, könnte mich zu allerhand Gedanken anregen. Zunächst bin ich, die Griechentochter, hocherfreut, immer wieder zu erkennen, wie tief in Herrn Wittig die Neigung für Hellas wurzelt. Am interessantesten war mir der Schluß mit seiner merkwürdigen Verschmelzung antik-heidnischer Mysterien und christlicher Symbolik.

— Ja, ein begeisterter Hellenist ist er, Anthemia, das weiß der Himmel; ich denke mir auch aus diesem Gesichtspunkte seine Freude unendlich, wenn er mit dir feinsinnige Gespräche über die göttlichen Hellenen und seinen unsterblichen Beethoven führen könnte. Ich habe nur diese zwei Leidenschaften, sagte er uns vor einiger Zeit: Beethoven und die Griechen, vornehmlich die Athener. — Wie du doch abermals so lieblich errötest!

— Du bist doch unverwüstlich in deinen schelmischen

Neckereien, Emma. Sage mir aber noch: hat er dir denn auch selbst von seiner bejammernswerten Lebensweise gesprochen?

Die Augen Anthemias drückten dabei rührendste, innigste Teilnahme aus.

— Das nun gerade nicht, sprach Emma. Er ist schon im allgemeinen verschlossener Natur; am allerwenigsten kommt so ohne weiteres eine Klage über seinen Mund. Aber sein düsteres Aussehen, die festgeschlossenen Lippen, die sich niemals dem Lachen zu öffnen schienen, führten eine Sprache trüber Beredtsamkeit. Doch bis vor kurzer Zeit hatte ich selbst keine Ahnung von einer derartigen Tiefe des Elends. Ein Zufall enthüllte mir das Schreckliche. Ich erfuhr es von einem seiner Freunde, der sich einmal bei uns eine darauf hinzielende Äußerung entschlüpfen ließ, so daß alles zu meiner Kenntnis gelangte. Aber Wittig hat keine Ahnung davon, daß ich es weiß, wie sehr er gedarbt hat und noch darbt. Und er brauchte Körper und Geist nicht zu martern, wenn er die Musikkosten beseitigen wollte. Doch das durfte um keinen Preis geschehen, sollte er auch gänzlich dabei zugrunde gehen.

— Dann verkünde ich's in deine Seele: Dieser Mann mit seiner unerschütterlichen Opferfreudigkeit muß ein Schützling des lorbeerspendenden Gottes sein!, rief Anthemia begeistert aus, aus den Augen leuchtend, wie die prophetische Sibylle.

— Auch ich erwarte Großes von diesem hohen Geiste, bemerkte Emma, aber vielleicht auf einem anderen als musikalischen Felde. — Übrigens gesellten sich zu seinem freiwilligen Kunstmärtyrertum auch andere unvorhergesehene Leiden mancherlei Art, besonders der quälende und nagende Gedanke, daß es mit den musikalischen Fortschritten so mühselig schleichend ginge, zumal inbezug auf die Klaviertechnik. Der Fingertrotz war vielleicht natürlicher als sein Willenstrotz. Dazu kam auch noch das allseitige, lästige, obgleich durchaus wohlgemeinte Abraten von einer Kunst, in welcher ihm nach dem Urteile der Meisten keine Rosen erblühen

könnten. Auch ich konnte mich erst sehr spät mit dem Gedanken vertraut machen, daß er seinen so vielversprechenden wissenschaftlichen Beruf mit dem problematischen eines Musikers vertauscht habe. Von allen Seiten regnete es Vorwürfe, Bitten, Ermahnungen, Belehrungen, deutliche Zeichen von Unzufriedenheit, ja von ernstem Groll über diesen wunderlichen, unfaßbaren Wechsel der Lebensbestrebungen; manche wurden sogar an seinem Verstande irre: allein alle Pfeile prallten von dem felsenharten Panzer seines klaren, festen Willens machtlos zurück. — Früher war man entzückt von seinem Klavierspiel, obwohl es doch ganz dilettantenhaft war; jetzt aber, wo es anfing, künstlerische Gestalt zu gewinnen, machte man absichtlich nicht viel Aufhebens davon. Seine Künstlerwürde fühlt sich freilich ob solchen Unwesens tief gekränkt, daher zieht er sich immer scheuer von der Gesellschaft zurück. Auch bei uns ist er jetzt ein sehr seltener Gast.

— Wer weiß, liebe Emma, ob es gut ist, daß ich so tiefe Einblicke in das Geisteswalten dieses Mannes tun durfte. Ach, mißdeute mein Seufzen nicht. — Hat er denn jetzt nach so qualvollen Zeiten noch keine Aussicht, daß sich ihm irgendwie die rettenden Hilfspforten auftun?

— Ach ja, entgegnete Emma, dem Himmel sei dank; ihn erwartet jetzt wieder eine lohnendere Privattätigkeit. Ich selbst habe ihn mehreren Familien angelegentlichst empfohlen. — Auch folgendes ist für sein eigenartiges Leben charakteristisch. Es ist uns beiden nur allzu einleuchtend, daß ein so übermäßig betriebenes Musikstudium, verbunden mit der elendesten Ernährungsweise, das körperliche Gedeihen untergraben mußte. Verschiedene Leute seiner Bekanntschaft, die keine Ahnung von seinem Doppelleiden hatten und sein krankhaftes, abgehärmtes, leidensvolles Aussehen beobachteten, sagten sich wohl, daß Wittig jetzt ein recht wüstes, schwelgerisches Leben voller Lust und Ausgelassenheit führen müsse. Wie sollten sie sich sonst sein abgezehrtes, blasses Gesicht

deuten? Bisweilen wurden ihm solche Mutmaßungen klar und offenbar; bedenke, wie ein derartiges Verkennen des reinsten Strebens auf sein Gemüt einwirken mußte. Er trank auch diesen Tropfen willig aus dem Kelche seiner Leiden.

— Wie heilsam könnte doch oft manch unnütz verschwendetes Gut verwendet werden, bemerkte Anthemia wehmutsvoll. Wie schwer muß alles dieses auf seinem Geiste lasten? Und doch ist er noch ganz ungebeugt?

Nicht allein ungebeugt, sondern männlich stolzer denn jemals, belehrte sie Emma. Seine erlangte sittliche Würde und vor allem Beethoven, der Mensch und Künstler, halten ihn in allen Drangsalen seines Lebens aufrecht. An diesem höchsten Leitstern rafft er sich stets wieder auf, mag er auch noch so daniedergebeugt sein.

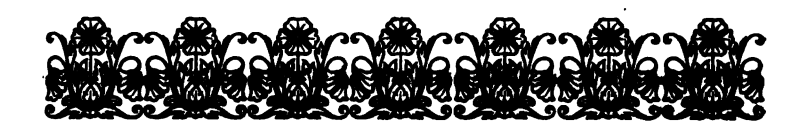
— Ich bin dir wahrhaften Dank schuldig, sprach Anthemia mit fast hastiger Unruhe, indem sie sich erhob. Heute gehe ich wohl einer traumreichen Nacht entgegen. Wie vieles hat jetzt mein armes Hirn zu erwägen und zu verarbeiten, ich bin ganz voll von diesen Eindrücken. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß es in unserer schreckhaft nüchternen, materiellen Zeit einen solchen radikalen Idealisten gäbe! — Doch nun, herzenstraute Emma, muß geschieden werden. Wann sehen wir uns denn wieder?

— Jedenfalls nächsten Sonntag bei uns zu einem kleinen Familienmahle, antwortete Emma, während ihren Mund wieder jenes schalkhafte Lächeln umspielte. — Ich zähle mit Bestimmtheit auf dich. Nicht wahr, du kommst, Anthemia?

— Gewiß, gewiß, liebe Emma, von Herzen gern; aber ich hoffe, dich jedenfalls noch vorher bei mir zu sehen. Wir wollen bald wieder bei mir nach Herzenslust musizieren; wer weiß, ob ich dir nicht noch allerlei zu erzählen haben werde. Doch nun Adieu, Herzens-Emma!

Die Freundinnen umarmten und küßten sich.

Anthemia fuhr unter seligem Sinnen nach Hause.



Viertes Kapitel.

Das Wunder der Beethovenschen Tonmacht.

Sich so verscheucht
Von dem zu finden, den man hochzuschätzen
Sich so gezwungen fühlt; so weggestoßen
Und doch so angezogen werden! Traun,
Da müssen Herz und Kopf sich lange zanken,
Ob Menschenhaß, ob Schwermut siegen soll.
Oft siegt auch keines: und die Phantasie,
Die in den Streit sich mengt, macht Schwärmer,
Bei welchen bald der Kopf das Herz, und bald
Das Herz den Kopf muß spielen.
Lessing: Nathan der Weise.

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.
Schiller: Sehnsucht.

Edgar Wittig hatte das erste Jahr seines Musikstudiums hinter sich. Das Erringen der notwendigen Doppeltechnik für die ausübende und selbstschöpferische Kunst kostete körperlichen und geistigen Schweiß. Wie oft mußte er an die Wahrheit des Hesiodeischen Ausspruches erinnert werden, daß die Götter den Schweiß vor die Tüchtigkeit gestellt haben (Τῆς ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν)!

Viel eher gelang es ihm mittlerweile, die Schwierigkeiten der Kompositionstechnik, als diejenigen der klavieristischen Fertigkeit zu überwinden. Die in der Jugendzeit mechanisch gar nicht geschulten Finger spotteten selbst seiner Riesen-

anstrengungen: die Fingernatur ließ sich nun einmal nicht ummodeln.

Wenn Wittig Pianisten und Pianistinnen hörte, die zum großen Teile keinerlei Verständnis, gar keinen offenen Sinn für die Heiligkeit der Kunst hatten und die doch mit glänzender Fertigkeit spielten und prunkten, dann drohte ihn hernach die Verzweiflung zu übermannen.

Warum war es ihm mit der unendlichen Liebe, Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit für die Tonkunst versagt, in ihrem Tempel als ein echter Priester zu schalten? Wozu in eine Seele die glühendste Verehrung für den Weltgeist Beethoven pflanzen, ohne ihrem Körper die Macht zu verleihen, die innerlich wohnenden Ideen von der eigenartigen Wunderherrlichkeit eben dieses Genius auch nach außen hin lebensvoll zu gestalten? Heißt das nicht untilgbaren Schmerz in ein überströmendes Gemüt legen?

Es gehörte zu Edgars Trostmitteln, seine Seelenleiden in Briefen an seine geliebte, treue, gleichartige Schwester austönen zu lassen. Diese Schwester allein verstand ihn, liebte ihn, glaubte an ihn und hoffte auf ihn.

Einige Brieffragmente aus dieser Zeit werden das Bild dieses werdenden Künstlers in seinen Doppelbeziehungen zum Leben und zur Kunst vervollständigen.

Den . . .

— — — Du wunderst Dich, daß ich nicht ausführlich genug meine Lage schildere. Ich mag's aber nicht tun. Wozu meine Trostlosigkeit bis in die kleinsten Fasern hinein malen! Mein Los ist schreckenerregend. Ich staune, daß meine fünf Sinne noch in Ordnung sind. Immer diese Doppelqual der Musikleiden und der Lebensarmut. Meine Kraft — wird sie nicht bald gebrochen sein? — Wie schade, daß Du nicht musikalisch bist. Dann könntest Du empfinden, wie Dir aus mancher Beethovenschen Sonate der eigenste Schmerz herauszutreten scheint, wie der Trost einkehrt, wenn

die wild wogenden, schmerzensvollen Tonfluten unser gramerfülltes Herz noch mehr durchwühlen. Mag so das Herz um und um gerüttelt werden — gedenken wir dann doch recht der kalten Menschen! —

Den . . .

— — — Bei mir soll die Kunst nie nach Brot gehen, dafür muß die Philologie sorgen. Und ich bin mit mäßigem Brot ganz zufrieden. Das Reale muß noch immer mehr bei mir verschwinden, wenn ich im Tempel der Kunst weilen will. Ich komme mir selbst so rätselhaft mit meiner Kunst vor, weil ich weiß, daß ich an keiner eingebildeten Neigung leide. Ich werde darum auch ewig mit meinem Geschick grollen, das mich so sonderbar spät von dem Glorienscheine der Musenkunst bestrahlen ließ, wenn es mir nicht gelingen soll, ganz in ihr heimisch zu werden. — Da stehe ich zwischen zwei Dämonenscharen eingerammt: die eine Schar frohlockt schon über meinen unvermeidlichen Sturz, die andere umspinnt mich mit den süßesten Hoffnungen. Ich aber muß taub gegen all diese Einflüsterungen sein, der Kunststimme allein will ich folgen. Materiell gipfeln die Schwierigkeiten zu erschrecklicher Höhe an. Doch es wird kein Einwand mehr fruchten; also verschone mich damit, geliebte Schwester. Ich habe den Kampf mit so vielen feindlichen Mächten unternommen: siegen will ich, oder ehrenvoll unterliegen, nimmermehr mich in Feigheit zurückziehen.

Den . . .

— — — Ich tröste mich allerdings: und es ist ein erhabener Trost, wenn ich an die Leiden wahrhaft großer Geister denke, bei denen sich mit wenigen Ausnahmen das Wort bewahrheitet hat: „Der ungeschundene Mensch wird nicht erzogen" (Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται). Danach müßte ich nun bald die Palme der Erziehung davontragen. — — Der Ernst des Schicksals hat mich schnell zum Manne gereift. Ich bin seit langer Zeit in der schönsten

Läuterung begriffen. Am glückseligsten bin ich jetzt, wenn ich in meiner stillen Zelle meinen Göttern Weihrauch streuen kann. — Noch eine Bemerkung über das Genie. Wenn ich mir ein wahrhaft hohes Genie denke, dann kann ich nicht anders, als ihm die vollste Hoheit des Charakters beilegen. Als unerreichtes Ideal im Reiche des Geistes und Charakters zusammengenommen, steht Beethoven da — in den Werken wie im Leben urgewaltig, unerschütterlich, ungebändigt wie Pallas. Wunderst Du Dich vielleicht, daß er mir in der Musik der allverkündende Zeus ist, daß er meiner Phantasie wie der dunkelumlockte Kronide vorschwebt? Und wenn Du jene berühmten Homerischen Worte, von welchen die Seele des Phidias erfüllt war, als sein Genius die Zeusstatue schuf, ins Musikalische übersetzest, dann kannst Du ermessen, welche erhabene Trostgewährung mir aus Beethovens Tonschöpfungen entgegenstrahlt:

„Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion:
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.“*)

Diese hoheitsvolle Menschengestalt wird mir stets voranleuchten und mir Kraft und Ausdauer verleihen. — Die letzte Zeit war wiederum besonders geeignet, die Befriedigung in der Kunst bei mir zur höchsten Vollkraft zu treiben. Ich hab' es wohl manchmal gewaltsam versucht, an die Wissenschaften zu gehen, aber vergebens: es litt mich nicht dabei. Es ist ein wahrer Gedanke des Horaz:

Naturam expellas furca, tamen usque recurret,
Et mala perrumpet furtim fastidia victrix
(Epistolarum I, 10, V. 24—25);

meine musikalische Natur läßt sich nicht mehr aus dem Geiste jagen. Wird sie aber auch siegreich bleiben? —

*) ἦ, καὶ κυανέῃσιν ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων
ἀμβρόσιαι δ' ἄρα χαῖται, ἐπερρώσαντο ἄνακτος
κρατὸς ἀπ' ἀθανάτοιο· μέγαν δ'ἐλέλιξεν Ὄλυμπον.
Homer, Ilias I, V. 528—530.

Den . . .

— — — Gestern war wieder einmal ein angstvoller Tag für mich. Du hast es wohl noch nicht erfahren, daß die Überzeugung, in der man ein Unglück herannahen sieht, viel zerstörender wirkt, als das eingetretene Mißgeschick selbst. Nach einem vergeblichen Rennen von Pontius zu Pilatus an diesem Tage drohte düsterer Unmut mir jede Lebenslust zu nehmen. Da rettete mich abermals auf der Straße eine Beethovensche tragische Tonidee, die plötzlich in meinem Gemüte sang. Wie oft hat mir urplötzlich dieser Genius die Ruhe wiedergegeben! Solches vermag nur ein göttlicher Mensch. Ich will Dir auch den Umstand nicht verhehlen, der dabei wesentlich mitwirkt. Kein Held des Geistes steht so klar vor meiner Phantasie, wie Beethoven mit dem reingeistigen, von dem tiefsten Schmerze durchzogenen, göttergleichen Angesichte. So verkörpert sich in meiner Gedankenwelt unerwartet Beethovens Gestalt mit seiner Tonschöpfung — und die Ruhe zieht in meine Seele ein.

Den . . .

Dein jüngster, schöner wehmutsvoller Brief mußte notwendig die nahverwandten Mollsaiten meines Innern mächtig anschlagen. Sieh, wie sich die Gleichheit unseres finsteren Geschickes zeigt! Die Seligkeit, für welche Du unendliche Entbehrungen ertragen könntest, bleibt Dir versagt! — Meine höchste Geliebte, die Kunst, diese keusche Jungfrau, welche ich mit der Glut zügellosester, unvergleichlicher Liebe liebe, der ich täglich geistige und leibliche Opfer bringe, die mich ohne einen Laut der Klage die größesten Kasteiungen ertragen lehrt, sie will mich immer noch nicht erhören. Kaum, daß sie mir die Hand reicht — und ich möchte in ihren göttlichen Küssen schwelgen, ich möchte ihren himmlischen Atem in mein kunstverliebtes Herz ohne Rast hineinströmen lassen. Ich sehne mich heiß, daß sie mich mit ihren überirdischen Armen an ihre himmlische Brust zöge — doch sie hat nichts

als kalte Blicke für mich, die meinen Geist mehr martern als wahrhaft erlösen. Ich ringe und arbeite, mir echte Glückseligkeit zu erkämpfen: ich werde sie haben, wenn mich die Liebesarme der Kunst ganz umschlungen halten werden.

Indes rufe ich Dir wie mir Mut zu — und ich bedarf auf meiner klippenreichen Lebensfahrt doch noch weit mehr des Mutes als Du. — Der Traum, der mir vor einiger Zeit aufs neue Mut einhauchte, ist dieser. Ich träumte wunderbarerweise vom General von Steinmetz, um so wunderbarer, als ich mich gar nicht mit so fieberhafter Erregtheit um die Kriegsereignisse des verflossenen Jahres gekümmert hatte, wie die anderen alle. Dazu war ich zu voll von meiner Musik, oder besser gesagt, von Beethovenleidenschaft. Du wirst mir hoffentlich darum keinen Mangel an Patriotismus zum Vorwurf machen. Höre also: Du weißt es, Steinmetz ist der eiserne Feldherr mit dem eisernen Mute. Er ließe sich eher in Stücke hauen, bevor er nur einen Zoll breit rückwärts wiche. Siegen oder ehrenvoll sterben — in keinem steht diese Maxime unerschütterlicher fest als in Steinmetz. Mir träumte also, daß ich die Wohnung des greisen, kranken Generals beträte und von dem dahinsterbenden Helden empfangen würde. Ich war ihm zwar unbekannt, aber sein Scharfblick wollte an mir unbändigen Mut wahrgenommen haben. Er winkte schweigend — und als ich dicht vor dem Manne mit der eisernen Stirn stand, predigte er mir gewaltige Worte von gewaltigem Mute. „Mut! mein Sohn", erklang es unter anderen Reden, „laß Dir mein tapferes Leben ein Muster des unzerstörbaren Mutes sein, wo es gilt, dem Befehle eines Höheren zu folgen. Wisse, daß Mut die höchste Kraft ist." Nach solchen und ähnlichen heroischen Worten legte der General seine Heldenhände auf mein Haupt und flehte segnend für mich Unzerstörbarkeit des Mutes herab. — Ich erwachte wundersam berührt und angespornt. Und wenn ich es auch trotz vielen Nachdenkens

nicht erfassen konnte, obwohl ich den Ideen-Zusammenhang ahne, wie mir der alte General Steinmetz in meine Traumwelt kommt, so fand ich mich nach diesen Traumgebilden doch wundersam gestärkt, emporgehoben und aufs neue mit frischer Kraft beseelt, allen weiteren Gefahren meines dornenvollen Lebens mutig entgegenzuschauen. Und die allgemeine Lehre, welche dieser Traum in sich birgt, wird wohl auch Dir Herzensstärkung bringen. Nicht so, liebste Schwester? —

Den . . .

— — — Ich sehe immer mehr ein, daß Amaltheas Horn keinen Vorrat für mich birgt. Wenn ich einmal über die gegenwärtige große Not meines äußeren Lebens nachdenke, dann überfallen mich wohl bittere Gedanken über jenen Reichen, der mich so schnöde dahin gebracht hat. Solch üble Lebensart an einem Menschen wahrzunehmen, der den Namen eines Gebildeten entschieden in Anspruch nimmt, das schmerzt mich tiefer, als ich Dir ausdrücken kann. Anfangs war ich so erbittert, daß ich mir etwas von der beißenden Schärfe eines Archilochus oder Hipponax wünschte: es hätte ihm dann wie dem Lykambidengeschlechte ergehen müssen, er hätte wie jene Frevler durch den Zorneshauch meiner Verse zugrunde gerichtet werden müssen. — Jetzt bin ich gefaßter, obgleich die Dürftigkeit meiner Lage in stetem Wachsen begriffen ist. Doch drückt mich meine Musiknot weit mehr. Es ist doch ein recht widerliches Dasein. In der letzten Zeit sind wenige Abende vergangen, an denen ich nicht mit dem Wunsche zur Ruhe ging, daß die bevorstehende Nacht auch meine letzte sein möchte. — Mir fehlt mehr denn je hier ein weibliches Wesen, in dessen Herz ich meinen Schmerz ausgießen, — eine Seele, mit der ich meine heftige Seinskrankheit ausweinen könnte. Warum bist Du nicht hier?

Den . . .

— — — Heute schreibe ich wieder an Dich. Ich fühle nun einmal das Bedürfnis, Dich immer tiefere Einblicke in

die Stätte unsäglichen Schmerzes tun zu lassen. Wunderst Du Dich darüber? Es ist vielen so ergangen, wie mir. Wir Männer wissen es uns wohl selbst kaum recht zu erklären, warum wir unsere geheimsten Gedanken am liebsten einem Weibe anvertrauen. Genug, daß auch ein Mann wie Lessing, nachdem ihn das tiefste Leid im Verluste seiner heißgeliebten Gattin betroffen, sich mit seinen männlichen Klagen nur der lieben Freundin Elise Reimarus nahte. — Mein musischer Schmerz wird immer unbändiger. Was hilft all mein Ringen, mein Mut, mein Fleiß? ich sehe mich dem Musenwunderlande noch sehr fern — weit, weitab vom hohen Ziele. Ich verzehre mich fast in heißem Sehnen nach einem Musenwunder. — Aber oft, wenn ich an mein gänzliches Erfülltsein von der Herrlichkeit und Erhabenheit Beethovens denke, dann will die Hoffnung in mir Raum gewinnen, daß der Beethovensche Genius wohl endlich solch ein Wunder in mir hervorzaubern werde. Ja, wenn es sich dereinst erfüllt, o dann wollt' ich den goldenen Morgen preisen, den mir die Schicksalsgöttinnen erscheinen ließen. —

Den . . .

Heute erwachte ich wundersam gekräftigt und gehoben. Woher dieses plötzliche Wohlbefinden der Seele? Soll ich dies den kastalischen Schwestern zuschreiben, die den lustigsten Reigen in meinem Traumsaale tanzten und mir mit ihren himmlischen Wolkenschleiern den heißen Lebensschmerz kühlten? Oder danke ich es Beethovens Tonschöpfungen, die in ungeahnter Eigenartigkeit mein träumendes Gemüt durchzogen? Heute kann ich nicht anders, als glauben, daß ich bald aufhören werde, der bloße Spielball des Mutes zu sein, daß ich nicht noch oft den jähen Fall von himmelstürmender Kühnheit zur lebenunterwühlenden Kleinmütigkeit erlebe. Ein derartig unentrinnbarer Zug zu Beethoven hin muß durchaus etwas zu bedeuten haben. Aber mit nichten kannst

Du es Dir vorstellen, wie sich meine Kunstklippen immer drohender und gefahrvoller gestalten.

Den . . .

— — — Die Träume sind doch wahre neckische Elbe für uns arme Menschenkinder. Wie selten träumt ein Mensch das, was er am sehnlichsten zu träumen wünscht. Meine Erinnerung weiß nur von einer einzigen Erscheinung eines ersehnten Traumbildes zu erzählen. Als Schüler ging mir einst der heiße Wunsch in Erfüllung, von meinen Iliadischen Helden zu träumen. Ich weiß, wie sich da in nächtlicher Ruhe die alten homerischeu Heroen, der Pelide und Telamons Sohn an der Spitze, in ihrer überwältigenden Größe darstellten; ich sah, wie die größesten Männer der Jetztzeit Pygmäen zu den Trägern der damaligen Riesenstärke waren. Ich träumte Hektors Tod und Odysseus' Sieg über den riesigen Ajas und anderes. — Jetzt wünsche ich nichts sehnlicher, als einmal von Beethoven zu träumen: aber immer noch ist mir dieser Wunsch unerfüllt. Ich glaube, ein solcher Traum müßte in mir eine Schmerzstillung von nachhaltender Kraft erzeugen. Das müßte dann eine herrliche Traumbeschreibung werden — so unmittelbar vor meinem höchsten Genius zu stehen! —

Den . . .

Motto: Träume, nichts als flücht'ge Träume
Spenden uns die Weltenräume;
Doch es schlummert wohl verborgen
Oft darin des Lichtes Morgen.

War's nicht ein toller Traum, der Traum vom schwarzen Hunde, der in entsetzlicher Krankhaftigkeit sein eigenes Gebein verzehrt? Wie dann dem fast aufgezehrten Hunde, dem Hunde, der sich selbst gefressen, ein wunderliebliches Kind entspringt und munter hüpft, als beginne es den schönsten Lebenstanz! Aber, o Entsetzen! nach einem flüchtigen Tummeln erlischt die neue Lebensfackel — und man sieht schau-

dernd ein frisches Rosenkind hinwelken. Erinnert jener Traum nicht an ein sich selbst verzehrendes Menschengemüt, dem vielleicht auch, wenn es sich fast aufgerieben hat, ein glücklicher Geistesblitz entspringt, ein Blitz, der zu den höchsten, reinsten Lebensgenüssen ein Hoffnungsmeer erschließt? Und geht dann nicht ebenso oft ein solcher Funke schnell, wie er gekommen, vorüber, die gehoffte Rettung in den Wind wehend? Wie viel große Ideen schlummern nicht in diesem sich selbst verzehrenden Hunde des Traumes! Aber ich verlasse diesen Rätselpunkt, um Dir eine merkwürdige Botschaft zu verkünden.

Mir ward in der jüngst verflossenen Nacht nun endlich das hohe Glück zuteil, in einem Traumgemach mit dem erhabensten Genius der Menschheit zu weilen. — Es war nach einem Abend, an dem mich von neuem die Welt der Beethovenschen A-dur-Symphonie in unerklärliche Aufregung versetzt hatte. Ich wälzte mich auf meinem nächtlichen Lager und ließ die verschiedenartigen Elemente jener rätselvollen Welt an mir vorüberziehen. Ich sann und sann über manche beinahe groteske Gestalten jener Tondichtung nach — und, siehe da! jene scheinbar grotesken Bilder standen bald als plastisch klare Träger hoher Weltideen fest. Und so schlief ich ein. Was Wunder, daß mein fortarbeitendes Hirn ganz in Musik webte und schwebte und sonderbar phantastisches Zeug ans nächtliche Tageslicht förderte. — Auf einmal aber riß der Schleier der Unklarheit, — ein leuchtendes Geistesbild stand vor dem Entzückten. Meine sterblichen Augen konnten den überirdisch strahlenden Glanz, der aus den Augen des vor mir stehenden Genius entgegenleuchtete, nicht ertragen. Und konnt' ich diese glänzende Geistessonne nicht gleich mit den Augen wahrnehmen, so konnte ich mich doch von ihren erhebenden Strahlen bescheinen lassen und im Genusse eines zauberischen Geistesglückes schwelgen. Endlich ließen die Strahlen nach — und ich konnte in das tief-

geistige Antlitz Beethovens voll seliger Bewunderung blicken. Ha! wie solch ein Anblick des göttlichen Geistes alle Qualen des Lebens augenblicklich in den Wind weht! Der Schöpfer der reinsten Wahrheit stand vor mir, bekleidet mit schwarzem, antikem Peplos — ein Bild der idealsten Geistesschönheit. Die Wirklichkeit war vergessen, so wie sein Blick auf mir ruhte. Sein edles Geistesantlitz war von innerer heiligster Ruhe gesättigt: alles Weh war überwunden; nur ein feierlicher Ernst war zurückgeblieben. Die Unterhaltung hat kaum mehr als einen verworrenen Nachhall in mir zurückgelassen; darum schweige ich davon. Eine Bemerkung, soviel ist mir erinnerlich, zauberte auf seinem verklärten Angesichte ein himmlisches Lächeln hervor. — Ich erwachte nach diesem Traumbilde wundersam gekräftigt; fühle ich doch meinen ganzen Lebenszweck danach gewachsen. — —

Was schreibst Du mir von Gönnern, die mich aus meiner Lebensnot reißen sollen? Ich mag von keinem Gönner wissen. Das Mäcenatentum führt mehr oder weniger einen Verlust an sittlicher Freiheit herbei. Ich will selbständig siegen oder unterliegen.

Und nun gar Dein anempfohlener Kritikus W., dem ich mich nähern soll! Dieser W. ist gerade ein echter Typus für das Strebertum unserer Zeit. Er gehört zu jener Spezies, von der man sagt, daß sie es nicht nötig haben — und doch um so nötiger zu brauchen scheinen. Wie fing es dieser W. an? Erst suchte er durch Zeitungsannoncen begabte Schüler beiderlei Geschlechts, denen er unentgeltlich Unterricht erteilt: denn er hat es ja nicht nötig. Daß er anderen, die es „nötig haben", damit einen Knüppel über den Weg wirft, das bedenkt solch ein edles Subjektum nicht. Ist das nun leidlich gelungen, dann kauft man — weil man's ja dazu hat — ein irgendwie renommiertes Institut an, kauft sich so wohlfeil den Direktortitel. Dann drängt der Strebergeist vorwärts, und wenn unser Schiller sagt,

daß der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst — so belehren uns Burschen à la W., daß Strebermenschen auch mit ihren niederen Zwecken wachsen können! So tut es denn ein Institut und Direktortitel nicht allein. Man muß Kunstrichter werden. Da nun ein so unbedeutendes, unbekanntes Individuum à la W. auf ordentlichem Wege nicht als Kritiker ankommen kann: erbietet man sich, bei ganz untergeordneten Zeitungen, die höchst ökonomisch schalten müssen, als unentgeltlichen Rezensenten an. Was verschlägt's, ob da irgend ein tüchtiger Musikkritiker — der es nötig hat — aufs Pflaster geworfen wird — Geld tötet ja so oft das Menschenherz. Und so wird man Musikreferent in partibus infidelium. Männer à la W. können es ja als unbesoldete Kunstrichter leidlich lange aushalten. Und siehe da: das Anlagekapital rentiert sich vortrefflich. Man gelangt — freilich ohne es nötig zu haben — an besser situierte Zeitungen mit Besoldung. Und so hat sich denn unser W. nach und nach bis zum Kritiker einer unserer angesehensten Zeitungen emporgestrebert. Natürlich können derartige Menschen, die offenbar an einem moralischen Defekt leiden, in Dingen der Kunstmoral die unwürdigsten und unlautersten Dinge verteidigen. — Habeant sibi!

Der Materialismus ist jetzt hier so eingefleischt, daß die meisten Menschen schlechterdings nicht begreifen können, wie noch einige Wenige zu den Tempeln reiner Kunst und Wissenschaft wallfahrten können.

Den . . .

— — — Gestern war ein glühend heißer Junitag. Die Sonne schien ihr lange stolz zurückgehaltenes Glutenmeer plötzlich mit heißer Wollust auf unsere kältegewohnten Häupter auszuströmen. Die Menschheit kann nun einmal nicht viel von dem Prachtglanze der lichten, ewigen Sonnenklarheit vertragen. Wie ich an diesem tropischen Junitage mit eigenen Augen Menschen vor den schrecklich schönen Strahlen der

Sonne in ihr elendes Nichts hinschwinden sah, mußte ich an Geschöpfe denken, die, geblendet von der Sonne irdischer Glücksgüter, geistig versinken, zur entarteten Geistesfratze werden, während ihr Körper geistlos fortlebt. Ich mußte an die Finsterlinge denken, denen hellstrahlende Sonnenwahrheit Furcht und Schrecken in den sonnenlosen Geist jagt. — — Über meine Sehnsucht nach einem weiblichen Wesen, das mein innerstes Sein begreifen könnte, darfst Du mich nicht schelten. Wohl noch nie habe ich ein solches Liebessehnen empfunden, wie gerade jetzt. Die Liebe bleibt doch ewig die einflußreichste Göttin der Kunst. Ich glaube, jetzt nur noch künstlerisch lieben zu können. — — —

Den . . .

Ganz unbändiger Titanengroll scheint heute zu wiederholten Malen Allmutter Natur zu beherrschen; mir ist's, als höre ich unaufhörlich Beethoven die verderbte Menschheit andonnern. Hu! wie das blitzt und furchtbar kracht! — Du empfängst Donnergrüße. Warum tost denn heute die Naturkraft so schreckensvoll erhaben? Wird ihr fürchterlicher Weckruf die Menschen aus ihrem sündenvollen Schlummer rütteln? Werden sie noch immer nicht erkennen — sie mögen Fürsten oder Bettler sein —, daß sie von der Herrscherin Gottesnatur wie ein Nichts zermalmt werden können? und werden sie noch immer nicht streben, sich ihr hinfälliges Leben rein und schön zu gestalten? Das sind solche Gottesmomente, wie sie der Psalmist erschaute, als er die königlichen Worte sang: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden“ (Psalm 90, 12). — Wie schade, daß die Urmutter sich, nur noch leise grollend, in ihre geheimnisvolle Klause zurückzieht! Ich höre sie so gern, wenn sie sich in rasendem Zorne über die Menschenhäupter ergießt; aber die große Menschenmasse ist zu verstockt: sie hören die Donnerstimme der Natur und verstehen ihre furchtbare Deutlichkeit nicht. Wenn die Beethovensche Titanennatur in schreck-

lichem Donnergange einherzieht, sitzen sie da und lächeln und karessieren sich.

Sehr oft sieht mich jetzt die Welt wie ein neckischer Traum an; ich träume von lachenden Gesichtern und trage einen Schmerzenssturm im blutenden Herzen. Habe ich's doch selbst nicht geglaubt, daß der langgenährte Schmerz zu so namenloser Höhe in mir angewachsen sei, wie ich's nunmehr erkennen mußte. Dienstag war's, wo ich, von leidensvollster Unruhe gepeinigt, die ich nicht zu deuten vermochte, mich zu meinem Herzenserleichterer flüchtete. Es gibt in der A-dur-Symphonie einen Trauersatz von der ergreifendsten tragischen Macht, überwältigend für den wahrhaft fühlenden Menschen. Diesen Satz spielte ich da unaufhörlich: da machte sich der lange zusammengepreßte Schmerz unaufhaltsam Luft — und die Tränen quollen reichlich aus meinen Augen hervor. In solchen idealen, schmerzlich ergreifenden Momenten offenbart sich mir Beethovens unsterblicher Schmerz: es sind die heiligen Tränen, welche der Genius weint, wenn er die Menschheit im Verderben schaut. Nimmer hätte ich's geglaubt, daß in mir ein so reichlicher Tränenquell perlt. Du weißt es, ich gehöre zu den streng geprägten Naturen, denen der bittersüße Tränenstrom nicht verliehen ist. Und doch! wie erleichterten mich diese mir von Beethovens Tonseele erpreßten Tränen! wie erhob mich danach die seelenvolle Ruhe und gab neue Kraft zum Ertragen neuer, unsäglicher Leiden! Da erkannte ich denn wieder, wie tief die lange einsam geborgenen Leiden in mir Wurzel gefaßt haben müssen. —

Den . . .

— — — Ich kann Dir schlechterdings keine Vorstellung von der Zerfahrenheit geben, in der sich mein armes Ich jetzt herumwälzt. Ich gleiche dem Schiffer, dessen Boot vom wildesten Sturme auf der empörten See gleich einem schwankenden Rohre hin und her getrieben wird. In weiter Ferne

winkt ihm zauberisch lächelnd das heißersehnte Land: doch dies zauberhafte Lächeln vergrößert nur seine Todesqualen; denn sein Untergang scheint unvermeidlich. So winkt auch mir aus weitester Himmelsferne ein rettendes Ideal und vergrößert die Martern des Unterganges auf dem sturmbrausenden Lebensmeere. Wie muß nun vollends einem Schiffer zumute sein, der seine Kraft übermenschlich anstrengen muß, um gegen den tosenden Sturm zu kämpfen, und der sich vergeblich nach Stärkung für den kummergeweihten Körper umsieht? Ich ahne jetzt etwas von der resignierenden Verzweiflung eines solchen Schiffers. — Das Unnatürliche meiner materiellen Lebensweise ist bei mir leider schon so Natur geworden, daß ich immer zu träumen glaube, wenn mich hin und wieder jemand fragt: „Wo dinieren Sie? mein Herr". Die Lebensart kann mich also kaum noch behelligen. Aber das Ungeheuerliche kommt nun hinzu, daß selbst die Mittel zum Musikstudium unerschwingbar erscheinen. Solche Sorgen machen matter als alles andere, sie lähmen die Lebenskraft auf erschreckende Weise. Sonst verglich ich mich in meinem Verhältnis zum Klavierspiel mit den Beziehungen des Riesen Antäus zur Mutter Erde. Wie jenem die Kraft unbändig anschwoll, sowie er seine Mutter Erde berührte: also belebte sich stets meine ermattete Kraft, wenn ich durch die Tasten fuhr — und ich konnte mich mit Ausdauer auf dem Schlachtrosse der Tonkunst tummeln. Wie strömte mir erst der Krafthauch entgegen, wenn mich der Geist meines zauberkundigen Kunstriesen berauschte! wie stärkte Beethoven meine schwache Kraft! Und jetzt ist es anders. Ich sitze zwar stundenlang am Klavier, aber matt — matt — sterbensmatt. Hier haben wir's: „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach". Ist es soweit mit mir gekommen? Oder nur teilweise? Ich glaube letzteres; denn mein Geist ist wohl etwas unwillig geworden. Davor empfinde ich jedoch kein besonderes Grauen: diese Kraft gibt mir Beethoven immer wieder. — — —

Den . . .

Deinen hellen Zorn über das große öffentliche Ärgernis, das Richard Wagner und Hans von Bülows Frau Cosima der Welt gegeben haben, begreife ich sehr wohl. Diese sittliche Entrüstung gereicht Dir zur Zierde. Wie sollen wir Männer uns aber zu dieser Tat — oder vielmehr Untat stellen? Du kennst mich zu gut, um nicht zu wissen, daß ich in erotischen Angelegenheiten so nachsichtig bin wie nur irgend einer. Wie sehr ich auch allerorten für eine einheitliche alle und alles verbindende Moral eintrete: so meine ich doch, daß man in Sachen der Liebe den Künstler mit etwas anderem Maße messen darf als den Nichtkünstler. Allein hier — in diesem Falle — kommt ein Moment hinzu, das dem Ganzen den Stempel des Gemeinen aufdrückt. Richard Wagner hat so und so gegen den Mann gehandelt, der sein ergebenster Freund war, ein Freund, der zugunsten seiner — der Wagnerschen — Kunst die allerhöchsten Opfer gebracht hat. Das mußte noch so exaltierter Leidenschaft ein energisches Halt gebieten. — Daß der Hausfriede und die Hausehre eines solchen Mannes für nichts erachtet ward — das bleibt nun einmal für alle Zeit ein Fleck auf dem Charakter Richard Wagners und seiner nunmehrigen Cosima. Daß derartige Männer, die ihren Leidenschaften gar keine Zügel anlegen können, nicht geeignet sind, Erzieher der Menschheit zu sein: das liegt so sehr auf der Hand, daß ich nichts weiter hinzuzufügen brauche. — Und nun, meine Liebe — so höre ich Dich fragen —, was würde Dein Beethoven in solchem Falle gesagt haben? Ich glaube, weit Härteres, als ich es eben getan habe. Gerade in jüngster Zeit ist ein Brief Beethovens an seine Freundin, die Pianistin Marie Bigot, durch die „Grenzboten" bekannt geworden, worin er Gelegenheit nimmt, sich über seine Beziehungen zu den Frauen anderer auszusprechen. Darin stehen diese denkwürdigen Worte: „Sie müssen mich sehr eitel und kleinlich glauben,

wenn sie voraussetzen, daß das Zuvorkommen selbst einer so vortrefflichen Person, wie Sie sind, mich glauben machen sollte, daß ich gleich ihre Neigung gewonnen — ohnedem ist es einer meiner ersten Grundsätze, nie in einem anderen als freundschaftlichen Verhältnis mit der Gattin eines anderen zu stehn, nicht möchte ich durch so ein Verhältnis meine Brust mit Mißtrauen gegen diejenige, welche vielleicht mein Geschick einst mit mir teilen wird, anfüllen — und so das schönste reinste Leben mir selbst verderben." — Beethoven war dem vierzigsten Lebensjahre nahe, als er so schrieb. Und nun nimm das Moment des schwersten Freundschaftsverrates hinzu: und Du kannst Dir dann so ungefähr den Heiligenzorn vorstellen, in den ein Beethoven ob solcher Handlung ausgebrochen wäre — —

Den . . .

— — — Heute muß ich Dir endlich von meiner innersten Künstlerliebe sprechen. Meine Phantasie ist seit längerer Zeit von einer musikalischen Schönheitsgestalt wunderbarster Eigenart angefüllt. Eine Jungfrau aus dem echten Lande Beethovens ist mir wie das wundersame „Mädchen aus der Fremde" erschienen. — Gewisse Eigenschaften an ihr scheinen mir zu verkünden, daß sie für mich wie geschaffen sei — eine wahrhaft prästabilierte Harmonie für mich — um einen Leibnitzschen Ausdruck zu gebrauchen. Sie ist eine Griechin und gibt durch ihr Spiel Beethoven in einer Weise wieder, daß die lauschenden Herzen zauberhaft ergriffen werden. Sie entfaltet dabei heroische Kraft und weiblichste Anmut. Selbst für ein Beethovensches Adagio besitzt sie die weihevolle Größe und seelenerfüllte Macht des Tones — Kunsttugenden, die dem Frauengeiste gewöhnlich versagt sind. Was Wunder, daß sie mich im Sturmschritt ihres Beethovenspieles erobert hat! Wenn sie mir begegnet und mich einmal mit ihren großen Augen anschaut, dann fühle ich mein Inneres von namenloser Seligkeit durchzogen und alle Leiden

durch solch einen Blick der Augen in Lethes stille Fluten begraben. Wenn ich doch jemand wüßte, der mich in die Umgebung der herrlichen Anthemia — das ist ihr Vorname — bringen könnte! Oft taucht die wunderschöne Gestalt in meinen Gedanken und Träumen gleich einem glänzenden Sternbilde auf und preßt mir das Herz vor nie zu stillender Sehnsucht zusammen. — —

Den . . .

— — — Gestern war ich in tausend Ängsten. Die A-dur-Symphanie stand auf dem Konzertprogramm — ich aber war erschöpft von jedem, auch dem kleinsten, klingenden Mittel. Keine befreundete Seele ließ sich erblicken. Endlich fiel mir noch der rettende Gedanke ein, dem Kassenwart ein Unterpfand bis zum nächsten Konzerte zu hinterlassen. Diese Symphonie zieht mich nun einmal ebenso magisch an, wie die Krone aller Geistesschöpfung, die neunte Symphonie.

Anthemia trägt jetzt oft den schönsten Glanz in meine Traumwelten hinein. In der letzten Zeit ist sie mir oft erschienen. Die poetischen Traumseelen flüsterten Worte ungeahnter Liebeswonne. In manchen Momenten ist ihr ganzes Wesen von übertirdischer Hoheit umstrahlt. Einmal haben wir uns in stillem Beisammensein hohe Dinge über Riesenschöpfungen Beethovens erzählt. Wie wir uns da so verwandt in der tiefsten Verehrung für diesen Urmeister vorkamen? — Ich war auch im Traume krank: da umschwebte sie mich engelgleich, während ich auf dem Schmerzenslager schlummerte, und wehte meiner heißen Stirn wohltätige Kühlung zu. — Und ein andermal wollten sich die Augen gegenseitig ergründen und bis ins Tiefste, Allerheiligste des Innern schauen. — Soll all dieses leerer Traum bleiben? Das will mir nicht in den Sinn. Und doch komme ich um keinen Schritt weiter, wenn ich sie auch oft in den Konzerten erblicke und mich an ihrem Wunderblick berausche. Cytherea und ihr schalkhaftes Söhnchen scheinen jetzt ganz von mir

gewichen zu sein. Mein männlicher Stolz hat jetzt seine schwerste Prüfungszeit. Ich spreche nicht wenige, die so glücklich sind, ihre Gesellschaft teilen zu können, ich könnte also den einen oder den anderen bitten, mich diesem holdeu Mädchen vorzustellen. Sie verkehrt viel im Hildebrandtschen Hause: soll ich dort jetzt öfter als sonst meine Besuche machen? Stolz und Liebe halten mich davon zurück. Was kann ich diesem Wesen sein? Sie ist eine vollendete Künstlerin, die vielleicht gar nicht an mich denkt, die übrigens auch in anderen Dingen schwerlich Belehrung won mir erlangen kann. Ich bin ihr gegenüber noch nichts; es wäre also Anmaßung, wenn ich mich ihr mit Hoffnungen nähern wollte. Der männliche Stolz hat seinen Urgrund in der echten Bescheidenheit, die auf Wahrhaftigkeit beruht. Echter Stolz und echte Bescheidenheit müssen immer gepaart in demselben Einzelwesen erscheinen. Daß ich so viel an diese schöne Griechin denken muß, hat auch außer der schmerzerfüllten Seligkeit einsamer Liebe das Gute im Geleite, daß ich für Augenblicke von meinem anderen, immerwährenden Leiden abgezogen werde und nicht selten einen Schimmer stärkender Hoffnung blinken sehe. Hingegen ist mir Beethovens Wundermacht reichlich Bürge, daß mich Liebesleidenschaft jetzt nicht verzehren kann. Beethovens Kraft überwindet bei mir selbst den Allbesieger Eros. — Wenn ich auch im Sinne des herzinnigen Troubadours Bernart von Ventadorn fühle, daß diese Mädchenerscheinung mich in einen Zauberspiegel blicken ließ, der mein Herz gefangen hält, so stimme ich doch nicht ganz in diesen Ton des lieblichen Sängers ein:

> Du Spiegel, seit ich in dich sah,
> Verzehrte mich der Seufzer Glut.
> Geschieht mir drum, was einst geschah
> Narciß dem Schönen an der Flut.*)

*) Miralhs! pois me mirei en te
M'an mort li sospir de preon.
Qu'aissi m perdei, cum perdat se
Lo bels Narcezis en la fon.

Aber Anthemia ist das erste Weib, das mir Ehrfurcht gebietet! —

Den . . .

— — — Du mußt durchaus Schumanns Schriften über Musik lesen, denn auch jedem gebildeten Laien sind sie verständlich. Seitdem ich weiß, wie unendlich Schumann den Hochmeister Beethoven verehrt, übt er, als Größester der Epigonen, immer größere Anziehungskraft auf mich aus. Es ist erhebend, zu lesen, wie Schumann seine Verehrung kundgibt. Das ist freilich kein Wunder, daß ich, der winzigsten musikalischen Pygmäen einer zum weltstürmenden Riesen bewundernd, voll heiliger Ehrfurcht aufschaue. Aber eine Merkwürdigkeit bleibt's immerhin, daß selbst ein so großer Tondichter, wie Robert Schumann, so unbegrenzte Verehrung vor dem Tonmeister Beethoven zur poesievollen Darstellung bringt. Unsere Musiker kümmern sich leider allzuwenig um Schumanns Schriften — und könnten doch fast aus jeder Seite heilsame Belehrung schöpfen. — —

Den Namen Beethoven solltest Du immer unverkürzt schreiben; er ist zu hehr, wahrhaft heilig, er blickt uns so weltverheißend an. Warum kann ich nicht wie viele andere Jünger des hehren Meisters zu seinem Grabe wallfahrten? Welch unsterbliches Gebein birgt die Kaiserstadt Wien? Ich möchte, nach Art des Prieners Bias, mein ganzes Hab' und Gut, das heißt mich persönlich zu Beethovens Grabe tragen und mich dort ganz dem hohen Dienste seiner Welten weihen! — Aber das kann ich Dir freudig bekennen: seitdem ich mich immer mehr mit dem Studium meines Hochmeisters und anderer Vornehmen im Geiste befasse, bin ich von keinem Wunsche mehr beseelt, als daß mir ein vollkommen bescheidenes Gemüt zuteil werde, und daß ich immer mehr Befreiung von jedem ehrgeizigen Streben erlange. —

Das rein Äußerliche hat nur Trauriges für mich, es wird immer härter. Mein Herz ist voll von Unmut. Täg-

lich muß ich meinen Geist von neuem im Verschmerzen üben. Wenn ich es nun auch in dieser Kunst schon stattlich weit gebracht habe, so hat doch auch das Verschmerzen seine Grenzen, die schwer oder gar nicht zu überwindende Klippen werden. Und doch wird mein Charakter durch das Übermaß des Leidens immer fester gestählt; echter Stolz hält mich trotz aller Donnerschläge, vom Geschick auf mein Haupt geschleudert, aufrecht und zugleich ergeben. Vergeht mir doch kein Tag ohne wahre Erhebung durch die Ideen Beethovens.

Den . . .

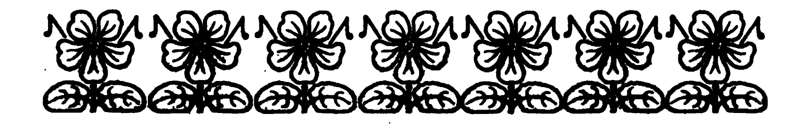
— — — Zu manchen Zeiten überschleicht mich selbst der eisige Gedanke, daß es Tollkühnheit ist, in so späten Jahren den ungeheuren Stoff der Musik bewältigen zu wollen. Wenn ich von vornherein die fast endlose Reihe schwer zu besteigender Bergmassen lebendig vor mir gesehen hätte, wer weiß, ob ich die gefahrvolle Gebirgsreise unternommen hätte. Nun bin ich einmal unterwegs — da muß die Kraft mit den Gefahren wachsen. Überhaupt kennst Du meine leitende Grundidee. Alles will ich zur Verherrlichung Beethovens, alles im Hinblick auf sein heiliges, dornengeschmücktes Erdenwallen tun und erleiden. Und ich habe Dir den göttlichen Genius oft genug vorgeführt. Aber um ein Apostel des Musikheilandes Beethoven zu sein, muß man sich wacker rüsten; ich tue es. — Daß alle auf mich erzürnt sind, weil ich eine dargebotene, glänzende Hauslehrerstelle in einer winzigen Stadt Polens von mir weise, ist etwas, das ich begreife, weil die Menschen meinen Eifer für die Kunst zu verspotten gewohnt sind. Genug! ich werde niemals meinen Geist lebendig begraben, um meinen Leib zu pflegen. Und wenn man mich an solch einem Orte auch ganz mit Gold übersäen wollte — ich würde mit höchster Gemütsruhe danken. Leider muß ich annehmen, daß Dir und den anderen Mitwissern in der Familie meine Lebens=

weise noch tiefer in die Seele schneidet, als mir selbst. Mir ist's, als wäre es ganz so in der Ordnung. Meine eigenste Erfahrung sagt es mir: je größer mein unverschuldetes Unglück, desto mannesstolzer und unbeugsamer ich! —

Den . . .

— — — Heute erfährst Du eine angenehme Nachricht, sie wird Dir gewiß Freudentränen entlocken; ich kenne Dein liebes Gemüt. Meinem Lebenslaufe zeigt sich jetzt endlich ein wenig Sonnenlicht; ich beginne frisch aufzuatmen. Ich habe nun endlich wieder ausreichende Beschäftigung als Privatlehrer gefunden, so daß ich wieder menschlich leben kann. Da solche Leiden nun von mir Abschied nehmen wollen, darf ich wohl sagen: ich habe mich fast ein volles Jahr geschunden, wie selten ein Mensch. Hoffentlich kehrt mir solche Zeit des Darbens nicht wieder. — Jetzt fange ich auch an zu hoffen, daß die Sonne Homers mir bald im Hildebrandtschen Hause lächeln wird. Vielleicht habe ich bald das Glück, Anthemia, meinen Augentrost, zu sehen, zu hören und zu sprechen. Ich ahne es nun einmal und fühle mich glückselig im Vorgefühle solcher Herzenserleichterung, dieser endlich gestillten Sehnsucht. — —





Fünftes Kapitel.

Das Evangelium Beethovens. — Die Cis-moll-Sonate.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest Du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.
Schiller: Die Künstler.

Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag.
Goethe: Faust.

Der menschenfreundliche, gottverwandte Dichter entführt uns der Schwerkraft der Erde, trägt uns auf seine feurigen Flügel hinauf bis in den Kreis des Himmels, dann senkt er sich, auch seine anderen Kinder zu heben; uns aber zieht die Sonne an.
Börne: Aus meinem Tagebuche.

In Wittigs Zimmer herrschte der Geist der Ordnung und Sauberkeit. Es war dort nichts von jenem bodenlosen Durcheinander wahrzunehmen, das man gemeinhin für ein charakteristisches Merkmal der künstlerischen Genialität ansieht. Stellt das geflügelte Wort „geniale Unordnung" nicht schon an und für sich, wenn auch nicht einen Widerspruch, so doch ein Paradoxon dar? Die Kunst hat es mit dem Geiste des Geordneten, des Kosmischen zu tun: deshalb wäre der Ausdruck „geniale Ordnung" ebenso so wahr als tief und sinnreich, während der Ausdruck „geniale Unordnung" einen ästhetischen Widersinn in sich begreift.

Die schönste Zierde seines Zimmers fand Edgar in einem vortrefflichen Bildnisse Beethovens — nach Schimons Ölgemälde — das über seinem Piano hing. So hatte er beim Klavierspielen stets die olympische Machtherrlichkeit seines Meisters unmittelbar vor sich. — Über dem Schreibtische befand sich ein Bild aus dem Jugendleben dieses Unsterblichen. Der Künstler hat den Moment aufgefaßt, in dem der himmlische Mozart, wunderbar ergriffen von den Phantasieen des vor ihm sitzenden, kaum siebzehnjährigen Beethoven, den anderen Zuhörern dessen zukünftige Weltgröße verkündet. Der Genius Mozart hatte das werdende Genie Beethoven geistig erschaut. —

Als Edgar eines abends nach Hause kam, fand er ein freundliches Billet vom Geheimrat Hildebrandt vor, worin ihm dieser für den nächsten Sonntag zu einem „Teller Suppe" im Kreise seiner Familie einlud.

Edgars Seele ward von dieser Einladung mit freudigen Ahnungen erfüllt. War es nicht leicht denkbar, daß er dort mit Anthemia zusammentreffen würde? Die Tochter des Hauses kannte ihn und seine musikalische Begeisterung; wie leicht konnte sie nicht daran denken, ihn mit ihrer künstlerischen Freundin bekannt zu machen! Er ward so recht seelenfroh. Sowohl während des Phantasierens als auch beim Studium Beethovenscher Tonwerke schwebten jetzt die lieblichsten, rosigsten Bilder vor seinem Geiste. Aus den mannigfaltigsten Tongebilden trat hartnäckig die Wundergestalt Anthemias hervor.

Der junge Musiker hatte seine liebe Mühe, diesen Sonntag in Ruhe zu erwarten. Endlich war nicht allein der Tag da, sondern auch die Stunde, die ihn in das Haus des Geheimrats führen sollte.

Hier erkannte Edgar schnell zu seiner unendlichen Freude, daß ihm diesmal die Hoffnungsstimme nicht gelogen hatte. Nach den üblichen Vorwürfen ob seines so seltenen Er-

scheinens wurde Wittig Fräulein Anthemia Palleukos vorgestellt. Anthemias große Augen konnten dem offenen, freien, klaren Blicke Edgars nicht recht standhalten, sie senkten sich — und leichtes Purpurrot überzog die zarten Wangen der Jungfrau.

Die Familie des Geheimrats bestand aus ihm selbst, aus seiner Ehegattin und seiner Tochter Emma. Außer Anthemia und Edgar war noch Emmas Verlobter, Leutnant Karl von Sickingen, anwesend. Damit war die Gesellschaft vollzählig.

Während der Tafel saßen die beiden Freundinnen nebeneinander, Emma rechts, Anthemia links. Emma wollte jedoch auch ihren Karl in unmittelbarer Nähe haben, weshalb dieser seinen Platz zu ihrer Rechten einnahm. Edgar war so glücklich, zur Linken Anthemias zu sitzen, während ihm selbst zur Linken die stattliche, liebenswürdige Frau Geheimrätin saß.

Man hatte bereits ein langes und breites über die wichtigsten Tagesereignisse gesprochen; der redebegabte, dem Gotte Momus ergebene Hausherr hatte gewandten Geistes alle dabei zutage tretenden Verkehrtheiten gegeißelt. Nachdem fast alle erdenklichen Unterhaltungsgebiete durchstöbert waren, lenkte von Sickingen das Gespräch auf die Literatur der Gegenwart.

— Sie wissen, meine Herrschaften, sagte er, daß ich von jeher bestrebt war, alle Erscheinungen der Kunst und Literatur, soweit meine dilettantischen Kräfte ausreichen, gewissenhaft prüfend zu verfolgen. Nehme ich die bildende Kunst aus, dann könnte ich von keiner Schöpfung der Neuzeit behaupten, daß sie mir volle ästhetische Befriedigung gewährte. Mir will keines von all den in Unmasse herausgegebenen und eben erscheinenden Werken die Fähigkeit in sich tragen, die Menschenseele wahrhaft zu läutern — und das verlange ich durchaus vom echten Kunstwerke. Ich muß bekennen, daß ich da vor einem mir unlösbaren Rätsel stehe.

— Ich glaube, beeilte sich der Geheimrat zu bemerken, die Literatur, überhaupt alle Künste und Wissenschaften können sich niemals zu einer epochemachenden Blüte entfalten, wenn der Staat diesen eigentlichen Pflanzstätten der Menschenerziehung keine energische Sorgfalt widmet. Und in Militärstaaten scheint das Volk in seiner Gesamtheit ja vor allen Dingen dazu vorhanden zu sein, um das militärische Prestige in seiner allerdings bedeutungsvollen Kraft, überhaupt den Soldatenstand in seinem Prachtglanze zu erhalten. Was Wunder, daß dabei die eigentliche Pflege des ästhetischen Geistes ziemlich leer ausgeht! Ja, ja, lieber Herr Schwiegersohn, es ist schlimm, aber darum nicht weniger wahr.

— Ei nun, versetzte dieser, dem Volke gefällt es just so, das Volk ist uns von Herzen zugetan, ja wir sind in Wahrheit sein Entzücken; solche Staatseinrichtungen müssen also wohl dem eigentlichen Volksgeiste entsprechen.

— Ganz recht, lieber Sohn, ihr behaltet euren berückenden Zauber, bleibt die siegreichsten Welt- und Herzenseroberer, wie vieles man auch an euch auszusetzen haben mag.

— Ihrer Ansicht, Herr Geheimrat, — nahm Anthemia das Wort, vermag auch ich nicht ganz beizupflichten, obwohl ich diese Dinge von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachte, als es Emmas Bräutigam tut. Zur Errettung von so schwerer Anklage mag hier, gleich der still verborgenen gütigen Fee im Märchen vom Dornröschen, die Himmelstochter Musik hervorschlüpfen und jede Verwünschung oder Verdammung, die auf das Haupt der armen Prinzessin Kunst herabfiel, in den gnadenvollsten Segen umwandeln. Denken Sie an die glanzvollste Zeit der Musik, die sich an das Dreigestirn Haydn, Mozart und Beethoven in Wien knüpft. Was hat die kaiserliche Regierung getan, um die irdischen Wege der im Bereiche des Idealen wandelnden Tonheroen zu ebnen? Ungefähr nichts. Und doch haben sie die erstaunlich hohen Gipfel ihrer göttlichen Kunst erstiegen.

— Das finde ich vortrefflich, gnädiges Fräulein, sprach jetzt Edgar, daß Sie der Selbsthülfe in unserer Kunst ein beredtes Wort gespendet haben. Ich möchte mir hinzuzufügen erlauben, daß sich um die Wirksamkeit des großartigsten dieser Genien, daß sich um Beethoven der Kaiserstaat niemals ernstlich gekümmert hat. Bildet nicht der Stoßseufzer dieses Meisters: „Wie stellt man ein parvum talentum com ego an den kaiserlichen Hof" eine bleibende Anklage gegen denselben?
— Aber, mein lieber Sickingen, die Ursache für den größeren oder geringen Grad von Leere und Kraftlosigkeit, die uns aus der überwiegenden Mehrzahl der modernen Produkte entgegenstarren, finde ich ganz besonders in der beispiellosen Charakterlosigkeit der Zeit. Der ungeheure Aufschwung der Industrie hat den Gemütern schnell die zersetzenden Schattenseiten eingeimpft. Wenige Charaktere erweisen sich als gesinnungsvoll, oder fest und unzerstörbar wie Felsengebilde. Weil sich nun dieses allgemeine Grundübel der Zeit längst auf Dichter, Künstler, Gelehrte und auf ähnliche Kategorieen erstreckt hat, kann uns auch aus den Schöpfungen solcher Männer kein echtes, fest geprägtes Charakterwesen entgegenschauen, das imstande wäre, unsere Seele mit jenem heilenden Vorgefühle der unbefleckten Reinheit zu überziehen. Nur eine durchaus reine Menschenseele kann eine wahre Kunstseele erzeugen.

— Das ist mir aus der Seele gesprochen, sagte darauf Anthemia leuchtenden Blickes. Ich halte jedes echte Genie für eine neue personifizierte Religion, für ein eigenartiges Evangelium der Menschheit. Den Unterschied zwischen der eigentlichen Religion und der Geniereligion finde ich hauptsächlich darin, daß die erstere bei all ihrer innersten Heiligkeit von gar zu vielen Mythen umsponnen ist, während die andere bei fast ebenso tiefer Heiligkeit die strengste reale Grundlage hat. Ich wenigstens bekenne mich zur Geniereligion.

— Sie sprechen ja aber gerade wie ein atheistischer

Philosoph, meine Liebe! sagte scheinbar betroffen die freundliche Wirtin des Hauses. — Übrigens wird die Unterhaltung so anziehend, daß alle vergessen, sich von der Vortrefflichkeit meines Hasenbratens zu überzeugen.

— Nichts für ungut, liebe Mama, bemerkte Emma. Wir holen schnell genug das Versäumte nach. Wir alle lieben es ja, so recht lange an der Tafel zu sitzen, auch dann noch, wenn dein Küchenzettel bereits erschöpft ist.

— Gehen Sie heute nicht ins Symphonie-Konzert, Herr Wittig? fragte mit einemmale der Geheimrat.

— Heute prangt ja der Name Beethoven nicht auf dem Programm, beeilte sich Emma statt des Gefragten ein wenig ironisch zu antworten; da werden wir endlich einmal wieder das Vergnügen haben, Herrn Wittig den ganzen weiteren Sonntag bei uns zu haben. Nicht wahr, mein Herr?

— Die Ironie gesellt sich gar nicht übel zu Ihrer Liebenswürdigkeit, versetzte Edgar. Aber Sie wissen es ja, mein gnädiges Fräulein, weder Witz, noch Ironie, noch Sarkasmus, noch irgend etwas anderes kann mich von meiner überschwenglich großen Vorliebe für Beethovens Tonschöpfungen abspenstig machen.

— Es freut mich, nahm hier Anthemia das Wort, daß jetzt gerade die Rede von Beethoven ist. Ich möchte mir etwas von Ihnen erbitten, Herr Wittig. Wollen Sie mir gewähren?

Und dabei sah sie Edgar so zärtlich bittend an, daß dieser kaum recht wußte, wie ihm geschah.

— Gewiß, entgegnete er nichtsdestoweniger mit gefaßter Stimme; wenn es irgendwie in meiner Macht liegt, werde ich mich unendlich freuen, Ihnen einen Wunsch zu erfüllen.

— Nun wohl denn! fuhr Anthemia fort. Ich habe bereits viel Merkwürdiges über ihre Beethovenverehrung vernommen. Ich gestehe selbst aus vollster Überzeugung, daß

ich am liebsten im Tonreiche dieses Genius schwelge: aber ich vernachlässige darum nicht Tonmeister wie Händel, Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Wagner, Liszt und andere, obschon auch mir Beethoven als Herrscher unter den Herrschern dasteht. Wie geht es nun zu, daß Sie sich allein zu dem einen Beethoven so völlig hingezogen fühlen, daß dieser Genius allein Ihre Seele befriedigt?

— Auch ich, fiel von Sickingen ein, wollte Sie längst um die Entschleierung dieses Ihres eigensten Problems ersuchen. Ich möchte mir daher den Vorschlag erlauben, daß wir uns in den Musiksaal begeben, wo uns Freund Wittig allmählich zum Vertrauten seines Seelengeheimnisses machen kann.

— Recht gern, versetzte dieser, will ich den Versuch machen, meine verehrten Damen und Herren, wofern Sie mir in Liebe und Geduld zuhören wollen.

Nachdem nun so, wie es schien nach aller Wunsche, das Signal zum Aufbruch gegeben war, hob Frau Hildebrandt auch offiziell die Tafel auf. Ihr Ehegemahl zog sich zu einer kurzen Siesta zurück. Die übrigen begaben sich in den elegant eingerichteten Saal und nahmen ihre Sitze in der Nähe des prachtvollen Flügels ein.

Hier hub Edgar also die Enträtselung an:

— Ich bringe Ihnen zunächst eine Art Gleichnis vor. Alexander der Große wurde einst gefragt, wie es denn zuginge, daß er durch die Werke des einen Homer allein ergötzt würde, diejenigen der anderen Dichter aber vernachlässigte? — Weil die Werke Homers allein wahrhaft königlich sind, antwortete Alexander. — Ich nun werde deshalb von den Schöpfungen des einzigen Beethoven so übermächtig ergriffen, weil diese allein den Geist des wahrhaft Sittlichen in sich bergen. Alexander liebte das Königliche, ich liebe das kräftig Ethische.

— Flammt denn nicht auch aus Bach, aus Händel, aus Gluck der Feuerstrom echter Sittenkraft? fragte Anthemia verwundert.

— Sehr wohl, mein verehrtes Fräulein. Und unter diesen am gewaltigsten aus Händel. Hat es doch Beethoven im Höhepunkte seines Schaffens ausgesprochen: „Händel ist der größte Meister, der je gelebt hat“, und dann dazu feierlich bemerkt, daß es die Zuhörer mit heiligen Schauern tiefster Ehrfurcht erfaßte: „Wahrlich, ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe knieen!“ Sie mögen auch hierin wieder erkennen, wie das echte Genie eine innige Harmonie von Bescheidenheit und stolzem Selbstbewußtsein bildet. Der Nachwelt bleibt es vorbehalten, den gerechten Richtspruch zu fällen. — Es muß darum einmal behauptet werden, daß ein so tief eindringender ethisch-stolzer Geist bei aller Leidenstiefe nur aus Beethoven spricht. So nachhaltig wirken jene anderen Heroen keineswegs. Keiner verschafft uns so das echte dornengekrönte Bild der aus der Sittlichkeit geborenen Heldenmacht im Schaffen, wie Beethoven. Ich möchte also noch deutlicher sagen: Beethoven gibt uns das Männliche im Lichte der Heiligung. — Auch ist das Prophetentum der anderen Heldengeister nicht selbständig genug, es ist in seiner Wesenheit an das Wort gebunden. Ich liebe die Musik als reine, völlig durch sich allein wirkende Kraft. Diese absolute Seite der Tonkunst bildet das Instrumentalreich, dessen höchster Meister Beethoven ist. Er allein schuf aus dem Tonstoffe eine Welt, die durch diese selbst ebenso klar, deutlich, erhaben, psychologisch wahr erscheint, wie irgend eine Poesiewelt. Und diese Tonpoesie ist eine Welt, die weit energievoller und einschneidender ergötzt, belehrt, erschüttert, reinigt, ja welche die Schleusen des Weltherzens kräftiger aufreißt, als die Welt der Wortpoesie.

— Ich glaube, Sie unterschätzen die Kraft Haydns und Mozarts, warf Emma ein. Bis zu Tränen rührt mich die

freudige Naivetät Haydns ebenso, wie das Zarte, Wehmutsvolle, Gottergebene Mozarts in ihren instrumentalen Tonwerken.

— Nicht das Liebliche, Zarte beherrscht den Lebensernst der Kunst, sondern das ehern Heldenhafte. Ihnen, Fräulein Palleukos, ist gewiß der erste Vogelliebling der Weisheitsgöttin Athene bekannt: ich meine die in eine Krähe verwandelte Koronis. Sie ist jung, hübsch, liebenswürdig, aber zu schwatzhaft, nicht getragen von hoheitsvollem Ernste, wie Pallas Athene es wünschen muß. Deshalb wird sie aus ihrer Würde eines Götterlieblings durch die ernste, pathetische Eulenjungfrau verdrängt. Der Schildträger der Weisheit muß die Tiefen und Höhen des Daseins erschaut haben. So wird der tiefernste, majestätisch geartete Beethoven Herrscher an Mozarts Stelle.

— Ich habe meine besondere Freude daran, sprach Anthemia, wie Sie alles mögliche hervorsuchen, um neue Ehrenkränze für das Haupt des unsterblichen Beethoven zu winden. Wenn er das doch hören könnte! — Ich wenigstens beginne nunmehr ihren Ideengang zu würdigen. Jedoch, wie erklären Sie es uns, daß die Werke Beethovens uns auch belehren sollen?

— Hören Sie mich an! rief Edgar emphatisch aus. Wir wissen es alle, daß das Gebiet der Musik ein engeres ist, als dasjenige der Poesie, der mit ihr am meisten verwandten Kunst. Aber in ihrem engen Raume schaltet die Tonkunst mit einer beredten Gewalt, Eindringlichkeit, Schärfe und Unmittelbarkeit, wie keine ihrer Kunstschwestern. Und Beethoven hat zuerst mit dem glänzendsten Erfolge die Tonkunst in das Reich der sich selbst genügenden Idee getragen. Alles, was sich im Innersten der Menschenseele regt, führt uns dieser Geist in wunderbarster Eigenartigkeit und in ergreifender Energie des Ausdrucks zu Gemüte. Es ist, als wenn jedes besondere Gefühl mit allen Schattierungen

hier seinen eigensten Tonkörper gefunden hat. An Beethovens Tonsprache kann man in Wahrheit Psychologie studieren; denn er ist der große seelenkundige Seher, der in Tönen zu uns spricht. — Wir vernehmen — zunächst allgemein genommen — die Heiterkeit, die Freude am Leben wie an der Natur, die Lust, den Jubel, die Liebe in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit — alles aus einem ebenso reinen, wie männlichen Geiste geboren. — Beredt erklingt die Sprache des Scherzes, des tiefsinnigen Humors, der Schalkhaftigkeit, des Hohnes und Spottes. — Wie nimmt andererseits das Freundliche, Trostreiche, das Hoffnungsvolle, Feierliche, Friedliche, das Sinnige und Anmutige unser ganzes Wesen gefangen! — Wie seufzt unsere Seele unter seinen Tönen der Wehmut, der Traurigkeit, der Melancholie, der Düsterkeit, der Seelenangst, der Bitterkeit, der Trostlosigkeit, der Zerrissenheit, des Weltschmerzes, — während doch oft durch das ganze schwere Tränenreich ein himmlisches Lächeln durchbricht, glänzend und verklärend wie das tiefe Himmelsblau? — Wir erfühlen aus seiner Tonsprache die Geduld, die Ergebung, das Ersterben, die Demut, die Andacht, die Glaubenskraft, das Dankgefühl in den wechselvollsten Beziehungen. — Wir hören den Donner, den rasenden Sturm, das Gewitter und anderes Walten der Naturelemente, — freilich stets als Spiegelbilder der stürmisch wogenden Menschenbrust. — Wir lauschen den Tönen der Drohung, der Heftigkeit, des Zornes, Trotzes, Ungestüms, der Ausgelassenheit und der rasenden Wut. — Wir werden gestärkt und innig berührt durch die Töne der Ruhe, der Sanftmut, der Unschuld und Sehnsucht. — Wir verfolgen gespannt das Werden, das Dasein, die Lebensfülle, die Tatkraft, die Willensstärke, die Beharrlichkeit, Großartigkeit und Erhabenheit, das Pathos, das heldenhafte Feuer der Begeisterung, den Stolz und die Würde, den kraftvollen Aufschwung der Seele nach Freiheit, den heldenmütigen Widerstand und die Siegesfreudig-

keit — den Triumph des ringenden sittlichen Geistes. Endlich umfängt unser Gemüt nach all den heroischen Kämpfen und Leiden der Zauberschein reinster Glückseligkeit, der Loslösung von aller Leidenschaft, die Macht der höchsten Menschenliebe, die Ahnung des Überirdischen. — —

— Alles sehr schön, meinte die Geheimrätin, als hier Edgar ein Weilchen von seiner Exstase rasten zu wollen schien. Nur habe ich aus diesem Feuerstrom Ihrer Rede noch nicht erfassen können, wenn ich mir die ganze reiche Gefühlswelt vergegenwärtige, worin denn Beethovens Urelement wurzelt.

— Das eigentlichste Element Beethovens, fuhr Edgar fort, ist die seelengroße männliche Tugendkraft in höchster Machtentfaltung. Zuzeiten steigt der Gedanke in unsern Geist, daß ein solcher Andrang der Heldenkraft die ganze ankämpfende feindselige Welt vernichten müsse. Wer für Beethovens Musik wahrhaft empfänglich ist, fühlt, wie sich während der Offenbarung seiner Tonherrlichkeit die Seele mit eben dem kühnen Heldengeiste anfüllt, wie er aus dem Instrumentenchore in so grandioser Machtfülle erschallt; er fühlt, wie Beethovens Tonsprache seinen Geist kräftigt und kühn über alles Irdische hinwegführt. Als lebensstarke Nachwirkung trägt die geläuterte Seele des Hörers das Hoheitsvolle der Menschenwürde in sich.

— Wie Sie voll Glückseligkeit strahlen, wenn Sie die Herrlichkeit Beethovens verkünden, bemerkte Emma. Eine so hohe Bedeutung, wie sie uns von Ihnen dargelegt wird, habe ich weder der Musik an sich, noch diesem Meister beizumessen verstanden.

— Auch ich, sagte von Sickingen, empfinde zwar immer die wundervolle Zaubermacht der Beethovenschen Musik, ich fühle die höchste Seligkeit dabei: allein an einen weiteren Einfluß derselben auf unser geistiges Leben wurde ich niemals erinnert.

Anthemia aber sprach, zu Edgar gewendet, also:

— Ich hoffe Ihnen den besten Beweis zu geben, daß ich Ihre Ideen über Beethoven recht verstehe, wenn ich es in Ihrem Sinne an einem Beispiele aus einer Beethovenschen Tondichtung erläutere. Ich greife die C-moll-Symphonie heraus. Es ist bekannt, daß diese Schöpfung das kräftige Ringen und Kämpfen des tragischen Menschen gegen die feindseligen, bösen Weltdämonen in seinen ergreifendsten Zügen zur Darstellung bringt. Wer sollte es nicht in tiefster Seele empfunden haben, wie hier ein edler Heldengeist auch da nicht unterliegt, wo jede Hoffnung verloren scheint, wo ein düster banges Verzweifeln seinen ganzen Lebenshorizont zu umnachten droht, wo schon der Lebensatem stocken will? wie dann die Urgewalt einer wahrhaft reinen Menschenbrust mit ihrem edlen Freiheitsstolze das ganze schwere Bollwerk der heimtückischen Schicksalsmächte in unwiderstehlich kühnem Andrange siegreich über den Haufen wirft und stolz wie ein Gott über den bösen Geist triumphiert. — Wollte man nun die Tongedanken, die in dieser Symphonie so reichlich blühen, in poetische Form kleiden, so dürfte man getrost Goethes Wort aus „Faust" zugrunde legen:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Hier leuchtet der Unterschied zwischen poetischer und musikalischer Eigenart besonders ein. Die Musik prägt uns eine Idee, für welche sie Darstellungsfähigkeit besitzt, weit tiefer ins Gemüt als die Poesie. Die abstrakte Gedankenessenz wird in lebensvolles Dasein umgewandelt. Unser Gefühl wird durch Beethoven so recht gedankenvoll.

— Das ist ja über die Maßen schön! rief Edgar voll Entzücken aus. Sie erwecken unsere tiefste Bewunderung, mein hochverehrtes Fräulein. Wie glücklich schätze ich mich, daß meine Anregung so schnell die herrlichsten Früchte ge-

zeitigt hat. Natürlich stimme ich völlig mit Ihnen überein. Ich bin nur noch so frei, folgende Nutzanwendung zu machen. Sie haben es richtig erkannt, wie sich Beethoven über die subjektive Empfindungswelt weit hinaus zur objektiven Wahrheit erhebt. Derartiges läßt sich aus fast all seinen Symphonieen klar erweisen. Ich bleibe noch bei der fünften Symphonie. Wenn es nun der Menschheit in dieser Dichtung so eindringlich ans Herz gelegt wird, wie ein echter Mann in seiner Geisteshöhe all das Kleinliche, Gehässige, Hemmende, Verwundende, alle Verfolgung vonseiten niederer Menschenseelen, diesen Werkzeugen des Höllengeistes, kühn verachtet, — wie er trotzdem, alles Böse zu Boden werfend, unbeirrt sein reines Menschendasein weiterlebt: warum gehen denn die Menschen danach nicht in sich und bemühen sich, ihre Seele von den in ihr nistenden Schlacken zu reinigen? Sie vernehmen den Triumph des Guten und verharren in ihrer unseligen Verstocktheit. Wie oft wird ihrem Wesen die Beschämung zuteil, zu erkennen, daß freigeborene, krafterfüllte reine Seelen trotz aller Unterdrückungsgelüste des bösen Feindes in strahlender Glückseligkeit triumphieren!

— Jetzt erst, sagte Emma, die wie plötzlich erleuchtet erschien, begreife ich vollkommen, daß Sie bei Ihrer Grundansicht vom Leben, wonach das Innere des Menschen sich zu veredeln habe und dieser demgemäß zu immer vollkommnerer sittlich-religiöser Freiheit hinanzuführen sei — daß Sie gerade darin in diesem einen Beethoven Ihre Hauptbefriedigung finden. Denn nach Ihrer Auffassung von Beethovens Mission muß dieser Geist Ihnen wohl die reichste Nahrung für Ihre Idee gewähren. Ist es nicht so?

— Ganz und gar, gnädiges Fräulein. Ich verspreche mir auch kein geringes Heil für die Menschheit, wenn diese allmählich herangebildet würde, Beethoven in seiner ethischen Tiefe ganz zu erfassen. Dazu reiche ich Ihnen hier ein Mittel dar, das sich an mir selbst in schönster Vortrefflich-

keit bewährt hat. — In den ersten Stadien meines Musiklebens war mir diese Macht Beethovens auf meine ganze geistige Verfassung ziemlich rätselhaft. Als ich diesem Geheimnisse mehr und mehr nachsann, mußte ich mir erkenntnisvoll sagen: so seelenläuternd, so erhebend, durchgeistigend und durchsittlichend kann nur ein von der Gottheit ganz erfüllter Mensch wirken. Ich empfand ein heißes Verlangen, mich mit dem Lebensgange dieses Wundermannes vertraut zu machen. Und als ich diese Sehnsucht stillte, da erschloß sich mir eine neue Kette der geistigsten Freuden. So großmächtig mir der Tonschöpfer erschienen war, so verehrungswürdig, vollkommen ethisch erschien mir jetzt Beethoven, der Mensch. Ich würde in Verlegenheit geraten, wollte von mir jemand die Frage beantwortet haben, ob mir ein höherer Genuß aus den Tondichtungen Beethovens oder aus dem Versenken in sein eigenartiges Lebenswesen erwächst.

— Ach, lieber Herr Wittig!, bat Emma, entwerfen Sie uns doch schnell ein Bild von Beethovens Charaktergröße.

— Es tut mir außerordentlich leid, mein allergnädigstes Fräulein, daß ich Ihnen diese Bitte heute nicht erfüllen kann. Beschäftigen wir uns lieber noch ein wenig mit dem Tongeiste unseres Meisters. Aber ich verspreche Ihnen feierlichst, die nächste Gunst des Augenblicks festzuhalten, um es Ihnen einleuchtend zu machen, daß ein so großartiger Genius wie Beethoven, in dem sich hohe Menschenwürde mit der unvergleichlichsten Schöpferkraft zu so inniger Harmonie verbunden, niemals vor ihm und niemals nach ihm gelebt hat. — Aber was sehe ich? Will mich's nicht gar bedünken, als schüttelten Sie ein wenig ungläubig das Haupt, gnädige Frau? Und doch begegnete ich nicht selten während meiner Reden Ihren so liebevoll zustimmenden und aufmunternden Blicken.

— O nein, da irren Sie sich, Herr Wittig, erwiderte Frau Hildebrandt. Ich bin Ihre ganz gelehrige Schülerin.

Überhaupt erinnert mich kein Mensch auf Erden so wie Sie an das tiefsinnige Wort des heiligen Bergpredigers: „Das Auge ist des Leibes Licht. Wenn Dein Auge einfältig ist, so wird Dein ganzer Leib licht sein." Sie brauche ich nur anzusehen, um Ihnen alles zu glauben, so sehr ist Ihr Auge der Spiegel Ihrer inneren Anschauungen.

— Durch diese Worte haben Sie mich hochgeehrt, gnädige Frau, sagte Edgar, indem er sich tief verneigte.

— Doch nun, meine werten Herrschaften, fuhr die Geheimrätin fort, muß ich Ihnen doch allen Ernstes ins Gewissen reden. Sie vergessen mir über so interessanten Gesprächen ganz und gar den Kaffee. Eine kleine Erfrischung wird Ihren Kehlen, zumal Herrn Wittigs Sprachorganen, gewiß wohltun.

— Beste Mama, sagte darauf Emma, Du könntest Deiner Liebenswürdigkeit eine schöne Krone aufsetzen, wenn Du uns den Kaffee hierher bringen ließest. Wir vernehmen ja hier so herrliche, kunstphilosophische Dinge, daß wir uns nicht gern unterbrechen lassen. Was meinst Du? Anthemia.

— O, ich bin ganz Deiner Meinung, versetzte diese. Ich werde gewiß nicht müde, begeisterten Reden über Beethoven zu lauschen.

— Und selbst so geistvolle Ansichten einzustreuen, gnädigstes Fräulein — bemerkte von Sickingen. Doch da kredenzt man ja bereits den Kaffee. Ich werde wahrlich, dieses Labsal schlürfend, der eifrigste Zuhörer sein.

— Diese Tasse Kaffee, lieber Herr Wittig, müssen Sie mit Verstand trinken, sprach wohlgemut der eben näher kommende Geheimrat. Ihnen zu Ehren gibt es heute Kaffee à la Beethoven.

— Sie sollen Ihre Freude an mir erleben, Herr Geheimrat, sagte Wittig lächelnd. Sie wissen es ja, ich leiste Großes im Kaffeetrinken.

— Was bedeutet denn eine Tasse Kaffee à la Beethoven? fragte Anthemia.

— Das will ich Ihnen auseinandersetzen, liebes Fräulein, ließ sich der Geheimrat vernehmen. Erfahren Sie zunächst, daß der Kaffee zu Beethovens unentbehrlichsten Nahrungsmitteln gehörte. Vielleicht trinkt Herr Wittig auch bloß deshalb so gern Kaffee.

Bei diesen Worten brach die Gesellschaft in ein wahrhaft homerisches Gelächter aus, worin selbst Edgar einstimmte.

— Nun weiter! fuhr der Geheimrat fort, nachdem die Lachmuskeln sich beruhigt hatten. Der Löwe Beethoven war zuzeiten auch, wie er zu sagen pflegte, recht „aufgeknöpft". Dann war nichts von dem düsteren Unmute wahrzunehmen, der sonst auf seinem Gesichte lagerte. In so rosiger, humorvoller Stimmung wurde wohl auch eine kleine Kaffeegesellschaft veranstaltet. Und für jede einzelne Tasse zählte dabei Beethoven höchst eigenhändig sechzig Bohnen ab. Solchen Kaffee à la Beethoven trinken wir heute, meine Herrschaften. Der sechzigbohnige Kaffee schmeckt allen Ernstes nicht übel.

— Ich danke vielmals für die gütige Aufklärung, sagte Anthemia zum Geheimrat. Lassen Sie uns jedoch wieder zum ernsten Beethoven zurückkehren. Ich möchte wohl wissen, Herr Wittig, ob Sie das Studium des Beethovenschen Lebens auch befähigt hat, die poetischen Ideen seiner Tonwerke zu erkennen und daraus heilsame Lehren fürs Leben zu schöpfen.

— Ganz gewiß, mein verehrtes Fräulein, versetzte Edgar. Darum möchte ich es auch Ihnen dringend anempfehlen, das Leben des Meisters mit Eifer zu studieren. — Wer das Leben Beethovens nicht ordentlich zu würdigen vermag, der wähne nicht, dessen Tonsprache in Wahrheit zu begreifen. — In gewissem Sinne freilich gilt hier wie beim ganzen Beethoven das tiefe Johanneische Wort: „Niemand kann zu mir kommen, es sei ihm denn von meinem Vater gegeben."

(Ev. Joh. 6, 65).*) — Aus zahlreichen Beispielen greife ich noch eines heraus, um Ihnen die schöne, weise Lehre zu verschaffen, wie das klare Bewußtsein vom Evangelium Beethovens unserem Gemüte sittliche Stärkung verleiht. Ich erinnere Sie an die vierte Symphonie des Meisters in B-dur, welcher Robert Schumann das schöne Epitheton „die griechisch schlanke" gegeben hat. Diese Tondichtung schuf dieser erhabene Geist nicht lange nachdem seine unsterbliche Oper „Fidelio" ohne Erfolg, verspottet und verketzert über die Bühne gegangen war. Nach dem Falle dieser einzigen Oper, in der uns das Ideal des liebenden Weibes rührend, erschütternd und himmelanhebend vorgeführt wird — antwortet der Genius von seiner ätherreinen Höhe herab würdevoll, mitunter auch hohnlächelnd, dann aber in verklärter Seelenfreude und in fast ingrimmiger Lebenskraft den kleinlichen Jammergestalten der irdischen Welt. Das ist die symphonische Antwort des Meisters. Vergegenwärtige ich mir genau dieses Zusammenwirken, so schöpfe ich indirekt daraus die Lehre, daß ein Unglück, welches der Mensch nicht nur ganz ohne sein Verschulden, sondern vielmehr allein durch das schnöde, armselige, gehässige Getriebe schwarzer Nebenseelen erfährt, mit nichten den hohen Gedankenflug des Menschengeistes lähmen kann. Vielmehr wird ein solches Mißgeschick den Geist stärken und die Tatkraft zu ungeahnter Machtentfaltung anspornen.

— Auf diese Weise, ergänzte von Sickingen, ist Beethoven allerdings geeignet, unsere Lebensphilosophie zu veredeln.

— Solches vermag er in hohem Grade, versetzte Edgar, — und nicht allein durch die von ihm ausstrahlende Wechselwirkung seiner Kunst und seines Lebensganges, sondern auch noch durch direkte Maximen seines weisheitsvollen Geistes.

*) οὐδεὶς δύναται ἐλθεῖν πρός ἐμὲ ἐὰν μὴ ᾖ δεδομένον αὐτῷ ἐκ τοῦ πατρός.

So wie die ersten Dichter, so ist Beethoven allein durch die Kraft energischen Schauens, durch Intuition, ein hellsehender Philosoph. Unter seinen Denksprüchen sind besonders zwei geeignet, der ganzen Welt das singulare Wesen sowohl der schöpferischen Kraft als auch der reinen heiligen Natur dieses Königs unter den Geistesheroen des Universums zu offenbaren. Es sind dies zwei Ideen, die nicht bloß jeder Musiker, auch nicht allein jeder Genosse irgend welcher Kunst, sondern überhaupt jeder strebende Mensch mit unvergeßlichen Lettern in seinen Geist graben muß. Beethoven lehrt also: „Das Neue und Originelle gebiert sich von selbst, ohne daß man daran denkt." — Die andere Idee, geeignet, einen besonders denkwürdigen Glanz auf den Menschen Beethoven zu werfen, ist diese: „Demut des Menschen gegen den Menschen — sie schmerzt mich, und wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist der, den man den Größten nennt? und doch ist wieder hierin das Göttliche im Menschen."

— Im Ernste, bemerkte der Geheimrat, halte ich beide Aussprüche eines echten Welt- und Kunstweisen für vollkommen würdig. Sie haben etwas durchaus Treffendes an sich und können unserem Denken reiche, befruchtende Nahrung gewähren.

— Und vertiefen Sie sich nur einmal, fuhr Wittig fort, mit ganzer Kraft in diese eigenartigen Gedanken, zerlegen Sie dieselben nach allen Seiten. Sie gleichen Himmelsblitzen mit einer Welt von Geheimnissen und Rätseln, deren man nicht so leicht Herr wird.

Der Geheimrat dankte Edgar noch recht herzlich, empfahl sich allerseits und zog sich in sein Arbeitszimmer zurück. Seine Gattin folgte ihm bald nach, so daß die vier jungen Leute allein zurückblieben.

— Heute, sagte darauf von Sickingen, wird uns in Wahrheit ein recht apartes Sonntagsvergnügen beschеert, ein

rein geistiger Genuß. Beschäftigt uns doch heute fast nichts anderes als die Geistestiefe Beethovens.

— Aber mit meiner sorglos heiteren Stimmung, bemerkte Emma, ist es freilich für diesen Tag so ziemlich vorbei. Sie sind Schuld daran, Herr Wittig; Sie bringen mich überhaupt dahin, daß ich öfter als gewöhnlich an die Eitelkeit der Welt gemahnt werde.

— Eine derartige Erhebung ins Hochmenschliche, erklang es aus Anthemias Munde, wird wahrlich nicht ermangeln, einen Verklärungsschimmer auf Dein ganzes Dasein zu werfen, gute Emma. Würden Sie, Herr Wittig, im Gegensatze zu meiner Freundin, Ihr Herz von Zeit zu Zeit den äußeren Lebensfreuden zuwenden: wer weiß, ob sich dadurch Ihre recht düstere, pessimistische Lebensanschauung nicht ein wenig mildern würde. Weiß man's doch, daß selbst der düsterste der Philosophen, der Großmeister des Pessimismus, Arthur Schopenhauer bekannt hat: beim Anhören des Allegretto scherzando aus Beethovens liebenswürdig humoristischer Symphonie in F-dur (Nr. 8) vergesse er, daß die Welt voller Elend sei! — Beiläufig bemerkt, ist dies jener zauberschöne Satz, den Hektor Berlioz „ein vom Himmel gefallenes Wunder“ nennt. — Also alles lacht und freut sich doch einmal, auch Geister, die gleich Ihnen den inkarnierten Ernst vertreten. Warum denn nun bei Ihnen immer die tiefste Melancholie und Weltverachtung?

— Ich bin Ihnen für diese Bemerkung sehr dankbar, versetzte Edgar. Eben weil mir die Welt so verächtlich erscheint, habe ich die stets brennende Begierde, immer und immer wieder Beethoven zu hören, um die Welt zeitweilig ganz zu vergessen. In Beethoven ist meine Freude und Wonne. — Kann man es nun glauben, oder von mir verlangen, daß ich, der ich mich täglich in das reine Leben dieses Weltgeistes vertiefe, der ich seine Schöpfungen täglich

einsauge, hernach Gefallen am eitlen Treiben unserer wahrhaft erbärmlichen, kleinlich-engherzigen Menschenkinder finde?

Anthemia senkte den Blick und verfiel in tiefes Nachsinnen.

— Aber Ihnen erwächst eine andere Gefahr, sagte Sickingen, wenn Sie sich in der Musik fast ausschließlich den Dichtungen dieses einen Meisters hingeben. Sie verkennen die Größe der anderen Heroen, Sie bleiben in einer gefahrdrohenden Einseitigkeit befangen, ja Sie entziehen Ihrem Geiste dadurch manch einen wahrhaften Hochgenuß.

— Wenn man sich in der Musik, widersprach Edgar, auch wirklich ausschließlich den Strahlen der Beethovenschen Sonne aussetzen wollte, man liefe nimmermehr Gefahr, unempfänglich für die anderen Tongestirne zu werden. Ist es doch wahrlich, als hätte sich der Erdenmeister das Ziel gesteckt, in Beethoven einen Genius zu schaffen, der die Tonmacht aller Großen des neuen Musikreiches in sich vereinigen solle: die wunderbare Harmonieenfülle und Ideengröße des Urvaters Bach, dann Händels gewaltige Schlagfertigkeit und feurige Lebenskraft, ferner Glucks rhythmische Willensstärke und markige Tatkraft, Haydns instrumentales Sprachleben, auch seine feinsinnige Gedankenzergliederung und Gedankenentwickelung, endlich den Klangzauber und die seelenvolle Melodieenherrlichkeit des göttlichen Mozart. Und zu all diesen Einzelkräften in gesteigerter Potenz erfüllte ihn die göttliche Vorsehung noch mit dem unbändigen Geiste eines feurig erglühenden Freiheits-, Wahrheits-, Liebes- und Gerechtigkeitshelden, wodurch alles ein Originalgepräge gewann. So erhielt die Menschheit eine unsterbliche Leuchte in dem stolzen Namen Beethoven.

Jetzt fiel aus Edgars Augen ein Feuerstrahl auf Anthemias wundergleiches Antlitz, daß sie bis ins Innerste der Seele hinein erbebte.

— Das lasse ich mir gefallen, sagte von Sickingen, wenn

ich mir auch nicht verhehle, daß Sie Ihre Begeisterung für Beethoven in manchen Punkten zu weit führt.

— Ich glaube doch nicht, daß ich zu weit gehe, verteidigte sich Edgar. Es giebt nun einmal keinen Geist wie Beethoven, in dem sich die vollständige Seelenreinigung nicht nur vollzogen hat, sondern in dem auch die Kraft gelegen, sie der Menschheit so vernehmlich zu offenbaren. Darum preisen wir in diesem Sinne als Beethovens vollkommenste Tonschöpfung seine neunte Symphonie mit Chören. — Es kann kaum etwas Würdigeres ersonnen werden, um im allgemeinen die erdrückende Großartigkeit der hier gebotenen Tonideen in das bewußte Wort zu kleiden, als die sieben herrlichen Strophen, in denen Byron von dem mächtigen Eindrucke zeugt, den die Peterskirche in Rom auf seinen Geist ausübte. Im vierten Gesange seiner verzweiflungsvoll erhabenen Dichtung „Child Harolds Pilgrimage" finden Sie diese Schilderung. Darin wird zunächst verkündet, daß die Peterskirche alle anderen Kunstwerke weit überragt, daß sie einzig, unvergleichlich in ihrer Tempelpracht sei. Majestät, ideale Gewalt, Glanz, Kraft, Würde und Schönheit entfalten hier die ausgebreitetsten Flügel. Das Überwältigende tritt zurück, weil allmählich der Menschengeist, durch den Genius des Werkes emporgehoben, zu kolossalischer Höhe angewachsen ist:

„Du schreitest vor — es steigt im Fortschritt hoch empor,
Wie sich die hohe Alp, die man erklimmt,
Noch hebt, verleitend durch den ries'gen Wunderflor:
Unendlichkeit, die wächst und musisch stimmt —
Im Unermeßlichen noch Harmonie."
(„Thou movest — but increasing with the advance
Like climbing some great Alp, which still doth rise,
Deceived by its gigantic elegance,
Vastness which grows — but grows to harmonize —
All musical in its immensities.")

Nicht gleich nimmt der Mensch das All einer solchen Riesenschöpfung wahr. Erst im mächtigen Vorwärtsschreiten entrollt sich nach und nach die ganze Herrlichkeit:

„Weil stufenweise nur der äußre Sinn
Den Gegenstand erfaßt; also entzieht
Sich stets dem schwachen Ausdruck das, was in
Der Brust am tiefsten, innerlichsten glüht;
Und so der Blick sich erst vergeblich müht
In diesem Dome, der bewält'gend hehr,
Verächtlich erst auf unsre Kleinheit sieht;
Doch mit ihm wachsend dehnt sich mehr und mehr
Der Geist, bis dann gleich groß mit dem Beschauten er."
(Not by its fault — but thine: Our outward sense
Is but of gradual grasp — and as it is
That what we have of feeling most intense,
Outshrips our faint expression; even so this
Outshining and o'erwhelming edifice
Fools our fond gaze, and greatest of the great,
Defies at first our Natures littleness,
Till growing with the growth, we thus delate
Our spirits to the size of that they contemplate.)

So verweile, o Mensch, in diesem Kunstbau und werde erleuchtet. Hier wird nicht allein der äußere Sinn befriedigt:

„Hier läßt Erhabenheit ihr Gold erspähn
Auf ihrem tiefsten Grund; in diesem Schacht
Bereichre sich der Geist an der Ideen Macht."
(The fountain of sublimity displays
Its depth and thence may draw the mind of man
Its golden sands, and learn what great conception can.)

Damit schließen diese Wunderstrophen, welche der Genius der Peterskirche in einem tiefsinnigen Dichtergeiste Albions erweckte.

— Wie herrlich! rief Anthemia aus. Mit wie unendlichem Hochgefühl erfüllt mich diese poetische Schilderung. Mir erscheint sie fast wie eine geniale Prophezeiung auf den gigantischen Dombau Beethovens. Nun werde ich erst recht bewogen, von Ihren geistestrunkenen Lippen etwas über den

Ideeenschatz der neunten Symphonie zu vernehmen. Sie gewähren mir doch meine innige, verehrungsvolle Bitte, Herr Wittig, nicht wahr?

— Wie könnte ich solchen Bitten einer so wunderbaren Beethovenspielerin widerstehen! entgegnete Edgar. Freilich kann ich heute nur mehr andeutungsweise willfahren. — Diese Tonschöpfung entrollt uns in rührenden, tief ergreifenden und hochbeseligenden Zügen das ganze, schwere Leidensbild einer großen, dem Edelsten ergebenen Seele. Die dumpfen, schweren Schläge des grollenden Geschicks haben nichts anderes vermocht, als das Wesen dieses symphonischen Helden zu vervollkommnen und nach langen, schweren Kämpfen ganz mit heiliger Menschenliebe anzufüllen. Der symphonische Mensch wird heilig. Dieses Heiligwerden dringt vornehmlich aus dem Sublimsten in diesem hohen Geistesvermächtnisse, aus dem Adagio der Symphonie voll unnachahmlichen Himmelzaubers in unsere Gemüter ein. Jedes unselige Verlangen, jede irdische Leidenschaft hat diese dem himmlischen Urlichte entgegenpilgernde Seele abgestreift, nichts Weltliches mehr haftet ihr an, völlig entlastet erscheint sie von allem Trüben, Stofflichen, nichts als lautere, heilige Liebe für die ganze einige Menschheit hat in ihr Raum. Welcher musikempfängliche Mensch hätte nicht irgend einmal diese lichtverklärte Seelenfeier miterlebt, wenn in diesem von der Majestät des Himmels absolut geweihten Adagio beim Übergange aus dem Hauptseptimenakkorde von B-dur (das ist: f-a-c̄-ēs) in den Dur-Sextakkord auf Fis (das ist: fis-a-d̄) wie mit einem Zauberschlage der Schleier irdischer Befangenheit reißt, daß sich die Pforten des Himmels weit auftun und nun lichtstrahlend in D-dur der Gesang der allumfassenden Liebe wie von Engeln angestimmt wird! Die ganze Welt soll das Licht der hehren, heiligen Liebe haben.

— Jetzt geht auch mir ein Licht auf, rief Emma freudigen Tones aus. Mir ist dieses Adagio wohl immer eigen-

tümlich schön, aber doch immer ziemlich unverständlich vorgekommen.

— Und, fuhr Edgar fort, — wozu sich die Seele im Adagio vorbereitet, zur reinen, unverfärbten, heiligen Menschenliebe, das wird voll freudestrahlenden Glanzes im Finale gewährt. — So viel möchte ich Ihnen noch von mir kundtun: hätte der Unmut, der Zorn oder irgend eine Leidenschaft sonst mich je übermannt, so dürfte in meiner Seele nur das zweite Thema aus dem Adagio der neunten Symphonie auftauchen, oder ein anderer brauchte es nur vorzusingen oder vorzuspielen, um meinem Wesen zauberschnell das Gleichgewicht eines Weisen zu verleihen. Solche allbeseligende und allbeschwichtigende Macht birgt dieses kostbare Tonkleinod in sich.

— O, Sie haben gut reden, fiel der Leutnant ein, ich habe Sie überhaupt noch niemals zornig gesehen, Sie sind ja bereits die Ruhe selbst.

— Sie sind gar zu liebenswürdig, teurer Freund, versetzte Edgar. Sie haben mich jedenfalls meist in Augenblicken beobachtet, wo ich voll war von der Heiligkeit der Idee. Aber es gibt auch bei mir der Zeiten genug, in denen ich dieser Heiligkeit beraubt bin. Bei vielen Menschen findet diese ideale Sabbatstille niemals Einkehr — das sind die eigentlichen geistlich Armen —, in anderen hat sie oft ihre Wohnstätte, in den allerwenigsten, gottbegnadigten Menschenwesen hat sie ihren himmlischen Herrschersitz aufgeschlagen.

— Leider sehr wahr, sagte Anthemia. Daran mag es denn auch zumeist liegen, daß den Tonkünstlern der Gegenwart so selten ein weihevolles Adagio gelingen will. Im Adagio aber schlummert die eigentliche Musikseele. Da nun Beethoven unbestritten die wahre Leuchte des Adagio ist, so möchte ich ihn auch das Gefäß nennen, das sich die Weltmusikseele zu ihrem Lebenssitze auserkoren hat. Geben Sie mir nicht recht, Herr Wittig?

— Welche Frage! antwortete derselbe. Wenn es sich um die Verherrlichung Beethovens handelt, da kann mir schlechterdings kein Lob hoch genug sein. Ruft doch Cicero einmal emphatisch über den von ihm vergötterten Philosophen Platon aus: „Den Plato könnte man weder jemals zu sehr noch zu oft loben“ (Tu Platonem*) nec nimis valde unquam, nec nimis saepe laudaveris!). Soll das nicht in noch höherem Maße auf Beethoven seine Anwendung finden?

— Jedenfalls, bemerkte Anthemia, freudeverklärt lächelnd. Wer sollte aber Ihre schöne Unermüdlichkeit nicht dabei bewundern! Übrigens hat gerade die neunte Symphonie noch ein besonderes Rätsel für mich, dessen Lösung ich zuversichtlich von Ihrer wohlerprobten Einsicht in Sachen Beethovens erwarten darf. Während in den anderen Symphonieen das Scherzo nach dem Adagio oder nach dem ein solches vertretenden Satze erscheint, gewährt uns die Schlußsymphonie des Meisters hierin eine Sonderstellung. Das Scherzo ertönt hier vor dem Adagio. Sollte darin nichts weiter als eine formelle Eigentümlichkeit zu suchen sein? Das möchte ich von keinem Teile dieser Tondichtung annehmen, die den Geist mit den Schauern heiligster Seligkeit anfüllt.

— Denken Sie doch, erwiderte Edgar, an den goldenen Ausspruch Beethovens: Das Neue und Originelle gebiert sich selbst, ohne daß man daran denkt. Ein tiefer Sinn spricht aus der Aufeinanderfolge der einzelnen Sätze in der neunten Beethovenschen Muse. Vergegenwärtigen Sie sich noch einmal die von schwerem Leiden durchtränkte große Seele, die am Abend eines reichen Lebens ihre eingesogenen heiligen Schmerzen austönt. Den Hauptkämpfen im tiefbewegten Leben folgt hier naturgemäß die Rückerinnerung an all die versteckten Quälereien und Verunglimpfungen, an

*) Genau genommen: Tu vero eum nec nimis etc. —, wie es im Zusammenhange in Ciceros „De legibus“ (III, 1, 1) heißt, wo Marcus und Atticus die Erörterung führen.

all die Stacheln einer bösen, gehässigen Welt, die nichts als ausgelassene Schadenfreude über die Herzenswunden des Leidenden empfinden kann. Denken Sie an den lustigen Narren in Shakespeares König Lear. Spottend der Leiden und Freuden, alles so unsäglich humorvoll in das Meer der Eitelkeit schleudernd, tanzt man den Lebenstanz weiter: — aber der Boden ist reich mit Nadeln gespickt. Erst nachdem auch all dieser Schmerz der Verzweiflung, der peitschende Humor völlig überwunden ist, kann in der heilig großen Seele die Liebe allein thronen. Jetzt kann sich die Seele hoch in die Ätherregionen des reinen, ewigen Lichts emporschwingen. — Sie begreifen nun wohl, daß ein Scherzo nach diesem Wunderadagio in der neunten Symphonie eine psychologische oder überhaupt eine religionsphilosophische Unmöglichkeit wäre.

— Ach, nun wird mir's sonnenklar, sagte Anthemia, ihren großen Blick in liebevollem Danke auf Edgar richtend. Und wenn moderne Komponisten so willkürlich diese erstaunliche Originalität nachahmen, dann wird meistens bei ihnen zur Unnatur, was dort als hohes, seelenkundiges Walten erscheint.

— Das ist nun einmal der Fluch gedankenloser Nachahmung, bemerkte Edgar. Aber wie freudig gerührt erkenne ich's an, daß Sie mich so wundersam zu ergänzen verstehen.

— Wir haben bereits so viel des Lobes über Beethoven gehört, rief jetzt von Sickingen aus, daß ich einen ordentlichen Geisteshunger verspüre, wieder einmal eine Tondichtung dieses Unsterblichen in mich aufzunehmen. Wie wäre es denn, wenn Sie, lieber Wittig, oder Sie, mein allergnädigstes Fräulein, uns eine Sonate dieses Meisters vortrügen? Sie würden mich damit zu wahrhaftem Danke verbinden.

— Ich würde Ihnen von Herzen gern willfahren, antwortete Anthemia; allein ich empfinde eine sonderbare, fast unfaßbare Scheu, vor einem so gestrengen Richter, als welcher

mir Herr Wittig ohne Zweifel in Sachen Beethovens dazusitzen scheint, eine Sonate dieses Meisters vorzutragen.

— Mögen Sie das nun im Ernste oder im Scherze gesprochen haben, lautete Edgars Gegenrede, — jedenfalls, gnädiges Fräulein, bezeuge ich Ihnen aus vollem Herzen, daß Sie überhaupt keinen Kritiker zu scheuen haben. Auch ich verbinde meine Bitte mit der meines Freundes von Sickingen. — Das Dämmerlicht zieht herein. In einer solchen Übergangsphase, wo den Wachenden so oft süßes Träumen überkommt, findet sich wohl die geeignete Stimmung, der schmerzensreichen Cis-moll-Sonate ein trauliches Heim in unserer Seele zu bereiten. Diese Tondichtung möchte ich gar zu gern von Ihnen hören.

Anthemia winkte Gewährung und erhob sich. Fast geisterhaft erglänzte ihr Angesicht im Halbdunkel. Das Rauschen ihres seidenen Gewandes unterbrach allein die geheimnisvolle Stille. Den neckischen Kobolden der Dämmerungswelt blieb jedoch nicht lange Zeit, die Gemüter zu schrecken und zu ängstigen. Kaum erklang der erste Cis-moll-Akkord der Sonata quasi una Fantasia, — da war der Geisterspuk verschwunden.

Der Geist Beethovens sprach aus dem seelenvollen Spiel der anmutsreichen Künstlerin. Atemloses Schweigen herrschte während ihres Vortrages, der die Seele der Lauschenden ganz gefangen nahm. Das Adagio spielte sie nicht, nein! sie sang es wundersam rührend auf dem Flügel, daß es tiefinnerlich in den Gemütern nachhallte. — Das Allegretto ward in feinsinniger allmählicher Steigerung des Zeitmaßes aus dem dahinsterbenden Adagio herausgedichtet. Der letzte Satz, das „Presto agitato", bot ein Bild rasender, fessselloser Leidenschaftlichkeit, bis ins innerste Mark hinein erschütterte es die Zuhörer.

Das Zauberspiel war beendet. Anthemia nahm ihren Platz neben Edgar ein, dessen hochbegeisterter Blick ihr mehr

sagte, als es tausend Worte hätten tun können. Dabei streiften sich ihre Hände. Anthemia ward wie von Purpurrot überzogen, — Edgar fühlte sein ganzes Wesen wie von sonniger Lebenswärme durchweht; doch seine äußere Hülle bewahrte volle Ruhe und Gleichmut; nur im Innern wogte es hin und her. — —

Allmählich nur konnte man sich von dem tiefen Eindrucke erholen, den die Sonate auf das Gemüt der Anwesenden hervorgerufen hatte. Erst der Kerzenglanz rüttelte alles aus dem stillen Hinbrüten.

Endlich sprach Edgar zu Anthemia:

— Sie bilden wahrlich eine rühmliche Ausnahme unter den Virtuosen. Fast niemals kann mich ein Virtuose mit dem Vortrage einer Beethovenschen Sonate zufriedenstellen. Die meisten Pianisten spielen ja in ihren Konzerten eine derartige Sonate lediglich, um dem Klassischen den schuldigen Modetribut darzubringen, ohne sonst im geringsten vom reinen Geiste Beethovens beseelt zu sein. Denn das entartete Virtuosentum — das Affentum der Kunst — ist ungefähr solch eine Kunst, wie die jenes Griechen, der aus der Ferne immerwährend Erbsenkörner gegen eine Nadel warf und sie, ohne jemals zu fehlen, an dieselbe anspießte. Nachdem dieser Hexenmeister auch vor Alexander dem Großen seine Kunstfertigkeit bewiesen hatte, erhielt er von diesem einen Scheffel derselben Hülsenfrucht zum Geschenk. Das war eine königliche Satire. — Wenn es möglich wäre, sollte man seelenleeren Virtuosen nichts als gestochene Oktavengänge, verzwickte Terzen-, Sextenläufe, Akkordsprünge, Trillerketten und dergleichen als Belohnung für ihre Seiltänzerkunst auf dem Pianoforte verehren. — Um so lebensfreudiger wird man darum berührt, wenn man einer echten Künstlernatur unter den Virtuosen begegnet. Das Schmeicheln ist mir verhaßt, mein verehrtes Fräulein. Ich sage darum in offenherziger Kürze und Bündigkeit: Sie haben diese Sonate so meister-

haft gespielt, daß ich mein langgenährtes Ideal von der Interpretation dieser Tondichtung endlich einmal verwirklicht fand.

— Sie werden mich noch eitel machen, entgegnete lächelnd die tief errötende Anthemia. Es gewährt mir freilich keine geringe Genugtuung, Ihnen, der sich so tief in das hohe Wesen Beethovens zu versenken gewohnt ist, Zeichen so uneingeschränkten Beifalls abzugewinnen.

Darauf bemerkte von Sickingen:

— Sie haben uns, allergnädigstes Fräulein, diese Tondichtung so zu Herzen geführt, daß es Ihnen gewiß leicht fallen wird, uns die ganze Sonate ihrem Poesiegehalte nach in Worten darzustellen.

— Das übersteigt nichtsdestoweniger meine Kraft, versetzte die Angeredete. Ich besitze wohl ein äußerst empfängliches Gefühl für Beethovens herrliche Schönheiten bis in all ihre zarten Abstufungen hinein; ich finde jedoch, vornehmlich durch natürliches Gefühl geleitet, das Wahre, ohne den Ideeengang eines Kunstwerkes in Worten entwickeln zu können. Heute aber habe ich durch das schöne Beispiel meines Herrn Nachbars so reiche Anregung gewonnen, daß ich fortan bestrebt sein will, von dieser Grundlage aus weiter zu bauen.

— Dann hilft Ihnen nichts, Herr Wittig, Sie müssen uns die Cis-moll-Sonate ihrem poetischen Gehalte nach nahe bringen, sagte Emma.

— Muß ich wirklich? lautete die etwas ironische Antwort Edgars. Ich muß zwar nicht, aber ich will.

— Sie bleiben nun einmal der alte Widerspruchsgeist, schmollte Emma dagegen.

— Nichtsdestoweniger, fuhr Edgar fort, erfülle ich Ihren Wunsch.

Der junge Musensohn schlug den Text der Cis-moll-Sonate auf und begann also:

Diese unsterbliche Sonate, so einheitsvoll in ihrer Gefühlsentwickelung, wie wenig andere derartige Dichtungen, führt ein Gemüt vor unsere Seele, das von einem tief einschneidenden Weh belastet ist.

Im Cis-moll-Adagio spricht der in seinem unnennbaren Schmerze sich fast verzehrende, klagende Mensch zu uns. Die stete Unruhe des Herzens spiegelt die immerwährende Triolenbewegung der begleitenden Stimmen malerisch wieder. Dem einsam in sich gekehrten Gemüte entspricht die monotonmelodische Wehklage. Wohl möchte der Geist in seinem überschwenglichen Leid aus der verklärenden Schmerzenslust den seelenverwandten Trost schöpfen. Aber welch ein kurzer Scheintrost ertönt hier aus E-dur! Zu schnell erneut sich die Klage über den heiß brennenden Seelenschmerz, die nunmehr, einen Hoffnungsschimmer (C-dur) verschmähend, schaurig und immer schauervoller aus allen verwandten Molltönen angestimmt wird. Der Geist erscheint jetzt fast umnachtet in seinem unsäglichen Schmerze und möchte ihn doch wieder mit Seelenmacht niederkämpfen. Während die schmerzvolle kleine None in der Melodie so herzzerreißend singt, schreiten die machtvollen Bässe in drohender Kraft einher. Und wieder fällt das Gemüt dem trostlos stillen Klagelied anheim. — Wie ein tödlich verwundeter Leu sich von Zeit zu Zeit noch aufrafft und gegen sein feindseliges Geschick andringt, um immer nur kraftloser und matter zurückzusinken, ohnmächtig seinem Schmerze überlassen: so strebt hier das tief verwundete Menschengemüt immer wieder empor, um schnell das Vergebliche dieses Ringens zu empfinden. Eine solche Bedeutung klingt aus den kurzen Crescendos dieses Satzes. — Nach dem ersten eitlen Aufraffen wird das Gemüt des Leidenden von unnennbarer Angst befallen. Wie da die Unruhe auf den Leidensmenschen eindringt! Wie er klagt und sich vor Seelenpein windet, ohne einen rettenden Ausweg zu finden! Der Geist fühlt sich nach und nach so bedrückt, daß

er lange vergebens nach freiem Atem ringt: die Angst will und will nicht weichen; selbst der reine Ausdruck der Klage, die Melodie, ist verloren. Endlich kommt auch nach dieser Herzensqual die Seele wieder zu sich: aber immer tiefer, verzweiflungsvoller tönen uns die melodischen Seufzer entgegen. Und immer noch stockt der Baß auf dem Orgelpunkte Gis. Plötzlich will sich jetzt dem Geiste ein rettendes Reich erschließen; doch allzuschnell erweist es seinen trügerischen Schein, so daß die Seele ohnmächtig in die alten Schmerzgedanken zurückfällt. Wie sehr auch das leidende Herz blutet und leise seufzt, noch fühlt es sich zuweilen von einem Hauche des sich aufbäumenden Widerstandes erfaßt. Aber immer trostloser sinkt der Geist nieder. Noch einmal, gleich dem letzten Aufflackern des Lichtfunkens vor dem gänzlichen Erlöschen, leuchtet ein ankämpfendes Beginnen auf, ehe der Geist ganz in Nacht versinkt. Von Bangigkeit, Traurigkeit und hundert anderen Qualen daniedergebeugt, scheint der Mensch da hinzuwelken: leiser und immer schwächer hallt das Weh nach. Nur der tiefste Seelengrund haucht noch ab und zu die elegischen, monotonen Seufzer aus, bis die ganze Welt sich ihm in wesenlose Nacht verhüllt.

Doch horch! Der schmerzvoll brütenden Verzweiflung, der höchsten Seelennot ertönt jetzt leise eine trostspendende Stimme aus lichten Höhen. Wie schlummert noch so tief verborgen das schwere Leid im trostreichen Sange des Allegretto! Wie will sich hier in Des-dur eine edle Seele so hoch erhaben über das tiefste Leid stellen! Immer zuversichtlicher erfüllen Gedanken der Ruhe und der feierlichen Schmerzensstillung die Seele des schwer Geprüften. Freilich erschallt hier nicht das Trosteswort einer Seele, der die Hoffnung auf Glückesgenuß lebensvollere Schwungkraft verleiht: nein! hier ertönt der Trost, den eine große Seele in der willensstarken Resignation auf ein heiß ersehntes Lebensglück empfindet. Und ein solches Lied des Trostes muß von

Wehmut umflort sein. Mit Wehmut ergibt sich hier ein Geist in sein unseliges Geschick, weil es die einem lauteren Herzen entstammende Notwendigkeit also erheischt: es muß sein! Das Glück empfängt unter Tränen seinen Scheidebrief. Und welch gegensätzliches Bild in den beiden Teilen des *Trios*!

Wie wollte meine Seele sich in lebensfrischem Jubel emporschwingen, wenn die neidischen Mächte meinem Leben nicht eine so traurige Entsagung gesponnen hätten! — so singt der *erste Teil*. Allein, mein Herz soll nun einmal ein auserlesenes Feld für das heimtückisch einherschleichende Unheil sein! — so verkündet, ganz leise klagend und weinend, die leidensgetränkte Seele im *zweiten Trioteile*.

Doch von neuem wird in dem Gemüte des Leidenden die trostvolle Stimme laut, aber nicht mehr mit der früheren Zuversicht. Die Wehmut wirft jetzt mehr und mehr ihre dunklen Schatten in dies Bild der Entsagung.*)

Mit dem *Presto agitato* dieser Dichtung tritt der Seelenzustand des Helden in eine neue Phase. Fort mit allen Resignationsgedanken! Nunmehr macht sich der aufbäumende Trotz gegen das finstere Schicksal in seiner titanischen Leidenschaft geltend. Wie die wild schäumenden Meeres-

*) Der Vortrag dieses kleinen Satzes bietet kaum denkbare Schwierigkeiten, namentlich inbetreff des gar nicht vorgezeichneten Tempowechsels. Der Anfang muß sich unmittelbar nach dem Adagio in ganz ruhigem Zeitmaße ergehen. Der zweite Teil werde etwas schneller in der Bewegung; bei der Wiederholung entspricht der Idee abermals eine etwas größere Lebhaftigkeit, die auch noch der erste Teil des Trios behaupten darf. Aber der zweite Teil versinke wieder in ruhig leidende Bewegung. Die *Wiederholung* des *Allegrettos* atme im ersten Teile wieder das etwas lebhafte Aufleuchten der trostreichen Rettung. Der zweite Teil hingegen, welcher den Satz beschließt, ertöne in durchaus gemessener Bewegung; hier bei dem ersten tonischen Quartsextakkorde auf As (As-des-f) muß jedenfalls ein Ruhepunkt stattfinden, am längsten im Schlußteile: denn damit scheint erst in der Seele des Entsagenden der Entschluß zur vollen Reife zu gelangen.

wogen mit einer sich lawinenartig überstürzenden Kraft gegen Felsenmassen losstürzen, um sie der Zerstörung preiszugeben, wie sie dann in ohnmächtiger Anstrengung zurückprallen: so schleudert hier die trotzige Menschenseele ihre rollenden Tonwogen mit furchtbarer Gewalt gegen die felsenharte Schicksalsfeste, diese zu zerbersten strebend. Aber hier ein fortwährend machtloser Rückfall von den beiden trotzigsten Akkordschlägen — und hier ein immer erneuter Riesensturm. Endlich muß der trotzige Geist sein eitles Bemühen, finster grollend, einsehen. Die hervortauchende, grauenvoll schöne Melodie in Gis-moll verkündet uns diesen dämonischen Schmerz, der sich bis in die innersten Herzensfasern hinein verzweigt hat. Offenbart er zuerst noch ein gewisses herzrührendes, melodisches Maß, während allein in den Bässen die fieberhaft wilde Aufregung der Seele pulsiert: so schwillt er schnell genug zur entsetzlichen Leidenschaft an, geberdet sich immer rasender in seiner Zerrissenheit, bis sich die gefolterte Seele in einem furchtbaren Aufschrei Luft macht. — Da umschwirrt wundersames Geistesgeflüster das in Bangigkeit schmachtende Gemüt des unaussprechlich Leidenden. Nun flüchtet der Geist in den Schoß wilden Humors. Ist es nicht eine wilde Lust, sein Herz von tausend Dämonen umlagert zu sehen? Wie sie nicht müde werden, an einem Herzen herumzuzerren, es mit ihren zerfleischenden Armen immer stärker und höhnischer zu packen! — Die zweite Melodie in Gis-moll gibt die humoristische Rache. Aber der weltverachtende Humor wird von dem nimmer rastenden Trotzgeiste verdrängt, der aufs neue kampfbegierig gegen den ganzen feindseligen Troß losstürmt. Wie sehr die stolze Seele sich auch bäumt und dem Schicksal seine Willenskraft entgegenschleudert: des Geschickes Mächte behaupten abermals das Schlachtfeld. Wohl wühlt von neuem der leidenschaftliche Schmerz im Gemüt; jedoch diesmal nicht so stürmisch heiß: die frühere wilde Melodie hat nunmehr eine etwas resignierte

Färbung in Fis-moll, mehr noch in G-dur angenommen. Freilich ist in diesen Augenblicken die verzichtende Kraft nur schwach. Bald überläßt sich der Geist wieder der fessellosen Leidenschaft, in seinem Mißgeschick aber auch groß einherschreitend. Für einen kurzen bangen Moment scheinen dann die Geistesschwingen ganz zu erlahmen. Doch das war nur die Erholung der Seele, die neue Kräfte sammelt, um das grausame Verhängnis zu Boden zu werfen. So setzt sich der heiße Kampf noch lange fort. Die Höhe des Unglücks stürzt den Geist in einen wahren Taumel der wildesten Leidenschaft. Der Schmerz wühlt tiefer und immer tiefer. Jetzt zum vierten Male erdröhnen die kühnen Keulenschläge gegen das nimmer wankende Schicksalshaupt. Diesmal entsteht wahrhaft gigantisches Ringen; der Held möchte seinem Geschick mit fast übermenschlicher Anstrengung in den Rachen fahren und ihm die schrecklichen Giftzähne ausreißen — es ist alles eitles Mühen. Die Heldenseele muß vom Kampfe abstehen und sich zur Ergebung in das unerbittliche Schicksal rüsten. Die frühere leidenschaftliche zornesmutige Melodie erklingt noch einmal in Cis-moll leiser, gefaßter und ergebener denn je zuvor. Scheint auch der Trotz gebrochen, so stürzt doch wieder die Fürchterlichkeit der Schmerzensleidenschaft in lichterlohen Flammen hervor. Die Verzweiflung treibt den Geist rastlos hin und her, er lechzet nach endlichem Siege, nach Befreiung aus dieser unsäglichen Qual und fühlt seine Kraft immer mehr dabei ermatten. Erstorben scheint ihm alles Leben. Doch auch aus diesem Scheintode rafft sich die Leidenschaft allmählich zu neuer Gewalt auf. Der Schmerz, den diese Heldenseele empfindet, ist so riesengroß, daß er nicht zu vernichten ist, unaufhörlich ist seine Pein. Aber die stolze, trotzige Leidenskraft stellt sich immer kühner auch diesem Schreckensbilde entgegen. Scheidend noch prägt uns der Tonmeister das Bewußtsein von seinem im Grunde der Seele dennoch ungebrochenen Stolze ein. — —

— So fühle ich den Inhalt dieser wunderbaren Sonate, schloß Edgar seine Darstellung.

— O, wie dankbar bin ich Ihnen! sagte Emma mit freudig gerührter Stimme.

— Jetzt werde ich manches darin doch noch ganz anders vortragen können, bemerkte Anthemia, wobei sie einen zärtlich dankbaren Blick auf Edgar warf.

— Dank, viel herzlichen Dank für Ihre überaus freundliche Anerkennung. Doch um eines Punktes willen muß ich mich wohl noch salvieren. Ich möchte mit dieser Skizze um alles in der Welt nicht den irrtümlichen Glauben in Ihnen erwecken, als habe sich der Tonschöpfer bei der Konzeption dieser Phantasie-Sonate gerade den psychologischen Ideengang so vorgestellt, wie ich ihn soeben vorgetragen habe. Damit sollten Sie, meine so geduldigen und liebenswürdig sympathischen Zuhörer, nur in Unbefangenheit die Überzeugung gewinnen, wie gewisse Schöpfungen Beethovens auf empfängliche, seelenverwandte Gemüter einzuwirken vermögen. Aber gerade aus solchen positiven Vorkommnissen — und das halte ich für besonders beherzigenswert — können Sie wieder den merkwürdigen Gegensatz erfassen, in dem sich ein Beethoven zu den sogenannten Programm-Musikern befindet. Während der eigentliche Programmatist sich und seinem Auditorium eine vollkommen durchgeführte poetische Skizze zurechtlegt, deren Einzelzüge man meistenteils auch beim besten Willen nicht aus der betreffenden Musik herausfinden kann: wirkt Beethovens Tonsprache oft umgekehrt so, daß sie — ohne nach einem bestimmten Programm geschaffen zu sein — dennoch poetische Seelen zu den ausführlichsten Poesie-Programmen begeistert. Das ist denn auch der höchste Triumph, den die Musik als solche durch den hohen Geist Beethovens davongetragen hat. In freier, phantasie- und kunstvoller Darstellung gebiert sie kleine Welten, von so faßlich-eindring-

licher Klarheit, daß der Berufene sich veranlaßt sehen muß, jene Welten durch das deutlich redende Wort festzubannen.

— Wieder ein ganz neuer Gedankengang, sprach freudig erstaunt Anthemia. Vielleicht habe ich Sie nicht vollkommen verstanden. Sie wollten doch damit nicht behaupten, daß die Programm-Musik, als deren eigentlichen Vater wir Hektor Berlioz anzusehen haben, gar keine positive Bedeutung für die organisch-genetische Entwickelung der Musik besitzt?

— Das durchaus nicht, versetzte Edgar. Es liegt ein bedeutsamer Kern darin, der in Zukunft noch fruchtbringend werden muß. Hektor Berlioz freilich gleicht mit Franz Liszt und anderen nur jenen hervorragenden kühnen Männern, die vor Kolumbus den neuen unbekannten Seeweg ausfindig machen wollten. Berlioz zumal ist wie das inkarnierte Ahnen einer neuen Offenbarungswelt der Musik, deren endliche Erfüllung erst einem späteren Genius vorbehalten bleibt. Gerade aus Beethoven hätte er lernen können, daß eine derartige, wirklich organische Erweiterung der reinen Instrumentalmusik nur durch vollkommenes Erfassen der vorhandenen Musikformen möglich wird. Einst wird ja der Tag kommen, an dem ein großer Originalgeist auftreten wird, befähigt, die durch die größesten Musikgenien entwickelten Formen organisch weiterzubilden. Ein solcher Geist muß dann auch die ganze musikalische Anschauungswelt vorwärts bringen. — Doch ich muß fürchten, mich zu verlieren, muß daher schnell abbrechen, so verlockend auch dieses Thema ist. — Ich möchte vielmehr noch einmal auf den Vortrag der Cis-moll-Sonate zurückkommen. Ihr Spiel, gnädiges Fräulein, gab einer von mir seit lange genährten Ansicht wieder neue Bestätigung. Ich bin der Meinung, daß gerade zum Vortrage Beethovenscher Dichtungen die Pracht des physischen Anschlages allein durchaus nicht ausreicht. Um den echten Geist unseres Meisters ertönen zu lassen, muß man den psychischen Anschlag, insonderheit beim Adagio, zur vollsten Geltun bringen.

Die Musikseele muß, wenn der Ausdruck gestattet ist, in die Finger hinübergeleitet werden, um so den Weg in die Herzen der Zuhörer zu finden. Anschlag und Accent — das sind die wahren Angelpunkte künstlerischer Vortragsweise, dem sich als drittes Moment das Phrasieren oder Abgrenzen zugesellt.

— Vortrefflich! rief Anthemia aus. Es gibt aber wohl auch schwerlich etwas, das Körper und Geist zugleich mehr anstrengt, als der Vortrag einer der tiefempfundenen Sonaten Beethovens.

— Heute muß nun einmal auch bei mir alles heraus, was ich über Beethoven noch auf dem Herzen habe, ließ sich darauf von Sickingen vernehmen. Mir erscheint es immer noch unfaßbar, daß es zu Lebzeiten Beethovens vornehmlich zwei Frauen waren, die allein den Meister zu lauten Beifallsbezeigungen über den genialen Vortrag seiner Klavierwerke hinreißen konnten. Konnte ihm ja kein Virtuose irgend eine seiner Tondichtungen zu vollem Danke wiedergeben. Diese Ehrendamen par excellence sind die Freifrau Dorothea von Ertmann, von Beethoven seine „Dorothea-Cäcilia" genannt, und die Gräfin Sidonie von Brunswick. Wer aus unserem kleinen geisteserlauchten Kreise klärt mir dieses Musik-Mysterium auf?

Ihm antwortete seine Braut in scherzhafter Weise:

„Willst Du immer weiter schweifen?
Sieh', das Gute liegt so nah'."

Geduld, mein lieber Karl, ich löse dir dieses Rätsel. Erst aber laß dir gesagt sein, daß du noch manche andere Künstlerin neben jenen beiden Damen außer acht gelassen hast. Da wäre die ebenso von Beethoven als auch von Haydn hochgefeierte Pianistin Frau Marie Bigot, geb. Kiéné zu nennen, die namentlich aus der sogenannten Appassionata (op. 57) das Wunderbarste zu gestalten wußte; ferner Madame Cibbini, eine Tochter des zu Beethovens Zeiten sehr ge-

schätzten Komponisten Kozeluch. Als wundervolle Darstellerin Beethovenscher Poesiegebilde, zugleich als Freundin des Meisters, ist aber ganz besonders noch Frau Marie Pachler-Koschak hervorzuheben. Mir fällt es eben ein, in einer anziehenden Schrift des Sohnes dieser würdigen Matrone, worin die Beziehungen Beethovens zu Dr. Pachlers Mutter auseinandergesetzt werden, einen allerliebsten Brief des Meisters an diese Marie gelesen zu haben, der sogar folgendes Urteil enthält: „Ich habe niemand gefunden, der meine Kompositionen so gut vorträgt, als Sie, die großen Pianisten nicht ausgenommen; sie haben nur Mechanik oder Affektation. Sie sind die wahre Pflegerin meiner Geisteskinder.“ Es läßt sich denken, bemerkt dazu der Sohn, mit welchem Stolz und mit welcher Pietät meine Mutter dieses kostbare Ehrenzeugnis aufbewahrte!

— Und Sie hätte Beethoven sicherlich zur Fürstin seines Geistesstaates auserkoren, sagte Edgar freudestrahlend zu Anthemia. Ich bilde mir's ein, daß Sie es so manchmal träumerisch schmerzhaft empfinden, Beethoven nicht gesehen zu haben.

— Sie werden es verstehen, entgegnete Anthemia, wie ich Tränen vergießen konnte, als ich von Schumann einen derartigen Schmerzensschrei las. So ruft es dieser Tondichter aus: „Trag' ich denn nicht auch den Schmerz in mir, Beethoven nie gesehen, die brennende Stirn nie in seine Hand gedrückt zu haben, und eine große Spanne meines Lebens wollte ich darum hingeben.“ — Ich bin überzeugt, daß Ihre Seele oftmals von einem solchen schmerzhaften Sehnen heimgesucht wird. Wie doch in scheinbar törichten Gedanken der Menschen oft so tiefer Sinn steckt!

— Das ist ein Schmerz, der Sie hoch ehrt, bemerkte Edgar in feierlichem Tone. Von mir will ich lieber ganz schweigen.

— Aber nur nicht zu wehmutsvoll, suchte Emma zu scherzen. Um indessen auf die Frauen zurückzukommen, die

so reine Priesterinnen des Beethovenschen Kunsttempels waren, sei mir die Bemerkung gestattet, daß mir diese Erscheinung durchaus nicht so unfaßbar und wunderbar erscheint, wie dir, lieber Karl. Bisher hat sich in der gesamten Weltentwickelung, zumal in der Geschichte des Geistes, die Mission der Frauen als eine rein passive erwiesen. Die wenigen Ausnahmen in der Geschichte können diese Wahrheit nicht umstoßen. Ob wir dereinst im aktiven Elemente einheimisch sein werden, das kann erst die kommende Zeit enthüllen. In unserer Passivität besitzen wir die reinste Empfänglichkeit für alles echt Geistige, für alle großen Ideen. Wir haben nicht den Ehrgeiz, überall unser Ich auf den Schild zu erheben. Wir geben uns mit der unermüdlichsten Geduld und Ausdauer allen schöpferischen Ideen der Männer hin; wir bestreben uns, unterstützt durch die uns eigentümliche Zartheit und ahnende Macht des Gefühls, in den verborgensten Sinn, in das feinste Geäder der hehren Gedankenwelten einzudringen. Unsere Sendung beruht vornehmlich darin, das männliche Tun wie der Engel der Verklärung zu umschweben und dadurch auf uns selbst den Götterstrahl reinster Glückseligkeit zurückfallen zu lassen. — Die Anwendung auf die Musik ist einfach. Die allermeisten Virtuosen und Komponisten sind so voll von ihrer eigenen schöpferischen Größe, daß die Ehrfurcht vor den wahrhaften Heroen ihrer Kunst, besonders, wenn sie ihnen noch als Zeitgenossen gegenüberstehen, keine wirkliche Quelle in ihrem Gemüte hat. Wie anders das künstlerisch begabte Weib! In den meisten Fällen tritt es mit einer so keuschen, edlen Begeisterung an ein Kunstwerk heran, daß dessen kunstvolles Tonleben allmählich ganz dem weiblichen Geiste zu eigen wird, um dann aus der innig nachempfindenden Seele heraus auch die aufhorchenden Gemüter zu beseligen, zu entzücken, zu erheben und in alle Himmel zu tragen. So hohes Walten ist dem Frauengeiste beschieden.

— Erlaube, meine Emma, sprach ihr ganz entzückter Bräutigam, daß ich anbetend vor deinem Geistesreichtum niederfalle. Wenn es so mit dir vorwärts geht, wirst du mich ganz in den Schatten stellen.

— Warte, du Spötter! schmollte Emma in bezaubernder Anmut.

— Und ich fühle mich im vollsten Ernste hierin völlig mit dir verwandt, sagte Anthemia mit Emphase.

Aber immer wieder muß ich die Geisteskraft meiner hellenischen Altvordern bewundern, die so viel feinsinnige Ideen, so viel Vorkommnisse des Lebens, der Natur wie des Geistes, in das schönste Gewand der Fabel und anderer Dichtungsart zu kleiden verstanden haben. Der energisch Schauende wird jederzeit reiche Nahrung für den Geist aus dem Hellenentum schöpfen. Ich bin so frei, ein mit unserem Frauenthema zusammenhängendes Beispiel vorzutragen. Die unumstößliche Tatsache, daß gerade Frauen von keineswegs hervorragender musiktheoretischer Bildung am reinsten und schönsten das heilige Tonwort Beethovens verkünden, daß diese instinktartig am klarsten aus dieser Musenquelle geschöpft haben — das erinnert mich an das alte Orakel des klarischen Apollo. Dieses — —

— Ein Orakel des klarischen Apollo? unterbrach sie Emma erstaunten Blickes. Ich kenne nur ein delphisches Orakel.

— O, erwiderte Anthemia, es gibt außer dem delphischen noch verschiedene andere apollinische Orakel, darunter das zu Klaros, einem Orte unweit von Kolophon, der Insel, die sich ja ebenfalls rühmt, den unsterblichen Homer erzeugt zu haben. Hören Sie doch einmal, Herr Wittig, wie klingt aus meiner Kehle der darauf bezügliche berühmte griechische Hexameter?

„Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamin, Chios, Argos, Athene.“ *)

— Honigsüß, würde unser Gymnasialprofessor gesagt haben, antwortete der Leutnant statt des Gefragten.

— Sehr angenehm, fuhr Anthemia fort. Doch zurück zum klarischen Orakel. Die Höhle des klarischen Apollo hatte einen Sumpf, welcher den daraus Trinkenden einen wundersamen Prophetengeist einflößte. So singt der heitere, ewig liebe- und weintrunkene Anakreon:

„Es rasen noch und heulen,
Die das beredte Wasser
Im Haine Klaros trinken.“
(Οἱ δὲ Κλάρου παρ' ὄχθαις
δαφνηφόροιο Φοίβου
λάλον πίοντες ὕδωρ
μεμηνότες βοῶσιν.)

Das merkwürdig Aparte dieses Orakellebens lag aber darin, daß nicht, wie anderswo, zünftlerisch Geweihte das Wort des Gottes verkündeten, sondern irgend ein Auserwählter, der in die Höhle hinabstieg, das klarische Wasser trank und hierauf seine Gottesverkündigungen sogleich in gebundener Rede von sich gab, ob er gleich gewöhnlich nichts von der Dichtkunst verstand. Der Geist allein macht lebendig. — So verhalten sich die Frauen zum hohen Geiste Beethovens. Obwohl sie der Wissenschaft der Tonkunst fernstehen, verkünden sie doch die göttlichen Gedanken Beethovens, dieses anderen Apollo, weil die Heiligkeit des Geistes in ihnen thront, weil sie wahrhaft begeistert sind.

— Ich zolle Ihrer Rede allen Beifall, ließ sich darauf von Sickingen vernehmen. Übrigens war auch meine der

---

*) Ein altes Epigramm berichtet:
Ἑπτὰ πόλεις διερίζουσιν περὶ ῥίζαν Ὁμήρου,
Σμύρνα, Ῥόδος, Κολοφών, Σαλαμίς, Ἴος, Ἄργος, Ἀθῆναι.
Wie hier Jos statt Chios steht, so gibt es noch verschiedene andere Lesarten für diese sieben Städte.

Königin meines Herzens gespendete Anerkennung keineswegs ironisch gemeint. Diese edle Hingebung der Frauen an die Schöpfungen der Genien erfüllt uns im Ernste mit tiefster Ehrfurcht vor der hehren Würde der Frauen, aber — vergessen wir nie, daß den eigentlichen Ausschlag in der Entwickelung des Menschengeistes doch erst die *aktive* Begeisterung des Selbstschaffenden gibt.

— Darüber kann wohl kein Zweifel obwalten, sprach Edgar; das wird hoffentlich auch unseren Damen vollkommen klar sein. Lasset nur viele schöpferische Geister erstehen, — und der Hauch einer neuen Schöpfung wird schnell seinen Weg in begeisterte Frauenseelen finden! Wird aber, wie schon *Plato* will, die Erziehung beider Geschlechter eine immer gleichartigere, dann kann in Zukunft das Kulturbild auch ein anderes Aussehen gewinnen. Und selbst der große Stagirite *Aristoteles* kann schließlich Unrecht bekommen, wenn er in seinem Werke über Staatslehre behauptet: „Das Männliche ist von Natur zur Führung geeigneter als das Weibliche" (τό τε γὰρ ἄρρεν φύσει τοῦ θήλεος ἡγεμονικώτερον. Politicorum Liber I, Cap. V).

— Wohl gesprochen, Herr Wittig! ließ sich Anthemias weiche glockenhelle Stimme vernehmen. Hoffentlich stellen Sie uns selbst recht bald auf die Probe. — Nun liegt mir noch eine Beethovenbitte am Herzen. Ich habe so vieles von Ihrer gewiß einzigen Vorliebe für die *A-dur-Symphonie* gehört, daß ich äußerst begierig bin, den inneren Grund dafür zu erfahren. Was treibt Sie so unbändig gerade zu dieser Symphoniedichtung unseres Großmeisters hin? Ich hege den festen Glauben, daß Sie ganz wunderbare Ideenentdeckungen darin gemacht haben.

— Dieser Glaube täuscht Sie auch nicht, entgegnete Edgar. Nichts in aller Welt harmoniert seit langer Zeit so mit der ganzen Grundstimmung meines Wesens, wie diese symphonische Konzeption des Meisters. Mir ist manchmal

so, als wäre diese Symphonie eigens für mich geschrieben, als könnte sie kein anderer so verstehen, so in den innersten Nerv ihres Geistes schauen, wie ich. Erwarten Sie jedoch nicht, daß ich heute noch einmal meinen Redestrom über Ihre lammfrommen Häupter ausgieße. Sie sind die geduldigsten Hörer, die mir jemals vorgekommen sind. Ihre Dulderkraft ist sogar stärker als meine Lungenkraft. Aber ich bin gewillt, meine Gedanken über diese Wundersymphonie schriftlich niederzulegen. Sobald ich damit fertig bin, überbringe ich die Skizze unserem teuren Fräulein Hildebrandt, die in ihrer Liebenswürdigkeit wahrlich nicht ermangeln wird, auch Sie, mein verehrtes gnädiges Fräulein, zur Mitwisserin dieser Ideen zu machen. Sie werden hier Beethoven als weltenrichtenden Genius kennen lernen.

— Sie spannen meine Erwartung sehr hoch, bemerkte Anthemia. An Ihnen wird es nunmehr liegen, diese nicht aus ihren Himmeln zu stürzen.

Jetzt erschien die Dame des Hauses und machte allen weiteren Erörterungen über das schier unerschöpfliche Beethoventhema dadurch ein Ende, daß sie die kleine Gesellschaft an den Teetisch lud.

Hier bot namentlich wieder die heitere, rosige Emma ihr ganzes Unterhaltungstalent auf, um die Wehmutswolken von Anthemias und Edgars Stirn hinwegzubannen, womit sie weit mehr Glück bei der Freundin als beim Freunde hatte. Edgar verlor fast keinen Augenblick seinen eigentümlich schwermütigen Gesichtszug.

Nach den reichen Freuden der Abendtafel belustigte man sich an improvisierten Reimereien, wobei der Leutnant in seinem Elemente war und sowohl in der Erfindungsschnelligkeit als auch in drastischen Anspielungen jedweder Art die höchste Meisterschaft entfaltete.

Späterhin trug Edgar noch auf den dringenden Wunsch Anthemias einen Sonatensatz vor. Er hatte das großartige

Largo der Melancholie in D-moll aus der D-dur-Sonate (op. 10) gewählt, eine der tiefsinnigsten, originellsten Konzeptionen Beethovens. Edgar war heute so in der rechten Stimmung, dieses farben- und schattierungsreiche Bild eines melancholischen Menschen am Klavier zu zeichnen. — Der Eindruck war ein so tiefgehender, daß es hernach mit der heiteren Stimmung für den Rest des Abends vorbei war.

Endlich mußte auch hier die Stunde der Trennung schlagen.

Der Glücksstern lächelte unserem Musiker. Er hatte die beseligende Freude, Anthemia nach Hause geleiten zu dürfen. — Welche Schauer nie empfundener Seligkeit durchdrangen sein ganzes Wesen, als er Anthemias schwellenden Arm in dem seinen fühlte. Wie sich von diesem üppigen Arme so warmes, jugendfrisches Leben in sein eigenes ergoß! — Edgar empfand es wieder einmal, daß die Welt auch neben Kunst und Wissenschaft noch andere Himmelswonnen in sich faßt. — —





Sechstes Kapitel.

Ein liebendes Weib.

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl.
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.
Schiller: Die Braut von Messina.

Doch Hoffnung haucht Frieden dem schwellenden Herzen
Und flüstert: Auf Wiedersehn, was auch gescheh' —
Und der Traum dieser Täuschung versüßet die Schmerzen
Und das nagende Gift in dem letzten Ade.
Byron: Der Liebe letzt Ade.*)

Nachdem Edgar einmal, angeregt durch Anthemias mitbegeisternde Gegenwart, angefangen hatte, aus seiner einsamen Verschlossenheit herauszutreten, trieb es ihn öfter als ehedem zur Behausung der Geheimratsfamilie.

Anthemia besonders mußte all seine Gedanken über Beethoven erfahren. Und was er noch vor den anderen geheim hielt, weil sie noch nicht reif für die Mysterien dieses Orpheus waren, das wurde vor der herrlichen Griechin entschleiert, sobald sich ihm ein unbelauschter Augenblick darbot. Anthemia hörte dann in andachtsvoller Bewunderung zu.

*) Still Hope, breathing peace through the griefswollen breast
Will whisper: Our meeting we yet may renew:
With this dream of deceit half our sorrow's repress'd,
Nor taste we the poison of love's last adieu!
Byron: Love's last adieu.

Naturgemäß mußten so geistesverwandte Naturen schnell genug jene geheimnisvolle Anziehungskraft aufeinander ausüben, die berufen scheint, ein gemeinsames Dasein für alle Lebenszeit hervorkeimen zu lassen.

Aber die Tage so reiner, ahnungsreicher Freudetrunkenheit sollten bald einem jähen Ende entgegengeführt werden. Die Zeit, welche Anthemia von ihren Eltern für ihre künstlerische Ausbildung in Deutschland gewährt war, erfüllte sich mehr und mehr — und die bittere Stunde der Trennung stand nahe bevor.

So mannigfach auch Edgars Leiden waren, in diesem wechselseitigen Drangsal war er dennoch der weniger Beklagenswerte. Er war zu voll vom Geiste der Musik, besonders von Beethovens Genius, als daß der erhebende und berauschende Zauber der Liebe das Alpha und Omega seines Sinnens, Webens und Trachtens bilden konnte. Lern- und Schaffenseifer behüteten ihn gnadenvoll vor den niederschmetternden Schlägen der Liebesgewalten.

Anders Anthemia. Edgars trauerumflortes Wesen hatte es ihr nun einmal so angetan, daß kein Entrinnen mehr möglich war. Die Gewißheit des bevorstehenden Abschieds ward ihr zur unendlichen Herzensqual. In ihrem Innern wogte es in unbeschreiblicher Unruhe. Ihr Herz schien ein unermeßlicher Tummelplatz zu sein, auf dem der heiße Kampf der Leidenschaften zum ersten Male sein wunden- und schmerzensreiches Panier aufgepflanzt hatte.

Anthemias Briefe und Erinnerungen, die allesamt — wenn auch nicht in Wirklichkeit, so doch im Geiste — an ihren Bruder gerichtet waren, sprechen beredter als das erzählende Wort von den Kümmernissen ihrer edlen Seele.

Folgendes schrieb und widmete Anthemia ihrem teuren, innigst geliebten Bruder Sophron:

„Du wirst in großer Angst leben, weil Du so lange nichts von mir gehört hast. Ach! wenn Du so recht wüßtest,

wie unsäglich elend und trübselig es um mein Gemütswesen steht — Du würdest schnell aufhören, über mein Stillschweigen verwundert zu sein. Du weißt es, daß ich dann am liebsten schreibe, wenn ich der Feder den vollen Freudenstrom anvertrauen kann: dann empfinde ich die erquickende Hoffnung, daß Freudenbotschaft aus dem Leben Deiner einzigen Schwester auch über Dein Dasein einen erfreuenden Glanz verbreiten muß. Habe ich Dir jedoch von des Lebens Not und Qual Kunde zu geben, dann muß ich befürchten, auch Deinen augenblicklich vielleicht frohen und anmutigen Lebenstraum mit dem Schleier der Trübseligkeit zu überziehen. Allein auf die Dauer schweigen, wenn die Seele schwermutsvoll ist, würde schließlich in kaum verzeihliches Unrecht ausarten. So sei denn die Verschwiegenheit Dir, dem geliebten Bruder, gegenüber weit von mir gewiesen.

Laß Dir denn meine still verborgenen Leiden klagen, wenn auch Dein lebensfreudiges Wesen darob von Wehmut beschattet wird. Erfüllt auch die Teilnahme an den Leiden einer treu ergebenen Freundesbrust das Gemüt mit unmerklich nagendem Kummer, so genießt es doch den verklärenden Trost der harmonischen Zusammengehörigkeit mit einem anderen Wesen.

Aus kürzeren Andeutungen meiner früheren Briefe weißt Du es ja längst, wer die unschuldige Ursache meiner Leiden ist. Ich habe Dir schon oft von dem jungen Künstler gesprochen, den sich der Liebesgott zu einem Quell unversiegbaren Wehs für mich auserlesen zu haben scheint.

Wie ländlich heiter floß mir die Jugend dahin! Lust am Leben, himmlische Freude an der Natur, Liebe zu den Meinen, der Glorienschein der Kunst: alles Holde, Liebe, Gute, Schöne und Freudenvolle leuchtet aus meinem ganzen Jugendlenze hervor. Dahin sind nun all diese Zauber für mich! Alles, was ich bisher liebte, was mich ergötzte, erquickte und wohl auch betrübte, scheint ein sanft

verklungener Akkord für mich zu sein. All die holden Bilder der Jugend, all ihre trauten Eindrücke scheinen fort ins Nebelland entwichen zu sein: als gebe es nur ein einziges glänzendes Bild für mich auf dem ganzen, weiten Erdenrund. Jetzt hat in meiner Seele nur ein einziges, unendliches Gefühl Raum, das alles andere verschlingt — die Liebe, grenzenlose Liebe zu Edgar Wittig! Da — nun ist es endlich heraus! —

Du wirst mich auslachen. Wohl mag Dein Bruderherz in diesem Augenblicke triumphieren, daß ich vom Strafgerichte des früher verlachten Eros schwer heimgesucht werde. Ja! grausam rächt sich der Spott, mit dem ich mich über Deine eigene, tiefsinnige Verliebtheit lustig machte — über das brütende Stillschweigen, bester Sophron, das nur von Zeit zu Zeit durch einen aus der tiefsten Seele emportauchenden Sehnsuchtsruf nach der Heißgeliebten unterbrochen ward. — Mit einem Male tritt mir ein Ereignis unseres geschwisterlichen Zusammenseins lebensvoll vor die Seele. Eines Tages war Deine brüderliche Langmut mit mir zu Ende: da schleuderte mir Dein gekränkter Geist mit eumenidischem Pathos eine bange Prophezeiung entgegen. Denk an den pythischen Gott! Anthemia, riefst Du in begeistertem Zorneseifer aus. Auch er verspottete den kleinen, aber allgewaltigen Eros. Der beleidigte, kleine Gott nahm grimme Rache an Phöbus Apollo. Das verhielt sich also — wie es ja Ovidius Naso so reizvoll in seinen Metamorphosen besingt. Als der schöngelockte Musaget von seinem Siege über den Drachen Python in göttlichem Stolze heimkehrte, begegnete er dem kleinen, schalkhaften Liebessohne der anmutstrahlenden Aphrodite. Dieser war mit Pfeil und Bogen stattlich ausgerüstet. Hohnlachend verspottete der stolze Delier den kleinen, unnützen Waffenträger. Mag Dein Bogen, versetzte Eros, alles, was sterblich ist, niederschmettern: mir allein unterliegt Göttliches und Menschliches — mein Bogen wird auch Dich besiegen. — Damit machte er sich eilends fort und nahm aus seinem Köcher

zwei verschiedenartige Pfeile. Die eine Art ist die der vergoldeten, spitzen Pfeile, welche Liebe erwecken, wo sie ein Herz durchbohren; die andere Art ist die der stumpfen, bleiernen Pfeile, die den Betroffenen liebesunfähig machen. Apollo ward von einem goldenen Pfeile getroffen, während der rachesinnende Eros der vom Musengotte geliebten Nymphe Daphne einen bleiernen Pfeil ins Herz schoß. Und so blieben Apollons Liebesseufzer unerhört. Kein Siegeslorbeer erwuchs dem lorbeerspendenden Gotte aus diesem Kampfe. — Solcher Rache, Anthemia, — so schloß Deine feuerglühende Rede, mußt auch Du verfallen, wenn Du fortfährst, die Kraft des allbezwingenden Eros zu schmähen.

Fürwahr! ich fühle es nur zu deutlich, daß ich selbst von einem goldenen, ganz spitzen Pfeile getroffen bin: denn ich liebe mit der ganzen Glut meiner Seele. Die Sehnsucht, diesen einzigen Mann zu sehen, seinen reinen Ideen lauschen zu können, wird immer unbändiger, herzverzehrender in mir. Tag und Nacht, auf Schritt und Tritt verfolgt mich dieses bleiche Künstlerbild mit nahezu dämonischer Gewalt. Seine unsäglichen Leiden, sein Edelmut, sein Stolz und seine dennoch so milde Freundlichkeit: alles an ihm entzückt mich und läßt mich all die unzähligen Huldigungen, die mir von allen Seiten entgegenströmen, gleich einem leeren Nichts in alle Winde jagen. Ach! was gäbe ich nicht um einen Kuß von seinen schmerzensreichen Lippen! — Begreifst Du's, wie ich seufzen und hinwelken muß, wie ich all meinen Stolz tapfer gebrauchen muß, um nach außen hin meinen Gleichmut zu bewahren! Rühme sich doch kein Weib ihres Stolzes, wenn dieser nicht unversehrt durchs Feuer der Liebe gekommen ist!

In ruhigen Augenblicken erinnere ich mich wohl wieder jener goldenen Zeit auf heimatlichen Fluren, wo ich Dich aus Deinem Seufzerdasein zu erretten vermeinte, wie ich Dir nicht selten entgegenrief: ich würde mich wahrlich vor mir

selber schämen, wenn ich mir gestehen müßte, eines Mannes Bild hätte eine so zaubervolle Macht auf mein Wesen ausgeübt, daß mein ganzes Leben mir ohne ihn null und nichtig erschiene! Wie forderte ich damals kühnen Trotzes das Schicksal heraus — nie sollte es einem Manne gelingen, mein Gemüt so zu umstricken, daß er und die Welt mir eins wäre! So hoch konnte sich damals mein Jungfrauenstolz emporbäumen. Und wie so ganz anders steht es nunmehr mit mir! —

Der frühere titanenhafte Übermut wird hart von den Liebesgöttern gezüchtigt. Hätte ich doch nimmer gedacht, daß die Liebe so urgewaltig sein könnte! Ist denn aber die Liebe nicht eine große, erhabene Schöpfung, die, wie aus dem Nichts entstanden, das gesamte All umschließt? Ein Nichts war mir jener bleiche, schwermütig-ernste Mann — und jetzt ist er das Weltall meines Ichs.

Du weißt es, teurer Sophron, wie es mich seit langer Zeit erhebt, wenn mich bald die poetischen, bald die musikalischen Jungfrauen des Parnassos in beglückendster Abwechselung so zärtlich lächelnd anblicken, oder mich gar in ihre ambrosiaduftenden Gewande hüllen.

Wie preise ich mich in meiner Herzenspein noch glücklich, daß die göttliche Kunst mir zeitweilig Erlösung bringt. Bin ich, wie die meisten Frauen, auch mehr empfangend, als schaffend: so hat der grausame Liebesgott dennoch meine schlummernde Produktionskraft tüchtig aufgerüttelt. Elegieen ohne Ende könnte ich Dir mitteilen. Düster wie meine Seele ist meine Poesie. — So oft ich wieder die unvergeßlichen Züge jenes einzigen Mannes in mich aufnehme, so oft fühlt sich hernach mein ganzes Wesen mit Macht auf das medusäische Roß getragen, in eitler Prahlerei wähnend, kühnen Fluges in den Himmel zu steigen und den Rettungsstrahl zu rauben. Aus meinem tiefen Leide quillt mir dann der Born der Poesie hervor.

Eines dieser Gedichte, das in einer besonders gramvollen Stunde erzeugt ward, empfehle ich hier Deinem stillen Beileid. Du wirst es verstehen und beherzigen, weil auch Du ähnliche Pein erleiden mußtest. So unausgesetzt in der unmittelbarsten Nähe des Geliebten zu leben, stets mit den Augen an ihm zu hangen, selbst seinen köstlichen Atem zu verspüren — und alle Liebe in sich fest verschlossen halten zu müssen, ob auch das ganze Wesen sich zu ihm hingetrieben fühlt, so daß man ihn umarmen, liebkosen, herzen, küssen, ja unausgesetzt an seinem Halse hangen möchte — das sind Qualen, deren grausame Tiefen und Untiefen nur der ermessen, erfassen und ganz mitempfinden kann, der selbst einmal solch einem Geschick anheimgefallen war. Da sitzt Dir einer so ruhig, still, mild und stets freundlich zur Seite, fast Auge an Auge — und die Lippe darf es nicht verkünden, wie heiß seine Liebe begehrt wird, wie das ganze Wesen ihm allein für alle Ewigkeit angehört, wie man mit und in ihm lebt, mit ihm leidet und mit ihm allein sich erfreut, wie man alles Heil der Welt von ihm erwartet, — all das fühlen und schweigen müssen! Aber unendlich lieben und ewig schweigen müssen, das ertrage auf die Dauer, wer da kann! Ich möchte bald verzweifeln. — Hier ist das Gedicht:

Ersinne größ're Seelenqual,
Als schweigend voller Glutverlangen
Am Glanze seiner Herzenswahl,
An seiner Zauberluft zu hangen.

Erdenke grauf're Lebenslast,
Als in geliebtenholder Nähe
Zu dulden ohne Ruh' und Rast
Der Liebe stillverborg'nes Wehe.

Erdichte tiefern Schicksalsschmerz,
Als unabwendbar leiden müssen,
Wie süßes Gift Dein Herz
Zernagt gleich Schlangenbissen.

Wir stimmten darin überein, daß es das Zeichen eines echt männlichen Charakters sei, auch das schwerste Unglück zu ertragen, solange noch ein Atom Lebenskraft im Menschen schlummert. Der Selbstmord zeigt immer ein Gemisch von physischem Mute und moralischer Feigherzigkeit, worin letztere überwiegt. Im Unglück, besonders, wenn es unverschuldet ist, in der Leidenskraft bewährt sich erst die wahre Menschengröße und Heldenstärke. Dieser Heldenmut Wittigs wirft denn auch seine erleuchtenden Strahlen auf mich zurück. Wenn das Übermaß meiner Leiden mich niederdrücken, wenn nichts mehr fruchten will, weder Leben, Kunst noch Religion: dann erfüllt mich doch endlich der Gedanke an seine unendliche Dulderkraft, an seine wahrhaft imponierende Ruhe mit frischem Lebensmute. Getrost schaue ich der Zukunft dennoch ins Auge. Homo homini deus! ...

Begreifst Du's nun, wie es mich martert, daß ich den ganzen Abgrund des Schicksals eines Mannes vor Augen habe, dem meine Seele sich so unendlich verwandt fühlt, und daß ich dennoch machtlos bin, hilfreich einzugreifen? O, wenn ich doch der Lichtstrahl wäre, auserwählt, die düstere Nacht dieser Menschenbrust zu erhellen, wie wollte ich ihn und mich glücklich preisen!

Aber da tritt mir sein unvergleichlicher Stolz als fast unzerstörbare Scheidewand entgegen. Glaubst Du, daß er es jemals über sich gewinnen wird, eine vertrauliche Annäherung anzubahnen? Nimmermehr. Ich habe es oft aus seinem Munde vernommen, daß der echte, wahre Menschenstolz, der auf höchster Sittlichkeit beruht, die Wesen kühn über alle Torheiten und Wirren des Daseins hinwegführen kann. Ist aber einmal der Stolz die Hauptstütze seines Lebens: wie wird er sich zu einem Schritte entschließen, der ihn möglicherweise in seinem Heiligtum tief verletzen könnte! Er quält sich vielleicht gar mit der Möglichkeit des Verschmähtwerdens. Der Unglückselige! wenn er ahnen könnte,

mit welcher magischen Allgewalt ich mich an ihn gekettet fühle, er würde nicht so Törichtes wähnen. Manchmal regen sich leise Wellen des Unwillens in meinem Herzen, wenn ich an meine zahllosen Anbeter denke. Wie da alles — mögen sie nun Offiziere, Künstler, Beamte, Gelehrte, Finanzbarone und wer weiß was sein — hochbeglückt ist, wenn ich nur freundlich blicke, — wie sie alle nach meiner Nähe seufzen und lechzen, und wie mich all ihr fades Liebesgeschwätz so unendlich kalt läßt. Ein freundlicher Blick aus Edgars schwärmerischen Augen unterhält, labt und beseligt mich mehr, als stundenlanges Hofieren eines dieser feinen Herren und Herrchen. Und dieser Eine, dem ich mein ganzes Herz öffnen möchte — er bleibt stets ruhig und besonnen. Muß ich da nicht manchmal auffahren? — —

Doch mein Stolz liegt in der Weiblichkeit. Nimmermehr werde ich meiner weiblichen Würde das Geringste vergeben, wie sehr mir auch das Herz blutet. Darum muß ich zurückhaltend erscheinen, ob auch mein ganzes Wesen sich fast unwiderstehlich zu ihm hingezogen fühlt. . . . .

Du wirst mich eine Törin schelten, wenn ich Dir mitteile, daß mir aus seinem kühn wallenden Lockenhaar oft so berauschendes Flüstern entgegentönt, daß ich meiner Sinne kaum mächtig bleibe. Es muß doch etwas rätselvoll Eigentümliches im Haupthaar mancher Künstler schlummern. Kannst Du Dir Beethoven ohne die gewaltige Löwenmähne denken? Vielleicht ist in den Künstlerhaaren ein Teil des künstlerischen Ingeniums verborgen. Wurzelt eine derartige Idee nicht auch in der Mitteilung von der Riesenkraft, die im langen, üppigen Haupthaare des gottbegeisterten Helden Simson ruhte? Und nicht allein die Heilige Schrift weiß solche Dinge zu erzählen. Du hast es doch wahrlich noch nicht vergessen, daß sich auch in den Mythen des althellenischen Volkes eine derartige Gedankenspur entdecken läßt. Ich erinnere Dich an den Pflegevater des Herakles, an

Amphitryo, der gegen den Taphierfürsten Pterelaos kämpft. Dieser wird erst dann im Kampfe überwunden, nachdem er heimtückischerweise — ähnlich wie Simson — seines goldenen Haupthaares beraubt worden, woran seine Unsterblichkeit hing. Also auch unsere dichtenden Vorfahren müssen dem Haupthaar einen besonderen Sitz der Kraft beigemessen haben. — Und dieses jungen Künstlers haarumwalltes Haupt bringt mich ebenfalls auf diese Mutmaßung. . . . .

Den . . .

Nunmehr kenne ich auch manch eine Komposition von Wittig. Ich verstehe nicht gelehrt zu kritisieren; aber ein origineller Geist tritt mir daraus entgegen, das empfinde ich klar. Und das erfüllt mich mit froher Zuversicht für das heißeste Ziel seines Lebens. — Klavierunterricht hat er längst nicht mehr, nachdem er ein Jahr hindurch einen Künstler als Lehrer gehabt hat. Er ist darin jetzt sein eigener Lehrmeister und studiert unermüdlich Beethovensche Sonaten. — Überhaupt ist Beethoven seine eigentliche Religion. Du würdest es Dir vergeblich vorzustellen versuchen, wie weit seine Verehrung für diesen Riesengenius geht. Daß er nicht Musiker geworden wäre, wenn es keinen Beethoven gäbe, ist selbstverständlich. Ich habe oft die Beobachtung gemacht, daß das bloße Nennen des Namens Beethoven ihn wie ein Blitzstrahl trifft. —

Wie lebhaft wurde ist gestern wiederum an diese Eigenheit jenes mir so teuren Künstlers erinnert, als ich Lessings Abhandlungen über Sophokles las! Eine Stelle daraus muß ich Dir vorführen. Lessing schreibt: „Seitdem ich es bedauere, die Dichtkunst des Aristoteles eher studiert zu haben, als die Muster, aus welchen er sie abstrahierte, werde ich bei dem Namen Sophokles, ich mag ihn finden, wo ich will, aufmerksamer, als bei meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorsatz gesucht! Wie viel Unnützes habe ich seinetwegen gelesen!“ — In noch viel höherem Grade ist

dies bei Wittig mit dem Namen Beethoven der Fall. Leider hat er um dieses heiligen Namens willen viel Unnützes nicht allein gelesen, sondern auch käuflich erworben. —

Ich freilich kann gegenwärtig nichts mehr lesen, ohne dabei an Edgar zu denken. Alle meine Zweifel, alle meine Fragen richte ich im Geiste dabei an ihn. Alles Schöne, Hohe und Erhabene, wovon die verschiedensten Schriften vermelden, entdecke ich an ihm oder dichte es ihm an. Und so allein in stetem Hinblick auf meine Lebenssonne — kann ich mich fort aus meiner Pein, fort aus meiner Unruhe zum Lesen bringen. —

Den . . .

— — — Wie anders verstehe ich doch jetzt den erhabenen Geist Beethovens, seit ich mich der Belehrung jenes Einzigen erfreue! Auf die Frage, warum er denn Beethoven den obersten Sitz unter allen Weltgeistern einräume, antwortete er mir einmal dieses: ich habe mich lange in den Werken und Wegen der großen Geister umgesehen und ich habe nicht gefunden, daß sich in Einem eine machtvolle Genialität mit einem durchheiligten Charakter so harmonisch verbunden habe, wie in dem einzigen Beethoven. —

Für ihn gibt es daher im Jahre eigentlich nur einen Feiertag, das ist die Geburtszeit Beethovens. Dieser ganze Tag wird völlig dem Andenken dieses Hochmeisters geweiht; alles andere gilt daneben als profan an diesem Festtage. Dann wird Beethoven nach allen Beziehungen seines reichen Geistes gefeiert. —

Edgar ist im vollsten Sinne des Wortes Enthusiast. Die Deutschen gebrauchen zwar die Wörter „Enthusiast“ und „Enthusiasmus“ sehr häufig, allein in den wenigsten Fällen gedenken sie dabei ihrer weihevollen Urbedeutung. Wir, die Hellenenkinder, wissen, daß unter „Enthusiasten“ Wesen begriffen werden, die wahrhaft von der Gottheit erfüllt sind (ἐνθουσιαστοί), die ganz in ihr leben. In diesem Sinne,

meine ich, ist dieser Künstler ein enthusiastischer Verehrer Beethovens, weil sein ganzes Sinnen und Trachten sozusagen in der „Gottheit“ Beethovens aufgeht. Darum kann er sich auch mit Ausdauer und intensivster Seherkraft in das Antlitz dieses Genius vertiefen. Ja, gäbe es von Beethoven eine Statue, in der Art vollendet, wie diejenige des Olympischen Zeus von Phidias: ihr Anblick könnte ihm wahrlich ebenso eine Befreiung von den Seelenleiden (das Nepenthes) gewähren, wie unseren Vorfahren das Anschauen der mächtigen Zeusstatue. — — —

Den . . .

— — Lebe ich auch hier anitzt in einem Wechsel von tiefem Weh und hoher Lust, ja — gewinnt das Leid auch die Oberherrschaft in meiner Seele: so sehe ich dem Tage meiner Abreise von hier dennoch mit wahrem Schrecken entgegen. Nimmermehr — auch nicht in Deiner und der teuren Eltern trautester Umgebung — werde ich sein edles Antlitz, nie den Zauberklang seiner Stimme, noch die berückende Art seiner geisterfüllten Rede vergessen. Ist mein gegenwärtiges Dasein schon trostlos genug, wie wird sich erst die Zukunft gestalten? Ob es unseren stillen, traulichen Waldfluren noch gelingen wird, meiner Seele den so heiß erflehten Frieden zu verleihen — das kann ich kaum recht hoffen. Eines weiß ich jedenfalls: war meine Waldessehnsucht schon vormals groß, so wird sie nach meiner Rückkehr in die Heimat unermeßlich werden. Denn wenn auch alle hohen Musen aus unserem hohen Lande geflohen zu sein scheinen, so treiben die Nymphen der Berge, Flüsse, Wälder und Grotten, die Oreaden, Najaden und Dryaden bei uns ja nach wie vor noch ihr geheimnisvoll holdes Wesen. —

Nun ein anderes. Ihr müßt mich nicht so in die Öffentlichkeit drängen. Fast möchte ich jetzt wie er, der mein ganzes Sein erfüllt, mein Leben ganz in Beethovens Musik

verträumen. Ich fürchte mich vor dem giftigen Stachel der Welt; es ist so wenig Wahrheit und Gerechtigkeit darin. — Den . . .

— — Angeregt durch diese junge, hochstrebende Künstlernatur, habe ich mit inniger Freude und Bewunderung Schumanns Schriften über Musik gelesen. Wie Herrliches schreibt er besonders über das große Doppel-Be der Musik, über Bach und Beethoven! Zwei Stellen über den letzteren mußt Du Dir durchaus merken. Die eine (Band I, p. 221) lautet: „Wär' ich ein Fürst, einen Tempel im Palladiostil würde ich ihm bauen: darin stehen zehn Statuen; Thorwaldsen und Dannecker könnten sie nicht alle schaffen, aber sie unter ihren Augen arbeiten lassen; unter neun der Statuen, meine ich, wie die Zahl der Musen, so die seiner Symphonieen: Klio sei die heroische, Thalia die vierte, Euterpe die pastorale, er selbst der göttliche Musaget. Dort müßte von Zeit zu Zeit das deutsche Gesangsvolk zusammenkommen, dort müßten Wettkämpfe, Feste gehalten, dort seine Werke in letzter Vollendung dargestellt werden. Oder anders: nehmet hundert hundertjährige Eichen und schreibt mit solcher Gigantenschrift seinen Namen auf eine Fläche Landes. Oder bildet ihn in riesenhafter Form, wie den heiligen Borromäus am Lago Maggiore, damit, wie er schon im Leben tat, er über Berg und Berg schauen könne — und wenn die Rheinschiffe vorbeifliegen und die Fremdlinge fragen: was der Riese bedeute, so kann jedes Kind antworten: Beethoven ist das — und sie werden meinen, es sei ein deutscher Kaiser." —

In dieser erhebenden Schönheit geht es noch weiter. Bald naht die hundertjährige Geburtsfeier dieses Riesen. Ob wohl jemand an einen solchen Tempelbau denken mag? Freilich, der Götzentempel werden viele aufgerichtet. Mir ekelt's vor dieser Menschheit! —

Die andere Stelle (Band III, p. 133) lautet also: „Wenn der Deutsche von Symphonieen spricht, so spricht er von

meine ich, ist dieser Künstler ein enthusiastischer Verehrer Beethovens, weil sein ganzes Sinnen und Trachten sozusagen in der „Gottheit" Beethovens aufgeht. Darum kann er sich auch mit Ausdauer und intensivster Seherkraft in das Antlitz dieses Genius vertiefen. Ja, gäbe es von Beethoven eine Statue, in der Art vollendet, wie diejenige des Olympischen Zeus von Phidias: ihr Anblick könnte ihm wahrlich ebenso eine Befreiung von den Seelenleiden (das Nepenthes) gewähren, wie unseren Vorfahren das Anschauen der mächtigen Zeusstatue. — — —

Den . . .

— — Lebe ich auch hier anitzt in einem Wechsel von tiefem Weh und hoher Lust, ja — gewinnt das Leid auch die Oberherrschaft in meiner Seele: so sehe ich dem Tage meiner Abreise von hier dennoch mit wahrem Schrecken entgegen. Nimmermehr — auch nicht in Deiner und der teuren Eltern trautester Umgebung — werde ich sein edles Antlitz, nie den Zauberklang seiner Stimme, noch die berückende Art seiner geisterfüllten Rede vergessen. Ist mein gegenwärtiges Dasein schon trostlos genug, wie wird sich erst die Zukunft gestalten? Ob es unseren stillen, traulichen Waldfluren noch gelingen wird, meiner Seele den so heiß erflehten Frieden zu verleihen — das kann ich kaum recht hoffen. Eines weiß ich jedenfalls: war meine Waldessehnsucht schon vormals groß, so wird sie nach meiner Rückkehr in die Heimat unermeßlich werden. Denn wenn auch alle hohen Musen aus unserem hohen Lande geflohen zu sein scheinen, so treiben die Nymphen der Berge, Flüsse, Wälder und Grotten, die Oreaden, Najaden und Dryaden bei uns ja nach wie vor noch ihr geheimnisvoll holdes Wesen. —

Nun ein anderes. Ihr müßt mich nicht so in die Öffentlichkeit drängen. Fast möchte ich jetzt wie er, der mein ganzes Sein erfüllt, mein Leben ganz in Beethovens Musik

verträumen. Ich [illegible]
Welt: es ist so [illegible]
Den . . .

— — Angeregt: [illegible]
natur, habe ich [illegible]
manns Schriften [illegible]
er besonders über [illegible]
und Beethoven. [illegible]
Du Dir durchaus [illegible]
„Wär' ich ein [illegible]
ich ihm bauen: [illegible]
Dannecker können. [illegible]
Augen arbeiten [illegible]
wie die Zahl der [illegible]
sei die heroische [illegible]
selbst der göttliche [illegible]
das deutsche [illegible]
Wettkämpfe, [illegible]
Vollendung dar[illegible]
hundertjährige [illegible]
seinen Namen [illegible]
riesenhafter [illegible]
Maggiore, [illegible]
und Berg schauen [illegible]
fliegen und die [illegible]
so kann jedes Kind [illegible]
sie werden weinen, [illegible]

In dieser [illegible]
Bald naht die [illegible]
Ob wohl jemand [illegible]
Freilich, der Götzentempel [illegible]
ekelt's vor dieser [illegible] —

Die andere Seele [illegible]
der Deutsche von [illegible]

steinen losreißen konnte. Verschwand einer, so leuchtete allsogleich ein anderer in noch hellerem Glanze auf. Und dazu war die Luft so rein und friedensstill, der azurblaue Himmel wolkenlos, der Frühlingsmorgen sang sein ewig heiteres Jugendlied — mußte ich da nicht heilige Ruhe empfinden? Mir war's darin, als hätte ich nie ein so vielstimmiges Konzert gehört, wie es an diesem Morgen zahlreiche Baumbewohner veranstalteten. Wie das ohne Dirigenten unaufhörlich von statten geht und doch nie eine Dissonanz ins Gehör, auch nicht in das feinfühligste — hineinwirft, das bleibt ewig neu und bewundernswert. Freilich überragte alle geflügelten Sänger weit an durchdringender Kraft und bezauberndem Wohlklange die Königin des Gesanges, die schmerzensvolle Dulderin Nachtigall. Was mag die Nachtigall wohl so unendlich zu klagen haben? O, Nachtigall, wie rührt mich dein namenloses Weh, wie leide ich mit dir! Haben sich vielleicht die barmherzigen Götter einmal eines unglücklich Liebenden erbarmt und ihn in den kleinen dunkeln Vogel verwandelt, der so süß wie traurig als Nachtigall der Welt seine Leiden vorsingt, damit er sich und andere tröste und erquicke? Bleibe mir denn ewig gegrüßt, du gnadenvoller Sänger, der du mit deinem Schmerzenslied wie Himmelstau auf meine wunde Seele fällst. — —

Nachdem ich mich sattsam an jenem herrlichen Sonnen-, Gras- und Blätterspiel geweidet hatte, verließ ich schweren Herzens und doch gestärkt diesen trauten Ort. Wer beschreibt mein Staunen und Entzücken, als ich dann auf der Landstraße nicht allzuweit vor mir Edgar erblickte, der so stolz und markig dahinschritt, als sollte der Erdboden unter seinen Füßen zusammenbrechen. Mich überkam's urplötzlich, als hätte ich einen schaffenden Genius im Sturmschritte der Begeisterung leibhaftig vor mir gehen sehen. Ich nun eilte rasch vorwärts, um ihn womöglich einzuholen. Mit großer Anstrengung gelang es mir auch endlich so gut, daß mein

heißer Atem sein dunkles Haupthaar berührte. Denke Dir's, so dicht war ich ihm an den Fersen! Ob er wohl eine Ahnung davon empfand, wie hier die glühendste Atemluft sein dichtes Haupthaar um ein Kleines voneinander blies? Ich muß es bezweifeln. Nun wollte ich trotzen und meine so oft gepriesene magische Gewalt erproben. Unzählig sind die Sonette, in denen meine Verehrer die Zaubermacht meiner Augen verherrlichten und in allen Tonarten verkündeten. Und hier erweisen sich diese armseligen Dinger — von einigen sogar Götteraugen genannt — so ohnmächtig, daß sie meinen Einzigen, Angebeteten, Heißgeliebten nicht einmal aus seiner tiefen Versunkenheit reißen können. Er sah sich nicht um. Da hatt' ich allen Mut und alle Kraft verloren, ihn zu begrüßen und ließ ihn unangefochten fortgehen und fortsinnen. —

In der heftigsten Erregtheit kam ich nach Hause. All meinen Groll, meinen Unmut, meinen Schmerz, ja — wie ich mir einredete — meine Schmach, denn mein Stolz fand sich unendlich beleidigt: alles Üble wollte ich hier mit aller Feuerkraft durch die Macht meines Klavierspiels von mir wälzen. Gewiß habe ich noch nie so rasend schön gespielt, wie nach der Aufregung dieses Morgens. Ich tobte in so unsinniger, überkräftiger Leidenschaft auf meinem Flügel umher, daß ich wie aus den Wolken fiel, als meine Wirtsfrau in mein Zimmer trat und — halb erschreckt, halb erstaunt ausrief: „Aber, Herr Jesus, Herr Jesus! Was ist Ihnen denn heute, Fräulein Palleukos? Sie donnern ja förmlich auf den Tasten. Das klingt ja grade, als stünde das jüngste Gericht bevor!" Da mußte ich hell auflachen — und damit war dem Gram die Spitze abgebrochen. Aber nachdem mich meine gutherzige Wirtin eben verlassen hatte, überkam es mich wie ein Wunder aus Himmelshöhn. Wie wunderbar sind doch die Wege der göttlichen Vorsehung! Eben wollte meine Seele vor Unmut vergehen, selbst Regungen des Hasses gegen die unschuldige Ursache meiner schweren

Leiden fühlte ich in mir aufsteigen — da brach sich durch all dies nächtliche Seelendunkel urplötzlich ein himmlischer Lichtfunke Bahn. Eine weihevolle, feierliche Ruhe, wahrhafte Friedensstille durchheiligte mein ganzes Wesen. In diesem gotterfüllten Augenblicke ging mir die beseligende Ahnung auf, daß alle wahre Liebe doch nur einen und denselben Urquell haben könne. Im höchsten, heiligsten Sinne muß die Liebe zwischen Mann und Weib mit der Himmelsliebe zusammenfallen. Wer eine Seele mit ganzer Kraft, in aller Wahrhaftigkeit liebt, der muß ihr zu allen Zeiten die Liebe bewahren, auch wenn er diese Seele nicht sein beglückendes Eigentum nennen kann. Das müßte eine Liebe sein, die Geist und Körper umspannt. Eine vollkommene Liebe kann auch gar keine Gemeinschaft mit der Eifersucht haben. — Wie ich mir da fest gelobte, Edgar immerdar verbunden zu bleiben, selbst wenn er meine heiße Liebe unerwidert ließe — das war wohl der beseligendste Augenblick meines Lebens. Eine vollkommen himmlische Stille zog in mein Herz ein. Die Heiligkeit Gottes hatte für diesen Augenblick seine Wohnstätte darinnen. — —

Wie es jetzt auch kommen mag, teurer Bruder, Du sollst mich nicht kleinlich schelten. Seitdem mit einem Male alle Verzagtheit von meiner Seele gewichen ist, fühle ich meine Liebe unendlich geläutert, mich selbst aber voll Fassung, Ruhe und Himmelsgeduld. Mein Glück wie mein Unglück werde ich fortan mit der höchsten Ergebung empfangen und tragen. Die Liebe sucht allein das Heil des andern; immer werde ich Edgars bestes wünschen und suchen — selbst wenn ich, ach! so unglücklich sein müßte, ihn am Arme eines anderen Weibes zu sehen. Bete für mich, mein Bruder, daß der himmlische Vater mir zu so hohem, heiligen Ringen seinen Segen verleihe! —

Und nun ein herzliches Lebewohl, mein Sophron! Empfange viel tausend Grüße und Küsse von Deiner Dich herzinnig liebenden Schwester Anthemia.



Siebentes Kapitel.

Die A-dur-Symphonie. — Aus Edgar Wittigs Beethoven-Büchern.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!
Schiller: Die Resignation.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.
Schiller: Das Ideal und das Leben.

Noch einmal kurz vor ihrer Abreise nach Griechenland traf Anthemia mit Edgar im Hildebrandtschen Hause zusammen.

Die Wolken schauten trübe herein auf die hier Versammelten. Aus Edgars Phantasieen am Klavier erklang es wie unstillbare, leidenschaftliche Wehklage. Was half es, daß trotzige Tonwellen sich dem bitteren Geschick entgegenwarfen? — Das Ende blieb eine trostlose Leere.

Erst der glückliche Gedanke Anthemias, ein Beethovensches Adagio vorzutragen, geeignet, der heute obwaltenden Stimmung die Weihe des Genius zu verleihen, verschaffte den zagenden Gemütern Linderung.

Anthemia spielte das tiefsinnige Adagio der ersten B-dur-Sonate (op. 22), das, wie kaum ein anderes Werk dieses Tondichters, ein Bild ungestillter Sehnsucht darstellt, ein namenloses Sehnen nach einem dunklen Etwas, das den

Herzensfrieden bringen soll. Darum nennt es auch der treffliche Beethoventrunkene Robert Griepenkerl in seiner Novelle „Das Musikfest oder die Beethovener“ sehr sinnreich: „Die Schwäne, das wunderbare Bild aller Sehnsucht auf Erden.“

Man war nicht wenig erstaunt, als nach dem kunstvollendeten, eindrucksvollen Vortrage dieses Adagios Edgar die Mitteilung machte, daß gerade diese Komposition in so geringer Achtung bei vielen Musikern — sowohl ausübenden, als komponierenden und ästhetisierenden Schlages stünde. Dem einen ist's zu lang, dem andern nicht vom Beethovenschen Gottesfunken beseelt, dem dritten klingt's gar italienisch. Da bleibt denn nichts anderes übrig, als all diese Herren ihrem eigenen künstlerischen Gewissen zu überlassen. Freilich ist gerade dieses Tonstück eines von den echten Prüfsteinen für den Beethovensinn unter den Künstlern.

Es ist historisch, führte Edgar des weiteren aus, daß Beethovens erste und meist einzige Frage nach Konzertaufführungen, denen er nicht beiwohnen konnte, diese war: „Wie waren die Tempi?“ Das geschah vornehmlich, wenn ein Werk von ihm zur Aufführung kam. Fiel die Antwort nach seinem Sinne aus, dann war ihm alles übrige von nebensächlicher Erheblichkeit. Und in Wahrheit ist es kaum glaublich, wie der Charakter Beethovenscher Tondichtungen je nach dem peinlichen Abwägen des Zeitmaßes sich als recht verschiedenartig erweist. Man nehme zum Beispiel das Tempo im Freudenhymnus der neunten Symphonie um weniges übereilt, wie man es leider fast immer zu hören bekommt, und das genügt vollkommen, der Melodie „Freude, schöner Götterfunken“ einen etwas trivialen Anhauch zu verleihen, während ihr echter Charakter, wie er sich kraft feinsinnigen Tempogefühls ergeben muß, eine Himmelsfreude verkündet, die allein in einer erhabenen Seele nach langen, schweren Kämpfen Raum gewinnen kann.

Auch unser Adagio (Es-dur) gehört zu den Tongebilden, die durch allgemeine Beschleunigung des Zeitmaßes ihre erhabene Ruhe und Würde schlechterdings einbüßen müssen.

Noch manche derartige Bemerkungen machte Edgar an diesem Abend.

Anthemia, voll von den empfangenen Eindrücken, gedachte in tiefstem Leidwesen der Scheidestunde.

Und sie kam, die herzenbetrübende Zeit. — Edgar mußte versprechen, Anthemia seine weiteren Kompositionen nach Griechenland zu senden. Auch die Skizze über die A-dur-Symphonie sollte nach Delos befördert werden.

Mit einem innigen Händedruck verabschiedeten sich Anthemia und Edgar. — Noch einmal verloren sich die Blicke ineinander, als sollten sie auf alle Ewigkeit ein Bild für die Seele auffangen. — —

Bald nachdem Anthemia Deutschland verlassen hatte, erhielt Emma von Edgar den Gedankengang über die siebente Symphonie von Beethoven in A-dur, op. 92, komponiert im Jahre 1812 und dem Reichsgrafen Moritz von Fries gewidmet.

Emma las folgendes:*)

Einleitendes:

Über keine andere Tondichtung Beethovens ist der ästhetische Zwiespalt oder vielmehr Vielspalt schon dem Grundgedanken nach so erstaunlich groß, wie über die siebente Symphonieschöpfung.

Alle bisherigen Deutungsversuche eines Iken, C. Fr. Ebers-Rob. Schumann, Rich. Wagner, A. B. Marx, W. von Lenz, R. Alberti und anderer scheinen die Würde

*) Die hier folgende Abhandlung ward im Wesentlichen bereits im Jahre 1873 in der „Neuen Berliner Musikzeitung“ (Jahrgang XXVII, Nr. 51 und 52, letzte Nummern) zum Abdruck gebracht.

und Großartigkeit der geistigen Konzeption mitnichten hinlänglich zu ermessen, viel weniger noch die ideelle Einheit ihrer Teile. Ich hatte keine Ruhe, bis ich für diese Symphonie eine neue, erschöpfende Auffassung gefunden hatte.

Lange nachdem die hier beigegebene Skizze geschrieben war, lernte ich den hohen Geist Arthur Schopenhauers kennen und verehren. Unter den mannigfachsten Anschauungen, die ich daraus zu wahrster Herzenserquickung empfing, erschien mir im speziell musikalischen Teile seines Hauptwerkes das folgende Wort ganz besonders wie aus der Seele gesprochen: „so wird, wer mir gefolgt und in meine Denkungsart eingegangen ist, es nicht so sehr paradox finden, wenn ich sage, daß, gesetzt es gelänge, eine vollkommen richtige, vollständige und in das Einzelne gehende Erklärung der Musik, also eine ausführliche Wiederholung dessen, was sie ausdrückt, in Begriffen zu geben, diese sofort auch eine genügende Wiederholung und Erklärung der Welt in Begriffen, oder einer solchen ganz gleichlautend, also die wahre Philosophie sein würde." (Die Welt als Wille und Vorstellung, erster Band, III. Buch: vom Objekt der Kunst.) Freilich darf ein derartiges Experiment nur an den wenigen auserkorenen Tonwerken vorgenommen werden, die ein Genie in voller Glorie vom heiligen Geiste empfangen hat. Zu solchen Wunderwerken gehört mir nun, wie Sie längst wissen, ganz besonders die A-dur-Symphonie, die ich als die objektivste unter allen Symphonie-Schöpfungen Beethovens bezeichnen möchte.

Sollte, mein verehrtes, gnädiges Fräulein, diese Skizze einem spezifischen Musiker in die Hände geraten, dann haben Sie wohl die Gewogenheit, jenem zu bemerken, daß dieser Versuch, den Geistesgehalt der A-dur-Symphonie darzustellen, sich äußerst getreu dem thematisch-musikalischen Organismus der Partitur anschließt.

Die A-dur-Symphonie stellt eine Art Weltgericht dar.

Die ziemlich weit ausgesponnene Einleitung des ersten Satzes, Poco sostenuto, schildert das Erwachen der Menschen zur lebensvollen Regsamkeit.

Ganz einsam läßt eine Oboe ihren zauberisch idyllischen Gesang erschallen, kräftig gibt hier und dort der ganze Instrumentalchor von seinem Dasein Kunde; alles rührt sich, keimt und sproßt da in unschuldsvollster Natürlichkeit. Selbständig regen sich auch die üppigen Klarinetten, die naturfrischen Hörner uud die schalkhaften Fagotte. In kaum hörbarer Lebendigkeit fliegt hier alles Wesen dem freudvoll winkenden Sein entgegen: so das ganze Streichorchester in hastig leisem Pulsschlag. Rühriger und stärker fallen alle Bläser in diesen Aufschwung ein: alles rüstet sich zur kräftigsten, eifrigsten Teilnahme am Leben. Alle Fähigkeiten scheinen in diesem kühnen Wesen zu walten. Jede einzelne Tonseele bekennt es so überaus freudig, daß sie sich kampflustig anschickt, die lichte Ätherhöhe des Menschentums dnrch alle erdenklichen Pfade hindurch zu erklimmen. Großes verspricht freudigen Mutes jeglicher Tonkörper. — Wunderbar festlich ertönt jetzt in C-dur der himmlische Morgengesang der Menschheit in ihrer Seelenunschuld, wie ihn der Genius der Welt empfindet. Wieder umfängt uns der Laut der zarten Oboe, die besonders von ihrer Schwester, dann von Klarinetten und Fagotten harmonisch getragen wird. Bald nehmen auch die Violinen an der melodischen Weise dieses herzrührenden Kindheitstraumes den innigsten Anteil.

Und wenn das Herz ganz erstarrt ist: bei solchen Zaubertönen der reinsten Menschlichkeit muß es auftauen; denn aus dieser Melodie klingt die wahre Göttlichkeit des Menschen.

Wie dieser Wonnesang alle Tonwesen wieder zur stärksten Begeisterung anfeuert, wie hoch allen das Herz anschwillt, wie alles von neuem machtvoll anstrebt und sich anheischig

macht, durch die weitesten Modulationen des Lebens die Unschuld des Geistes zu bewahren!

Noch einmal ertönt jenes wundersame Lied, das vor himmelsheiliger Unschuld überquellen möchte. Verklärender noch verkündet diesen Traum diesmal in F-dur die Flöte, harmonisch und rhythmisch von Oboen, Klarinetten, Fagotten und Violen gestützt, während die Violinen mit der Zeit abermals melodisch eingreifen.

Die harmlose Botschaft bricht mit einem mächtigen Aufschwung nach E, dem Dominanttone von A-dur, ab: noch zittert in den Bässen der lebhafte Pulsschlag nach. Bevor die Wesen in das eigentliche Lebensgetriebe entlassen werden, geben ihnen die Blasinstrumente noch einen freudig wehmütigen Scheidegruß auf den schweren Weg mit. Dann scheint alles zu verschwinden. Nur der einzige Ton E erklingt in mystischer Einsamkeit. Hoch spannt er die Erwartung auf das, was nun kommen soll.

Im Hauptsatze, dem Vivace, beobachten wir die Menschen, wie sie sich in der vollen Entfaltung der ihnen verliehenen Kräfte geberden, ob sie das, was sie in jugendlichem Begeisterungsrausche so feierlich gelobt, nunmehr im großen Lebenskampfe zu halten gewillt und befähigt sind.

Das geschäftig Treibende, das unaufhaltsam Bewegende und Bewegte, das rastlose Wogen der Welt charakterisiert in diesem sechsachteltaktigen Satze staunenswert genug schon den Rhythmus.

Die Flöte allein stimmt in zarter Anmut die erst ruhig bewegte Melodie an. Wie schön und friedlich lebt es sich doch in der Welt — so singen Flöte und Oboe —, wie fühlen sie sich so namenlos glückselig in ihrer paradiesischen Lebensfreude! Und der gesamte Chorus der Streichinstrumente ruft es stillvergnügt und seelenfroh nach. Wie tapfer rüstet sich diese wackere Schar aber auch bald zu immer höheren Lebensströmungen. Immer stärker wächst die Kraft

an, lebendiger und immer lebendiger regt sich's im Erdenreiche: und die höchste Machtfülle befleckt sich noch durch keine zügellose Leidenschaft. Die Trompeten, Pauken und alle Bässe malen jetzt vortrefflich den unersättlichen Drang zur Tätigkeit, den unstillbaren Durst nach höchster Kraftentfaltung, wobei Bratschen und zweite Violinen von dem hastigen Rauschen des Lebensstromes zeugen, während aus der ersten Violine, aus Fagott und Horn der melodische Lebensreigen erschallt.

Allein bald stellt sich der Überdruß an der gewohnten Lebensfreude ein. Schon regt sich bei aller Tatenlust die Sucht nach Neuem. In einem gewaltigen Aufschrei der Wesengesamtheit bricht sich der Schmerz Luft, wie ihn die Langweiligkeit des mißverstandenen Einerleis erzeugt. Die Teufel des Unmuts nisten sich in die Seelen. Welch ein gelangweilter, lebensunlustiger Zustand klingt da in Cis-moll aus den alten seelenfreudigen Motiven, gesteigert noch an Lebensmüdigkeit in As-moll (Gis-moll)!

Doch dieser Unmutsschein verflüchtigt sich schnell. Man rafft sich auf in seiner stolzen Willenskraft. In mächtigen, vollsaftigen Akkorden des gesamten Tonvolkes spricht sich diese Rüstigkeit aus. Der wonnesame Hauch des einstmaligen Seelenfriedens strömt wieder aus dem Geiste der Oboen, Klarinetten und Fagotte.

Das alte gesunde Frohlocken scheint wiedererrungen: da kommt mit einem Male die völlige Verwandlung der Gemüter zum Vorschein. Das war ein jäher Wurf von E- nach C-dur. Alles atmet jetzt Unruhe. Geheimnisvoll zuerst beginnt hie und da das Ringen nach einem neuen, festen Standpunkte des Strebens. Die Bässe dringen immer stärker und unaufhaltsamer empor, bis sie das Gesamtwesen zur höchsten Siegesfreudigkeit anfeuern. Jetzt braust der ganze Chor wieder im Feuermeer des Lebensjubels, stolz und hoch

emporgetragen, in seiner alten Kraftfülle daher. Eine fast unbändige Daseinsfreude beseelt alle Tongemüter.

Doch schon bricht der Zwiespalt aus. Die einen wollen den früheren traulichen Zauberhain behaupten, die anderen dringen ungeberdig und unbefriedigt vorwärts. Nach einem herzensbangen Stillschweigen sucht ein Einzelwesen aus dem alten Lebensstamme ein neues Dasein heraufzubeschwören; andere erstreben anderes. Rast- und friedlos wogt es hin und her, von einem Ziel zum anderen; wachsend erneut sich die finstere Macht der Uneinigkeit, die Begierden in ihrer Unersättlichkeit werden wach, der übermütigste, verzehrendste Aufruhr der Leidenschaften nimmt schrecklich überhand.

Wie von oben herab fällt in dieses wirre Seelengetümmel beschwichtigend ein zaubermelodischer Klang, von einer Flöte, einer Oboe und einem Fagotte verkündet. Solche Töne müssen hier, kaum ausgeklungen, wirkungslos verhallen. Immer fesselloser, fieberhafter, glutenbeseelter trotzt der wirre Unsinn des Lebens, welchen die entartende Menschheit selbst herbeischafft. Welch ein unaufhörliches Zerren und Reißen aus einem Gezweige ins andere! Kaum scheint eine unselige Leidenschaft sich erschöpft und ausgetobt zu haben, da tritt gleich eine andere mit ihrem wild verzehrenden Feuer auf. Was Wunder, daß die Wesen so den Ätherglanz des reinen Lebenslichtes eingebüßt haben!

Aber noch steckt viel gesundes Lebensmark in ihnen. Mit heroischem Aufwande aller sittlichen Kraft gelangen sie noch einmal zur früheren Lebensherrlichkeit, die in lauterer Lust an dem naturgemäßen Dichten, Trachten und Wandeln, in reiner Freude erglänzt. Den dithyrambischen Seelenaufschwung betätigt namentlich wiederum das ganze, kühn andringende Streichorchester. Hier regt sich aufs neue das Walten der seelenhohen Tatkräftigkeit: und die anderen Tonwesen zollen dieser lichtklaren Lebensmacht den lautesten Beifall.

Doch die quälenden, nimmer rastenden Teufel beginnen bald wieder ihr zersetzendes Gift in die schwachen Gemüter zu träufeln. Wie unsäglichen Schmerzes voll erklingen da die früheren, heiteren Lebensmotive! Wie ein Traum aus längst entschwundenen seligen Zeiten durchfluten sie jetzt die Seelen in D-moll mit der märchenhaft schönen Modulation durch die naheverwandten Quintenakkorde G-moll, D-moll, B-dur, F-dur, D-moll.

Und peinlicher und immer angstvoller gestaltet sich der Lebensblick nunmehr in A-moll. Welch ein neues, nagendes, unstillbares Sehnen offenbart sich hier! wie schwillt es von den leisesten Anklängen zur gewaltigsten Macht der Leidenschaft an, bis der fieberwild versengende Gärungsstrahl den ganzen Geist um und um rüttelt! — Eine außerordentliche Wirkung übt hier der Orgelpunkt auf A aus, dessen Schwerkraft in der rhythmischen Zeichnung der Pauke liegt. Auch diesmal findet das sehnsuchtsvolle Empordringen nicht die so heiß erstrebte Erlösung. Der Schmerz der unersättlichen Begierde nach neuen Lebensgenüssen, nach schnell hinwelkendem Erdenschein behauptet die Oberherrschaft, obgleich immer wieder echte Lebensfülle und stolze Reinheit durchblitzen. Kaum pflanzt mit den mächtigen, weithinschallenden A-dur-Akkorden die glockenreine Seelenkraft ihr Panier auf, da werden die Wesen jählings wieder von den dämonischen Gewalten neuen Seelenquälereien entgegengeschleudert. Nach einem fremden Tonreiche wird alles unwiderstehlich verschlagen.

So geht das Treiben dieser Tonwesen fort. Kaum haben sie das rettende Eiland wiedererobert, so stürzen sie in ihrer unverbesserlichen Torheit immerdar in neue Zerrüttungen. Unrettbar verfallen sie immer mehr dem grausigen Wirbeltanze der zügellosen Leidenschaften.

Der Genius dieses Volkes wird von bösen Ahnungen durchzogen, weil solch ein Menschentreiben in sein Sinnen

steigt. Freilich raffen sie sich jetzt noch stets zum Edleren auf. Aber wie wird die ahnungsvolle Dichterseele belastet, daß sie die Menschheit ihrem unvermeidlichen Verderben entgegenwallen sieht!

Der Tonschöpfer kann vor dem Schlusse dieses Lebensbildes das wahrhaft sinnbedrückende Baßmotiv kaum von sich wälzen. Elfmal erdröhnt es aus tiefstem Erdenschachte hervor, wie eine unglückverheißende Mahnung an das Ohr der Menschheit. Immerwährend lastet es auf dem Haupt-Sekundakkord in den Bässen und Violen, während die Hörner in nächster Nachbarschaft dieser grauenhaften Tonseelen (neben D) zweiundzwanzig Takte hintereinander ihr tiefes E blasen, daß es die Seelen durchschauert. Und die Fagotte vermehren mit ihrem dunklen Kolorit dieses Bild der schreckendrohenden Prophezeiung.

Nachdem dieser Alp von den geängstigten Gemütern genommen ist, drängt alles in höchster Siegesfreudigkeit empor. Fast ingrimmige Freude strahlt aus dem Wesen aller. Ungeachtet der voraufgegangenen unseligen Ahnungen strotzt jetzt der ganze breite Schluß im Herrscherglanze und im stolzesten Siegesgepräge, als wenn die Dämonenscharen völlig vernichtet wären. Siegreich, machtvoll und heldenkühn schließt dieser Wundersatz ab.

Der zweite Satz, das Allegretto oder Andante in A-moll. — Der Genius schaut mit Wehmut auf das törichte Treiben der Welt; er sieht, wie sie blindlings in die verderblichen Netze rennt. In diesem Satze trauert der Genius über den Fall der Menschheit.

Ein unbefriedigender Akkord (der tonische Quartsextakkord) bereitet seltsam genug auf Seltsames vor. Als sollte ein Leichnam betrauert werden, in solch einem düster gleichförmigen Rhythmus beginnt diese wundersame Elegie. Die Violen in ihrer tiefsten Lage tragen die leitende Melodie, die fast ganz in öder Eintönigkeit auftritt: die Violoncelle

und Bässe, rhythmisch der Melodie folgend, ertönen in trauervollen Harmonieen. Vergänglich wie ein Hauch zeigt sich ein leichter Hoffnungsschimmer in C-dur. Ununterbrochen setzt sich die Wehklage fort; aus der anfänglichen Weise spinnen Violen und Violoncelle ein neues Trauerlied, während die zweiten Violen das alte, eintönige Leid fortklagen. So folgen späterhin die ersten Violinen, immer dasselbe stille Weh hinaustönend. Und dann in erschütterndster Tragik die gesamte Schar der Blasinstrumente, während die ersten Violinen den daraus gesponnenen Trauergesang fortführen. Das Ganze hat ein fugenartiges Gepräge. —

Überschwenglich in der Seelenpein erklingt insbesondere das augenblickliche Hinübersehnen nach C-dur infolge der hinzutretenden Vorhaltsnote Dis. — Viermal nacheinander erklingt dasselbe bange zweiteilige Klagelied, dreimal das Nebenweh. Immer schwächer wird zuletzt das Klagegetöne. Vergeblich erscheint jetzt in A-dur ein unaussprechliches Verlangen nach Frieden. Welch eine wundersame Malerei dieses Seelenzustandes umfängt hier unsere Gemüter! Wieder ist's ein Orgelpunkt auf A, den die Bässe so unheimlich behaupten; feindlich stellen sie sich der hoffnungsseligen Melodie entgegen, die jetzt Klarinette und Fagott so rührend schön ertönen lassen, daß der balsamische Hauch des Seelenfriedens in den Geist strömen möchte, — während die melodisch-harmonische Triolenbewegung der ersten Violinen das namenlose Wogen der lichtbedürftigen Seele verkündet. Mit eiserner Halsstarrigkeit, wie die böse Geisterschar, widersetzen sich die Bässe der inbrünstig begehrten Erlösung. — Kaum haben sich alle in E-dur harmonisch vereinigt, da trotzen die Bässe wieder unverrückt auf ihrem Standpunkte E und bald darauf stören sie das Rettungswerk starrsinnig auf C. Das unendliche Verlangen nach einem rettenden Auswege wird nicht erhört. Mit mächtigen Schritten geht alles von oben her wieder der nachtumflorten Tiefe zu.

Die Bässe lassen, dumpf abgerissen, das alte Klagelied vernehmen, während eine Flöte, eine Oboe und ein Fagott das zweite Schmerzenslied dazu anstimmen. Endlos zieht sich der Tränensang hin. Seufzend sterben fast alle Tonwesen ab.

Da erörtern in einem fugenartigen Sätzchen die Streichinstrumente noch einmal die wehevolle Last des Schicksals. Keine Hoffnung erblüht hier diesen klagenden Seelen: und von der höchsten Schmerzenswut befallen, geht der herzerschütternde Schrei der Trostlosigkeit durch die gesamten Tonmassen. Vergebens, daß noch einmal wie in weiter Himmelsferne Streiflichter des rettenden Heils aufflackern. Das böse Geschick, von der Menschheit in ihrer Verblendung heraufbeschworen, muß sich erfüllen. Die lichtklaren Sphärentöne verklingen, das düstere Weh behauptet sich mit allen Schattierungen.

Unaufgelöst stirbt dieser tiefe Schmerz in dem dissonierenden kleinen, trüben Quartsextakkorde hin. Gleichsam in einen unermeßlichen Abgrund starrt die Seele des Schauenden.

Dritter Satz: Presto in F-dur. — Jetzt entrollt sich uns das reinste Freudenbild.

Solcher seligen Freuden, solch ungetrübter Wonne könnten die Menschen teilhaftig werden, wenn sie es verständen, die ihnen verliehene Geisteskraft in strahlender Reinheit zu gebrauchen; wenn sie sich beeiferten, die zügellosen Leidenschaften in ihrem Busen zu bemeistern, die des Lebens goldenen Lenz besudeln.

Hier waltet der ätherische Duft und Reiz des göttlichen Freudefunkens, der ganz nur die keusche Seele zu erfüllen vermag. Da herrscht eitel Himmelslust und Wonne, kein bitterer Stachel bleibt zurück; keine Schreckensgestalt der Wildheit, Fessellosigkeit und Zerrissenheit wirft seine trüben Schatten auf diesen seelenheiteren Freudenhymnus. Der

Tondichter kann sich nicht genug an dieser Hochfeier der Seele erlaben.

Und dann erst die seligen Folgen für die Menschheit, wenn sie sich den erlaubten Lebensgenüssen ergibt! Es ist, als wenn sich der Himmel auftut und den erquickendsten Frieden in die Gemüter gießt, die mit der sittlich reinen Lebenstätigkeit die unschuldsvollsten Daseinsfreuden verknüpfen. Ganz ideal, durchweht von göttlicher Verklärtheit ertönt der zauberschöne Gesang in D-dur, besonders von Klarinetten, Fagotten, Hörnern und Violinen angestimmt: wie ein Dankgebet aus liebevollem Gemüt. Bedeutsam hält im zweiten Teile dieses „Assai meno presto" ein Horn unaufhörlich das feierliche Grundmotiv des ersten Teiles fest, bis sich unter der Beteiligung aller Tonwesen der Satz zum glorreichsten Festtriumph mit Trompetenschall und Paukenwirbel gestaltet.

Gesättigt von dieser hocherhabenen Seelenfeier ruht jetzt der Dichtergeist wenige Augenblicke auf reinen Akkordklängen, während allein das Horn noch leiser und immer leiser das erste feierliche Motiv durchblinken läßt. Dann nach einer raschen geheimnisvollen modulatorischen Wendung läßt er aufs neue in F-dur die heiterste Freude einhertanzen.

Schwer nur kann sich der Tonmeister von so wonnigen Lebensbildern losreißen. Noch einmal ertönt alsdann jener heilige Dankhymnus nach so seelenvollen Freudenfesten und dann wiederum der ewig junge Glanz der sonnenklaren Lebenslust. Endlich noch ein kurzer wonnetrunkener Blick auf jenen Hochgesang, wie er aus idealster Sphäre ertönt: und in vollster Hast stiebt alles auseinander.

Vierter Satz, Finale: Allegro con brio in A-dur. — Wenn die Menschen energisch wollten, sie könnten zu wahrhaft beseligenden Lebensgenüssen gelangen, auf die der Geist ohne Erröten zurückschauen kann. — Allein sie geben der geheim warnenden Vernunftstimme kein Gehör, sie

ergötzen sich an der Ausgelassenheit und Fluchwürdigkeit der Begierden und Leidenschaften.

Dieser Satz führt uns die Menschheit in ihrer vollen Entartung vor. Ein bacchanalisches Festgelage ist der Schauplatz dieser Dichtung. — Furchtbar schwelgerisch, ausgelassen, lärmend braust die übermütige Lust daher. Wilder Tanz, tolle Aufzüge würzen das üppige Gelage. So fessellos rasend ist der Jubel, daß sich bereits der Schmerz der übertriebenen Lust der ausgearteten Menge einprägt. Schmerzhaft ausgelassen erschallt nunmehr der Spuk in Fis-moll und in Cis-moll. — Hier verschwindet bald alle Sitte, alle Scheu; das Heilige wird verhöhnt, der augenblickliche Genußtaumel pflanzt allein seine schreckliche Macht auf. Was kümmert uns Tugend, was schert uns Glückseligkeit? Den Begierden allein laßt uns frönen! so ruft's der eine in trunkner Verblendung dem andern zu: und was der eine noch an Enthaltsamkeit besitzt, vernichtet höhnend und grinsend die Gesellenschaft. Das Geschrei wird bald so wüst und betäubend, alles tobt in so unsinniger Schwelgerei und Üppigkeit durcheinander, daß keine vernünftige Stimme durchdringen könnte, wenn sie auch wollte.

So geht es in unaufhörlicher Ausgelassenheit fort. Wohl versucht es noch hie und da eine Stimme, sobald das Lärmen nachläßt, einen Warnungsruf ertönen zu lassen. Bald stutzen die Violinen, bald die Bratschen, bald die Bässe. Aber wildes Hohngelächter ist die Antwort darauf. — Immer fesselloser läßt die freche Schar die Zügel schießen. Kaum daß ein einziger ahnt, wie nahe das schwere Verhängnis über ihren Häuptern schwebt.

Man wird bei diesem tollen Jubellärm und ruchlosen Lebensspiel unwillkürlich an die entartete Freierschar in Homers Odyssee erinnert. Hier wie dort ertönt keine gesunde Lust mehr. Alles erschallt hier in wilder Verzerrtheit der Gefühle.

„So sprach jener, da ließ ein unauslöschliches Lachen
Pallas im Kreise der Freier entstehn und verwirrte die Sinne,
Und nun lachten sie auf mit wildverzerrten Gesichtern
Und verschlangen das Fleisch noch blutbesudelt, die Augen
Füllten mit Tränen sich an, die Seele gedachte des Klagens.
Und vor ihnen begann Theoklymenos, ähnlich den Göttern:
Ach, ihr Armen, was droht für Leid euch? Euere Häupter
Sind umgeben von Nacht, die Gesichter und unten die Kniee,
Jammergewinsel ertönt, beträut sind euere Wangen.
Und die Wände bespritzt mit Blut und die prächtigen Nischen.
Schattenbilder umwimmeln die Tür, durchwimmeln den Vorhof,
Die ins Dunkel hinab zum Erebos eilen, die Sonne
Schwand vom Himmel hinweg und herauf zieht grausige Düstre.
Sprach's, sie allegesamt verlachten indessen ihn herzlich.“ *)

In so tollem Zechgelage lebt auch diese Menschenschar hier, so daß keine edle Regung mehr in der Seele keimen kann. Jeder prophetisch warnenden Stimme antwortet erneute Ausgelassenheit. Alles Maß und Ziel überschreitet diese freche, lasterhafte Menschheit. Tollheit, Zügellosigkeit und kein Ende! Selbst der Schmerz des unmäßigen Genusses wird durch wildere Ausgelassenheit gewaltsam übertäubt. Die Unseligen, sie ahnen noch immer nicht, wie schnellgeflügelt das Verderben naht! Alles rennt und zecht durcheinander.

---

*) 'Ως φάτο Τηλέμαχος· μνηστῆρσι δὲ Παλλὰς Ἀθήνη
ἄσβεστον γέλω ὦρσε, παρέπλαγξεν δὲ νόημα.
οἱ δ' ἤδη γναθμοῖσι γελοίων ἀλλοτρίοισιν,
αἱμοφόρυκτα δὲ δὴ κρέα ἤσθιον· ὄσσε δ' ἄρα σφέων
δακρυόφιν πίμπλαντο, γόον δ' ὠΐετο θυμός.
τοῖσι δὲ καὶ μετέειπε Θεοκλύμενος θεοειδής·
Ἆ δειλοί, τί κακὸν τόδε πάσχετε; νυκτὶ μὲν ὑμέων
εἰλύαται κεφαλαί τε πρόσωπά τε νέρθε τε γοῦνα,
οἰμωγὴ δὲ δέδηε, δεδάκρυνται δὲ παρειαί,
αἵματι δ' ἐρράδαται τοῖχοι καλαί τε μεσόδμαι.
εἰδώλων δὲ πλέον πρόθυρον, πλείη δὲ καὶ αὐλή,
ἱεμένων Ἔρεβόσδε ὑπὸ ζόφον· ἠέλιος δέ
οὐρανοῦ ἐξαπόλωλε, κακὴ δ'ἐπιδέδρομεν ἀχλύς.
'Ως ἔφαθ', οἱ δ'ἄρα πάντες ἐπ' αὐτῷ ἡδὺ γέλασσαν.
Homer: Odyssea lib. XX, v. 345—358.

Da erschallt urplötzlich ein wahrhaft markerschütternder Trompetenschrei auf G (g"), zwei volle Takte im fff ausgehalten, der selbst den lautesten Spektakel der frevelhaften Schar übertönt, die Pauken donnern und wettern ihren Dominantton A dazu (Trompeten-G ist Septime dazu): — die Vergeltung rückt heran!

Sie haben alle Stimmen der Vernunft hohnlachend verschmäht, jetzt überfällt sie der Rache vernichtender Strahl. Zu spät gelangen sie zur Erkenntnis ihres sündhaften Lebens. — Wie nun alles wirr, trübselig und bleich, in schmerzvollster Aufregung herumirrt und flüchtet, um einen rettenden Pfad zu entdecken! Durch alle, selbst die entlegensten Tongefilde wird nun das Motiv der Ausgelassenheit gehetzt; nirgends ist schützende Ruhe. Alle Auswege sind verrammt. — Das Fürchterliche des gähnenden Höllenspalts charakterisieren besonders die Bässe mit ihrem ewig unerbittlichen E und Dis, wobei der zweite Ton in einer am grellsten dissonierenden Beziehung zu den übrigen Tönen steht. Das geht in diesem grausigen Klang unzählige Mal fort. Von namenlosem Entsetzen ist die unselige Schar ergriffen:

„Jetzo erhob Athenäa die menschenvertilgende Aegis
Hoch von der Decke, da faßt' Entsetzen die Herzen der Freier
Und sie durchstoben den Saal wie Rinder, gehörend zur Herde,
Welche die rührige Bremse bestürmt und wütend umherscheucht,
Wenn erschienen der Lenz und länger sich dehnen die Tage." *)

Will nichts an dieser Menschheit fruchten, so soll sie der furchtbarste Donnerkeil zermalmen, auf daß sie einem besseren Geschlechte weichen.

---

*) δὴ τότ' Ἀθηναίη φθισίμβροτον αἰγίδ' ἀνέσχεν
ὑψόθεν ἐξ ὀροφῆς· τῶν δὲ φρένες ἐπτοίηθεν.
οἱ δ' εφέβοντο κατὰ μέγαρον βόες ὣς ἀγελαῖαι
τὰς μέν τ' αἰόλος οἶστρος ἐφορμηθεὶς ἐδόνησεν
ὥρῃ ἐν εἰαρινῇ, ὅτε τ' ἤματα μακρὰ πέλονται.
Homer: Odyssea lib. XXII v. 297—301.

Noch vernichtender dröhnt jetzt der schreckliche Aufschrei der Trompeten; Cyklopenblitze fallen donnernd auf die verruchten Häupter. Triumphierend zieht der Chor der Rächer mit all den erbeuteten Trophäen einher, nachdem die gewaltigsten Donnerschläge alles der verdienten Vernichtung und Zermalmung preisgegeben haben.

Die verderbte Welt steht gerichtet da!

Wie muß die Seele Beethovens während dieser symphonischen Schöpfung geblutet haben!

Nach dem Erscheinen dieser Symphonie soll der Komponist Karl Maria von Weber den Komponisten Ludwig von Beethoven reif fürs Tollhaus erklärt haben.

Lessing aber läßt in seiner Tragödie Emilia Galotti die Gräfin Orsina also sprechen: Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. —

Doch tiefe, wahr empfundene Reue befreit die Seele wie mit Himmelsallgewalt von aller Schuld. Und so vollzog sich's auch hierin in späterer Zeit mit dem im Grunde edelmütigen Tondichter Karl Maria von Weber.

Aus Edgar Wittigs Beethoven-Büchern.

Wenn man bisweilen noch ganz embryonale Komponisten über Beethoven so sprechen hört, als wäre er bereits völlig überwunden und abgetan, wenn bei manch einem das Urteil über diesen Unsterblichen in dem Ausspruche gipfelt: „c'est un saint, qu'on ne chôme plus“ — das ist eine halbwegs überwundene Größe —, wenn man ferner nicht wenige findet, die gewisse Beethovensche Stellen kurzerhand so oder so verbessert hätten: dann gewinnen solche Individuen uns freilich manches Lächeln des Mitleids und der Verächtlichkeit ab. Ein sonderbares Künstlergeschlecht! Gleichen sie darin nicht dem Peripatetiker Phormion, der nicht übel Lust hatte, den

heroischen Hannibal in der Kriegskunst zu belehren? Ein Phormion einen Hannibal belehren! Und die modernen Künstler einen Beethoven! Man weiß nun doch, daß der alte Phormion sich ein unsterblich lächerliches Phormionengeschlecht erzeugt hat.

Kein Tondichter lebte und webte so ganz in seiner Kunst, war so erfüllt von ihrer Wesenheit wie Beethoven. War der Meister doch zur Zeit, als sein Genius die große Messe schuf, so kunstvertieft, so überirdisch, daß er wohl länger als vierundzwanzig Stunden hindurch sein hohes Priesteramt verwalten konnte, ohne das Bedürfnis nach Speise und Trank zu fühlen. Ja! während sein Geist unter den Wehen der neunten Symphonie kreiste, sah man ihn oft bei grausigstem Ungewitter ohne Hut heimkehren. Wann hat das je seinesgleichen gehabt? In jener Zeit schien Beethoven vom höchsten Geiste wahrhaft besessen zu sein. Die kleinen Wesen, Menschen genannt, hielten ihn für einen Narren: freilich — ein göttlicher Narr! — Überhaupt machte ihn, wie schon sein Schüler Ferdinand Ries bemerkt, seine Begeisterung gegen äußere Eindrücke durchaus unempfindlich.

Auch in solchen Dingen erinnert der Meister an manch einen hellenischen Weisen, z. B. an Sokrates, von dem erzählt wird, daß er den ganzen Tag an einer Stelle fest stehen bleiben konnte, wenn ihn ein großer Gedanke erfaßt hatte; oder an Karneades, der oft so in Gedanken versunken war, daß er es vergaß, die Hand nach dem neben ihm stehenden Mahle auszustrecken.

Auch Dr. Wawruch, ein Arzt, den Beethoven in der letzten Zeit seines Erdenwallens hatte, berichtet: „Beethoven schrieb oft mit seltener Ausdauer am Abhange eines Waldhügels an seinen Werken und lief dann nach beendigter Arbeit, vom Nachdenken noch glühend und oft jeder Witterung

trotzend, nicht selten selbst im rauhen Schneegestöber stundenlang in den unwirtbarsten Gegenden umher."

Welch unerklärliche, beispiellose, kaum faßbare Begeisterung! Dies ist fürwahr die Erscheinung des Reingeistigen, des Urgeistes, der gar nichts Stoffliches mehr berücksichtigen kann.

Die Kunst in ihrer höchsten Form ist Religion. In der Kraft, der höchsten Menschlichkeit die religiöse Kunstweihe zu verleihen, steht Beethoven obenan da, weil er, zum Teil auch infolge seines Geschickes, getrieben ist, stets im Allerheiligsten der Kunst zu weilen. Und wer sich völlig in die Heiligkeit der Beethovenschen Kunst versenkt, der muß ein sittlich reiner und freier Mensch werden. Hier muß man's erfühlen, wie Kunst und Religion demselben himmlischen Urquell entspringen.

Den Lessingschen Ausspruch: „Kein Mensch muß müssen", bin ich oft willens, bis in seine äußersten Folgerungen hinein zu vertreten, wenn man nur das Absolute dabei aus dem Spiele läßt. Das ist einer der Aussprüche, die allein einem mit unbeugsamer Charakterstärke begabten Geiste entstammt sein können. Die arme Lessingsche Mitwelt! Was sollte sie mit einer Idee beginnen, die wie ein leuchtendes Sonnenbild charakterernste Gemüter bescheinen muß! Mit seinen reinen, weit vorausschauenden Ideeen stand der große Lessing ganz vereinsamt da. Klagt er doch selbst:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich die Wahrheit weiß, bin ich allein."

So lebte der Herrliche verkannt, verschrieen, verketzert. Man kann sich's lebhaft denken, daß Lessing gerade um der reinsten, tiefsinnigsten Ideen willen von den meisten seiner Zeitgenossen für wahnsinnig erklärt worden sein mag, ebenso

wie Beethoven in Wirklichkeit, nachdem er die großartigsten symphonischen Kolosse in die Welt geschleudert hatte, selbst von bedeutenden Künstlern reif fürs Irrenhaus erklärt wurde. —

Der um lange Zeiten zu früh erschienene Geistesheld Lessing wußte wohl, daß seine Gedanken von seinen Zeitgenossen nicht begriffen werden konnten: ihre allmähliche Verdauung war der Nachwelt aufbehalten, — die ein Jahrhundert nach Lessings Tode noch so gebrechenhaft dasteht, daß seine Manen vergeblich die heißersehnte Ruhe finden können.

Denn es geht die alte Geistersage, daß die Weltidee, für die ein edler Mensch gelebt, gestrebt, gestritten, für die er sein ganzes Dasein hindurch geistig geblutet, — daß sie dem herrlichen Vorkämpfer auch die Grabesruhe raube. Denn die Idee folgt ihm nimmer, sie erfüllt die nachweltliche Luft und sucht sie fort und fort zu reinigen. Und bis die Luft von der großen Idee nicht so durchdrungen ist, daß ein neuer Hauch das Geistesleben erfüllt, necken und peinigen unaufhörlich diese mit Herzblut getränkten Ideengestalten den armen Toten. Sie umschwirren sein Grab, wie neckische Kobolde, und raunen ihm ins Ohr: du armer Erdensohn! Deine Idee flattert hin und her — unerfüllt. Wie lange wird der Lessingsche Geist noch schmachten müssen, bis ihm die neckischen Stimmen das schöne Erlösungswort zuflüstern werden: du edler Mann, verkörperter Humanismus, die Welt atmet freier — sanft ruhe jetzt deine Asche!

So steht es um den Geist Lessings, so um den Beethovens, seines größeren Geistesbruders. Ich weiß nicht, ob außer Beethoven noch ein Geistesheld die Lehre: „kein Mensch muß müssen" so beherzigt und erfüllt hat, wie Lessing. Es ist ein eherner Grundsatz; nur eherne Charaktere können ihn lebendig machen.

Viele gefallen sich in der Vorstellung, daß jeder hohe Geist seine schöpferische Originalkraft den Lüften zur Aufbewahrung übergebe. Von da fliege sie nach Äonen in eine verwandte Seele, die Erbin des hohen Geistes. — Der cyklische Dichter Kreophylos soll die epische Kraft von Homer selbst geerbt haben. — Dieser und jener, der eine gewisse Hinneigung zu einem großen Geiste verspürt, ist gleich geneigt, sich als seinen Erben anzusehen. Die meisten Bewerber zählt unbestritten die Beethovensche Schöpferkraft. Tausend und aber tausend strecken gierig die Hände aus, dies goldene Erbe in Empfang zu nehmen.

Ein Mann, dem in der Beethovenliteratur eine hervorragende Stelle gebührt, ist Griepenkerl. Merkwürdig genug wird er von den meisten Biographen Beethovens mit Stillschweigen übergangen; — die rühmlichste Ausnahme freilich macht Wilhelm von Lenz. Und doch liegen in Griepenkerls Novelle „Das Musikfest oder die Beethovener" wohl die ältesten Spuren für eine richtige Würdigung der heroischen und der neunten Symphonie. Folgende Bemerkung über die D-moll-Symphonie gefällt mir ausnehmend gut (a. a. O. p. 180):

„Als du diesen Koloß aus deinem Riesengeiste in die Welt hinauswarfst, o du über alles geliebter, erstaunlicher Meister, wer ließ dich damals in dem sausenden Fittich der Zeit den zuckenden Nerv ahnen, der später zu noch nie gesehenem Flug hinausriß, so daß du diese heilige Krankheit hineindichtetest in dem Werk und damit den Knäuel warfst, wonach jetzt alles rennt im Labyrinth der Kunst! — —

Was ist der Riesenbau deiner acht Symphonieen, dieser prächtig gleich den Musen aufgerichteten Standsäulen, was ist er gegen die neunte, diese Urania ihrer Schwestern!"

Eine Tagebuchnotiz Beethovens aus dem Jahre 1816, — Schindler, der treue Gefährte des Meisters, teilt sie mit — lautet also: „Gott, helfe, du siehst mich von der ganzen Menschheit verlassen, denn Unrechtes will ich nichts begehen, erhöre mein Flehen doch für die Zukunft nur, mit meinem Karl zusammen zu sein, da nirgends jetzt sich eine Möglichkeit dazu zeigt — o hartes Geschick, o grausames Verhängnis, nein, nein, mein unglücklicher Zustand endet nie."

Wenn ein Beethoven im Zenith seines Ruhmes sich so menschenverlassen, so völlig unglücklich fühlt, sollen sich da nicht kleine Geister meiner Art trösten, wenn es ihnen äußerlich wie innerlich noch trauriger ergeht? — Welch ein verklärender Strahl fällt aus den Leiden eines hohen Weltengeistes auf die Qualen armer Menschenkinder, die bemüht sind, in einem so erhabenen Wesen zu leben!

Eine Mythe, die ich bei Plutarch im Leben des Romulus lese, bringt mir abermals lebhaft den urwüchsigen Bau der Beethovenschen Symphonieen in die Erinnerung.

Romulus schleuderte einst, seine Kräfte zu versuchen, eine Lanze, deren Schaft von Kornellenholz war, von dem Aventinischen Hügel herab. Die Spitze drang so tief in den Boden, daß niemand, so viele auch den Versuch machten, sie herauszuziehen vermochte. Nun faßte das Holz in der fruchtbaren Erde Wurzel, trieb Zweige und wuchs zu einem außerordentlich großen Kornellenbaum (Kornelkirsche) auf. Diesen verehrten die Nachfolger des Romulus als eines der ehrwürdigsten Heiligtümer und bauten zu seinem Schutze eine Mauer rings um ihn. (Siehe Plutarchs Romulus, Kap. 20). —

So hat Beethoven einen mächtigen, symphonischen Prachtstamm tief in das Weltenherz hineingeschleudert. Vergeblich rüttelt ihr daran, ihn aus dem Weltherzen zu reißen. Die fruchtbare Erde aber sind die gemütsvollen Völker der Welt, in denen der Stamm seine prächtigen, unvergleichlich kost-

baren Früchte hervorsprossen läßt, ewige Früchte des Heils für das Menschengeschlecht. Darum laßt uns fortan und immerdar diese ehrwürdigen symphonischen Heiligtümer Beethovens offenen Sinnes pflegen, damit daraus sittliche Kraft und der Trieb zum Edlen, Vollkommenen in die Seelen einkehre.

Börne schreibt einmal in seinen Tagebüchern: „Ich will Symphonieen von Beethoven oder ein Donnerwetter."

Und in den Pariser Briefen:

„So hat die vorige Woche ein junger Mensch, Namens Berlioz, den ersten Preis der musikalischen Komposition erhalten. Ich kenne ihn, er sieht aus wie ein Genie. Geschieht so etwas bei uns? Denken Sie an Beethoven. O! ich habe eine Wut!"

Wie ehrend sind solche Ausbrüche edler Zornesleidenschaft! —

In dem Werke von W. von Lenz: Beethoven et ses trois styles findet der Verehrer des Meisters viel des Trefflichen; darunter auch folgende erhebende Mitteilung (Lenz II, p. 151)!

„Fidelio a eu son tour pendant l'exposition de Londres (juillet 1851). Le public se leva pour écouter debout l'Ouverture (mi majeur), la reine d'Angleterre donnant l'exemple.

La 2de Ouverture (en ut) fut jouée pendant l'entreacte; on couronna la buste de Beethoven, en jouant l'Ouverture d'Egmont dont le caractère triomphant allait au triomphe posthume du génie."

Überhaupt hat sich die englische Nation um Tonheroen, wie Händel, Haydn, Beethoven und andere, unvergängliche Verdienste errungen. Höchst ehrenvoll bleibt dem Andenken aller Beethovenverehrer die großmütige Handlungsweise der

Londoner philharmonischen Gesellschaft gegen diesen Tonmeister. Nur mit seliger Rührung kann man daran denken. — Und Moscheles schrieb im Jahre 1823 während seines Beethovenbesuches auf:*) „Der Name Beethoven ist den Engländern die Bezeichnung des höchsten Ideals.“

Riehl schreibt in seinen sehr wertvollen „musikalischen Charakterköpfen“ (II, p. 356):

„Es gehört Energie und Charakter dazu, ein schroffer Bachianer zu werden. Gerade solche Leute finden aber in dem Verschlossenen, Keimhaften seiner Muse einen ihrer eigenen Natur viel verwandteren Reiz als in der Vollblüte Mozarts und Beethovens.“

Als ob nicht die höchste Energie und geradezu ein gestählter Charakter erforderlich wären, um Beethoven aus dem Tiefsten zu genießen. Beethoven hat die Kraft, durch das Medium seiner Schöpfungen einen Charakter zu vervollkommnen, ihm eine unerschütterliche Felsenfestigkeit zu verleihen. Das kann keiner außer ihm.

Es ist gegenwärtig nichts Neues mehr, Leute über Beethovensche Werke, die sie nun schlechterdings nicht zu fassen vermögen, mit aller Kaltblütigkeit tadelnd reden zu hören. Ja, die höchsten Meisterschöpfungen des größesten Genius werden verunglimpft.

Wie würde wohl bei solchem Gebaren Schumanns Zorn auflodern, der sogar viele tapfer geißelt, die unwert erscheinen müssen, einen Beethoven zu loben. Man lese darüber in Schumanns Schriften Band I, p. 67:

„Unten im Laternendunkel sagte Eusebius wie vor sich hin: Beethoven — was liegt in diesem Wort! schon der tiefe Klang der Silben, wie in eine Ewigkeit hineintönend. Es ist, als könne es kein anderes Schriftzeichen für diesen Namen geben. —

*) Konversationsheft vom November 1823 (Sign. D. 66, Blatt 28a).

Eusebius, sagte ich wirklich ruhig, unterstehst du dich auch, Beethoven zu loben? Wie ein Löwe würde er sich vor euch aufgerichtet haben und gefragt haben: wer seid ihr denn, die ihr das wagt? — — — muß denn aber ein großer Mann immer tausend Zwerge im Gefolge haben? Ihn, der so strebte, der so rang unter unzähligen Kämpfen, glauben sie zu verstehen, wenn sie lächeln und klatschen?" —

Wie soll Menschengestein geeignet sein, Leben hervorzurufen? Wie sollen geistlose Virtuosen in den tiefen Geistesschacht Beethovens zu steigen vermögen, um diese Schätze unter das geistesbedürftige Volk zu streuen?

Aristippus gebraucht von unwissenden Menschen, welche die steinernen Theatersitze drücken, den Ausdruck: „Da sitzt ein Stein auf dem andern." Betrachtet man sich heute so manchen musischen Klotz, dann möchte man wohl ausrufen: Da sitzt Holz auf Holz!

Manche Verehrer Beethovens lieben diesen Geist darum mit der innigsten Seelenkraft, weil sie ihn so recht aus dem Herzen zu verstehen glauben. Auch hierbei entscheidet der Glaube viel und verleiht Seligkeit. — Im allgemeinen, und besonders unter den Frauen, ist eine Bettina von Arnim hierfür das allerruhmvollste Beispiel. Kraft ihres Glaubens an Beethoven hat sie die allertiefsinnigsten Offenbarungen über diesen Genius durch das beredte Wort vortragen können.

Wer einen besonders tiefen Schmerz beschwichtigen will, spiele das Andante der großen F-moll-Sonate, der sogenannten Appassionata (op. 57). Ein Trost wird ihm daraus entgegentönen, wie sie ihm keine Religion der Welt schöner gewähren kann. Die höhere Potenz davon quillt aus dem Adagio sostenuto der Riesensonate in B-dur (op. 106). Denn die höchste Kraft der echten Kunst-Religion ist durch Beethoven offenbart.

Der 29. November 1814 ist als einer der denkwürdigsten Glanztage im Künstlerleben Beethovens zu verzeichnen. Der Tonherrscher geruhte, vor der versammelten fürstlichen Kongreßgesellschaft eine große musikalische Akademie zu veranstalten. Der König der Geister führte den irdischen Herrschern einige unvergängliche Schöpfungen vor: die A-dur-Symphonie, die Kantate „der glorreiche Augenblick", die Schlachtsymphonie und die Symphonie in F-dur (Nr. 8).

Wie herrlich der Tag, an dem sich alle gekrönten Häupter vor dem Riesengeiste Beethovens beugen mußten! Welch ein wunderbarer Glanz muß von diesem erhabenen Haupte gestrahlt haben! Selbstmächtig führte der Meister seine Heerscharen an.

Dieser Novembertag hat ebensowenig seinesgleichen in der Geschichte der großen Geister, wie der 7. Mai 1824, wo sich dem Wiener Volke die Welten der 9. Symphonie erschlossen.

Nachdem die fast beispiellose Passionsgeschichte einer großen Heldenseele in ungeahnter Tonherrlichkeit vorübergerauscht war, wirkte mit elektrischer Überwältigung plötzlich die Erscheinung der gramvollen, schmerzbeladenen, heiligen Gestalt dieses Gottesmenschen.

Und der irdische Lohn? Ein kläglicher Gewinn erwuchs dem unsterblichen Beethoven daraus. Der gewaltige Löwenmann brach nach dem Erkennen des so traurigen Ergebnisses in sich zusammen. Ohne Speise und Trank lag der schwer geprüfte Genius lange teilnahmlos da, bis der Schlaf sich seiner erbarmte.

So gleichst du dem hohen Wesen des dichtenden Menschengeistes: du spendest den Menschenkindern unendlichen Hochgenuß, während du selbst den Leib abmarterst: — so erscheinst du der Menschheit als wahrer Abglanz des Heilandes!

Ich lese folgendes im Lebensgange des **Lykurg** bei **Plutarch** (Kap. 31): „Man erzählt auch, als seine sterblichen Überreste (λείψανα) ins Vaterland gebracht worden, sei ein Blitzstrahl auf seinen Grabhügel gefallen. Dies sei nicht leicht einer anderen Berühmtheit geschehen, außer in der späteren Zeit dem Euripides zu Arethusa in Macedonien, wo er sein Leben endete und begraben wurde: ein wichtiger Umstand zur Rechtfertigung und zum Zeugnis für die Verehrer des Euripides, da ihm allein nach seinem Tode widerfuhr, was vorher dem heiligsten Manne und dem größesten Lieblinge der Götter widerfahren war.“ (τῷ θεοφιλεστάτῳ καὶ ὁσιωτάτῳ.)

So ist denn Beethoven der Dritte in diesem ruhmreichen Genienbunde; ja ihm geschah, als er seine große, göttliche Seele aushauchte, das noch Wunderbarere, daß plötzlich gewaltiger Donner und Blitz das bebende Firmament durchzuckte, gleichsam als wollte auch die hehre Natur dieser ungeheuren Menschenkraft die würdige Huldigung darbringen.

Ja, Beethovens Todesart darf sogar an die Naturerscheinungen gemahnen, die nach dem Evangelisten dem Hinscheiden des **Heilandes** folgten: „Und die Erde erbebte, und die Felsen zerrissen, und die Gräber taten sich auf, und standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen.“ (Ev. Matth. 27, 51. 52.)*)

*) „καὶ ἡ γῆ ἐσείσθη, καὶ αἱ πέτραι ἐσχίσθησαν; — καὶ τὰ μνημεῖα ἀνεῴχθησαν καὶ πολλὰ σώματα τῶν κεκοιμημένων ἁγίων ἠγέρθησαν.“





Achtes Kapitel.

Neue Leiden. — Lebensweisheit.

> Das Leben ist so schal, wie'n altes Märchen,
> Dem Schläfrigen ins dumpfe Ohr geleiert;
> Und Schmach verdarb des süßen Worts Geschmack,
> Daß es nur Schmach und Bitterkeit gewährt.
> Shakespeare: König Johann.
>
> Doch wo die größ're Krankheit Sitz gefaßt,
> Fühlt man die mindre kaum.
> Shakespeare: König Lear.*)

Erst nach Anthemias Abreise trat es klar in Edgars Bewußtsein, daß er aus dem ganzen hohen Wesen dieser hellenischen Jungfrau die fruchtreichste Anregung geschöpft hatte. Eine kaum ausfüllbare Leere machte sich in seinem Innern fühlbar. Aus den idealsten Melodieen Beethovens tauchte wundersam genug Anthemias hehre Gestalt wie die lichte Verklärung hervor.

Freilich, wenn dieses Genius ganze Herrlichkeit in ihrer unwiderstehlichen Machtfülle an seinem Geiste vorüberzog,

---

*) Life is as tedious as a twice-told tale,
Vexing the dull ear of a drowsy man;
And bitter shame hath spoil'd the sweet word's taste,
That it yields nought but shame and bitterness.
Shakespeare: King John.
But where the greater malady is fix'd,
The lesser is scarce felt.
Shakespeare: King Lear.

da mußte jeder andere, noch so helle Glanz erbleichen. Eifriger noch als sonst stürzte sich Edgar in die läuternden symphonischen Bäder, die aus dem unendlichen Tonstrome Beethovens ihren Urquell herleiteten. Diese reine Lichtflut goß auch ihm immer von neuem Trost und Helligkeit in die empfängliche Seele.

War ihm gegenwärtig die materielle Not gelindert, da fingen schnell genug die ideellen Leiden wieder an, ihre verheerende Wirkung in seinem Gemütsleben anzurichten. Wie lange hatte er zwischen den beiden Jungfrauen geschwankt, die seinem geistigen Leben entgegengetreten waren. Die eine in plastischer Ruhe, gehoben vom Ernste des Lebens, aber nicht hinaufgetragen vom hohen Adlerfluge der Begeisterung: die andere, nicht minder hehren Ernstes voll, mit Augen gesegnet, die von überirdischem Glanze strahlten, daß jedem, den ein solcher Himmelsstrahl trifft, das leidenschaftliche Feuer himmelanstrebender Begeisterung für die Erhabene aus den Augen schießt. Lange hatten sich diese beiden Gestalten in seinem Innern den Rang streitig gemacht, bis das Kunstwesen die andere Jungfrau ganz aus seinem Geiste verscheucht hatte.

Und diese Begeisterung verzehrte ihn jetzt um so mehr, als er die reinen Fortschritte mit dem unendlich hohen Grade der Musiklust keineswegs in Einklang zu bringen vermochte. Immer aufs neue mußte frische Lebenskraft und feuriger Mut aus Beethovens Tonschöpfungen gesogen werden. Dem kühnsten Aufschwung der Seele folgte stets wieder der jähe Sturz ins Meer der Hoffnungslosigkeit.

Weil die Mittel zur Existenz nun abermals so außerordentlich viel kostbare Zeit und Anstrengung verlangten, wurde dem Körper das Unmögliche zugemutet. Vom frühesten Morgengrau bis in die tiefste Nacht hinein mußten Körper und Geist wach erhalten werden. Und Edgar in seiner wahrhaft rasenden Begeisterung verspürte keine Abnahme der

Kräfte. Nur die stetige Tätigkeit konnte ihn von dem aufreibenden Gedanken an seine sonderbaren Leiden abbringen.

Den Mitmenschen mußte er sich mehr und mehr entfremdet fühlen. Alles grollte dem Apostaten der Wissenschaft. Man gab sich alle erdenkliche Mühe, ihm die unendlichen Schwierigkeiten recht grell auszumalen, mit welchen selbst solche Künstler zu kämpfen hätten, denen es von der Kindheit an gegeben ist, ihr Talent auszubilden. Man suchte ihm die Unmöglichkeit darzutun, daß ein Mensch, der in so späten Jahren erst musikalisch zu lallen anfängt, noch ein vollgültiger Tondichter werden könne. — Nichts fruchtete. Edgar fand alles recht teilnehmend, praktisch und verständig: allein die Ideenvernunft verschloß sich unerschütterlich allen praktischen Zumutungen.

Wie ein Mensch sich um einer Idee willen die ganze praktische Lebensstellung aus dem Kopfe schlagen konnte, das vermochte keiner zu begreifen. Sein Streben wurde fast von jedermann verurteilt. War es da zu verwundern, daß Edgar, um solchen anhaltenden, unerquicklichen Reden aus dem Wege zu gehen, sich immer mehr von aller Welt zurückzog, oder im anderen Falle sein Wesen noch mehr mit ernster Verschlossenheit umpanzerte?

Die ehemaligen gesellschaftlichen Altersgenossen fingen bereits an, allerlei verkehrte Deutungen über sein verschlossen träumerisches Wesen hervorzubringen. Der Strudel rein sinnlicher Lebensgenüsse hatte ihrem Herzen jeden Glanz der idealen Welt entrissen. Edgar mußte ihnen mit seinem elegischen Ideenleben, das kaum etwas anderes neben sich duldete, als ein Phänomen aus Märchenwelten dastehen. Sollte er so ideallosen Naturen oder vielmehr Unnaturen — denn jede wahrhafte Naturgeburt birgt eine Idee in sich — sollte er solchen Ephemeriden des Daseins seine hehren Heiligtümer preisgeben?

Es war des Erstaunens kein Ende, daß Edgar sich mit unzerstörbarer Willenskraft dem verwirrenden Tone der Freudenlust entzog. Seine Zurückgezogenheit hauste nun in ihren Köpfen gleich einer Sphinx mit unlösbarem Rätsel. Als man nun endlich die Lösung gefunden haben wollte, mußte sich diese Löwenjungfrau von ihren Kopfbergen herabstürzen und fern von ihnen an Klippen zerschellen. Edgar ward also als verloren aufgegeben.

Der werdende Künstler empfand einen immer heftigeren Widerwillen gegen eine so gänzlich materielle Welt, der es völlig unfaßbar erscheint, wie jemand allein seiner für wahr erkannten Seelenerlösung leben könne, ohne sich irgendwie um den materiellen Nutzen zu kümmern.

Edgar sah sich gezwungen, wie ein Einsiedler zu leben. Das Praktische sollte nach wie vor nur insoweit eine Rolle in seinem Leben spielen, als es ihm die Mittel zur reinen, schlichten Existenz verschaffen mußte. Das war seiner innersten Natur gemäß. Eine Menschennatur aber läßt sich nicht modeln und formen wie kaltes Gestein. —

Doch bald fing das Schicksal an, wieder auf Edgar herumzuhämmern. Der schwache Schimmer äußerlichen Glückes erlosch zusehends. Das alte Gespenst der unendlichen Lebensnot umschwebte wieder sein Haupt. Edgar hatte es sonderbarerweise meist mit unzarten, rücksichtslosen Leuten zu tun.

Man hatte leichtes Spiel mit ihm. Denn er war zu stolz, auch nur den leisesten Einwand gegen eine scheinbar notwendig gewordene Änderung zu erheben. — Den höchsten Undank erntete er immer von sehr reichen Leuten, von solchen gemeinhin, deren äußerer Reichtum zu dem des Herzens im schreiendsten Mißverhältnisse stand. Während sie zu allen Zeiten seine fast übertriebene Gewissenhaftigkeit im Unterrichten priesen, gelang es ihnen trotzdem gewissenlos leicht, ohne jeden Dank und ohne jede Entschuldigung den Unterricht als eingestellt zu betrachten. Die Badesaison tat alles

für sie. Zuweilen ging ihre schnöde Taktlosigkeit so weit, daß Edgars vollauf gerechtfertigte Anfragen ohne jede Beantwortung blieben.

Zumeist ärgerte es sie, daß Edgar trotz seiner Armut stets so vornehm selbstbewußt, gleichsam als Herrscher von Gottes Gnaden auftrat, der überzeugt war, mehr zu geben, denn zu empfangen.

Zwar hatte Edgar sich längst zum Lehrer der musikalischen Theorie emporgearbeitet; aber ihm fehlte der Nimbus der Autorität. Das alte Doppelleiden trat wieder in seiner zerstörenden Kraft auf.

Auch jetzt war es allein die sich immer zaubervoller entfaltende Macht Beethovens, die seinen Körper das Ungeheuerste, wenn auch immer schwerer, ertragen ließ.

Wohl ein halbes Jahr wieder mußte das wahre Brot des Elends gegessen werden. Der Körper ward immer schwächer. In dieser Zeit gerade forderte sein Charakter die höchsten Opfer. Auch nunmehr hielt ihn der Stolz aufrecht, wenngleich ihm das Leben eine entsetzliche Last war. Besuche zu machen, die aus dem reinen Triebe nach augenblicklichem Nutzen unternommen erscheinen, waren seiner Seele völlig zuwider. Und sollte er gänzlich zu grunde gehen, er hätte es nicht vermocht. Es war doch 'wenigstens das reine Brot vorhanden.

Konnte er sich nun auch keine Stellung erringen, weil er es schlechterdings nicht verstand, zu heucheln und zu wedeln, so hatte er doch die trübe Genugtuung, daß allerhand bleiche, grießgrämige Geister bei ihm eine um so festere Stellung behaupteten. — Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen konnte Edgar von seiner Höhe herab mit herzlichster Geringschätzung auf die armen Menschenhäupter schauen, ohne Neid oder gar Haß zu verspüren. —

Einige Briefe und Tagebuchfragmente mögen das Bild aus dieser Zeit ergänzen:

Den . . .

— — — Ich übertreibe nicht. Ist es doch manchmal vorgekommen, daß ich hungrig zu Bette gehen mußte. Der treueste Gefährte meines Lebens, der Schlaf, verläßt mich auch in solchen Nöten nicht. Der schon lange keimende Wunsch, dieser gerechtesten aller Göttergestalten ein stilles Opfer des Dankes darzubringen, hat endlich seine poetische Erfüllung gefunden, die ich Dir hier mitteile:

An Hypnos.

Wer gab, o Schlaf, dir so erhabenes Walten,
Du freundlich milder Sohn der schwarzen Nacht?
Wie thronst du stolz in reicher Lenzespracht
Und glättest wundersam des Kummers Falten.

Du lässest Ruh nach schwerem Leide schalten;
Du Allbezwinger hältst gewaltig Wacht
Auf König, Bettler, stets mit gleicher Macht,
Konnt' Zeus wohl deiner Kraft die Wage halten?

Und wenn aus deiner dunklen, stillen Grotte
Du heitre Träume sendest, schnellbeflügelt,
Die lindernd Balsam träufeln schweren Wunden —

Vergißt der Mensch der Qualen grause Rotte,
Des Menschenhasses Wüten ist gezügelt —
Und ew'gen Dank wird dir das Lied bekunden.

Den . . .

— — — Alles schlägt fehl. Es ist ein so fluchwürdiges Dasein, daß die kühnste Phantasie Mühe hat, sich dahinein zu versetzen. Warum sind denn auch jene herrlichen Zeiten Griechenlands verschwunden, wo ein Sterblicher freiwillig für den anderen in den Tod gehen konnte! Wie oft taucht in meiner Seele der eitle Wunsch auf, für einen guten Nebenmenschen zu sterben, wenn mein Tod ihm das Leben erhalten könnte. Dann könnte ich doch den Trost ins Grab nehmen, mit einer guten Tat aus dem Leben zu scheiden. Der Tod hat keine Schrecken für mich, den eigentlich nichts als

der Gedanke an die greisen Eltern ans Leben kettet. — Hier gebe ich Dir einen kernigen Ausspruch des Hauptcynikers **Diogenes** von Sinope: „Wenn ich die Regenten des Lebens, die Ärzte und Philosophen betrachte, so dünkt mich der Mensch das weiseste von allen Wesen; wenn ich aber die Traumdeuter, die Priester mit ihrem Anhang, oder die nach Reichtum und Ruhm Jagenden sehe, so erscheint mir nichts Dümmeres als der Mensch.“ — Vergiß nicht, daß Diogenes an die weisen Regenten seines Vaterlandes dachte, von den heutigen würde er im allgemeinen wohl nicht so sprechen. —

Den . . .

— — Du begreifst es kaum, was in mir vorging, als ich aus den Büchern der **Davidsbündler** die Geschichte vom „alten Hauptmann“ las (Schumann II, p. 116 ff.). Wie kann es ein treffenderes Abbild meines Strebens geben, als ich es in jenem Hauptmanne finde?

Ein Mann mit unersättlicher Liebe und Lust zur Musik, beseelt vom höchsten Opfermut — der Künstlergesellschaft selbst spielt er niemals vor und ruft ihnen doch durch Wort und Erscheinung so recht die Würde der Kunst vor die Seele. Die Freunde können sich nichts Schöneres denken, als ihn Musik anhören zu sehen. Im Verlaufe der Erzählung heißt es also: „Und natürlich genug, daß ihm alle sichere Technik fehlte. Denn wie sein tiefpoetisches Auge alle Gründe und Höhen der Beethovenschen Musik zu erreichen vermochte, so hatte er seine musikalischen Studien nicht etwa mit einem Lehrer und mit Tonleitern begonnen, sondern gleich mit dem Spohrschen Konzert, die Gesangsszene geheißen, und der großen B-dur-Sonate von Beethoven (op. 106). Man versicherte, daß er an diesen beiden Stücken schon gegen zehn Jahre lang studiert. Oft kam er auch freudig und meldete, wie es nun bald ginge, wie ihm die Sonate gehorchen lernte, und wie wir sie bald zu hören bekommen sollten; — manchmal aber auch niedergeschlagen, daß er, oft schon auf dem

Gipfel, wieder herunterstürze, und daß er doch nicht ablassen könne, von neuem zu versuchen.“ —

Ich begreife am besten, wie tief unglücklich sich dieser edle Hauptmann fühlen mußte. — Wie oft spricht's in mir, du kannst dein Ziel nicht erreichen, stehe ab, törichter Erdensohn! Und ich kann nicht aufhören, das Unüberwindliche immer wieder zu versuchen, alle Beethovenschen Sonaten in meinen Geist wie in meine Finger zu zwängen, obgleich — — — — Aber mir sagt's der Geist, ich werde, wie so viele andere Sonaten, endlich auch Beethovens Riesensonate völlig aus dem Kopfe spielen.

Den . . .

— — — Daß ich hier so vereinsamt mit meinen Ideen dastehe, wird mir allerdings zuweilen schauerlich. Ich sehne mich ganz unsäglich nach einer gleichgesinnten Brust, nach einer kräftigen, durchaus wahrheitsvollen Manneseele. Auch dies Glück scheint mir nicht beschieden zu sein. Früher hatte ich Freunde im Überfluß. Und es ist gewiß schwer, so ganz ohne Freund durchs Leben zu wandern. Aber es muß sein, ich sehe immer mehr ein, daß man gegen sein innerstes Ich nicht selbstzerstörend auftreten kann. — Ich muß meine Behauptung aufrecht halten, daß hier wenig Sinn für echte Idealität vorhanden ist, nichts als der bare Materialismus, der den Charakter versumpft und mit Fäulnis überzieht.

Die volle Liebe Anthemias könnte mich wohl aus meiner düstern Verzweiflung retten. Welch heißes Verlangen verspüre ich zuweilen, an ihrem Herzen den heißen Schmerz meines Lebens auszuweinen. Und wie hoffnungslos ist diese stürmische Sehnsucht! — Mit ihr, die so tief in Beethoven lebt, möchte ich dann diesen Geist in Gemeinschaft pflegen. Wir müßten uns gegenseitig ergänzen, ich trage nun einmal diese Zuversicht in mir. Wenn sie doch hier wäre! Wer weiß, ob ich nicht meinem Stolz ein Opfer brächte. Übrigens weiß ich, daß ihr Emma Hildebrandt fleißig schreibt und

auch über mich. Sie erhält jede neue Komposition von mir. — Ich kann aber wohl vor Unruhe und Sehnsucht vergehen, bis die Herrliche wieder in unseren Mauern weilen wird. Wenn ich ihr hier ganz meine Gedanken vertrauen und dafür den klarsten Einblick in ihr geheimstes Lebenswalten gewinnen könnte, wahrlich, der Friede würde mein Gemüt umarmen und küssen. —

Den . . .

— — Meine Traumwelt wird jetzt völlig von der Majestät Beethovens und vom ätherischen Glanze Anthemias beherrscht. Die Augen dieses Weibes schauen dann so eigenartig in die Welt, wahrhaft überirdisch. Stets führen sie mir den Augenausdruck der delphischen Sibylle, des urmächtigen Michel Angelo vor die Seele. Wenn ich doch alle die schönen Traumseligkeiten behalten könnte! Manchmal sehe ich Beethoven wie den rollenden Donner zur Person gemeißelt am Klavier stehen. Hochtönend erklingt seine Stimme. —

Den . . .

— — Seit einiger Zeit bin ich auch körperlich leidend. Der Körper will anfangen, sich gegen diese unliebsame Behandlung aufzulehnen. Immer nur Brot und Brot und Brot! Ich werde am Ende selbst noch zu Brot. — Der Magen schmerzt und doch muß es beim lieben Brot bleiben. —

So weit habe ich es nun gebracht, daß ich überhaupt niemand mehr eine Bitte von Bedeutung vortragen kann.

Den . . .

— — Mehrere Tage war ich gänzlich krank, von Fieberanfällen heimgesucht. Kein teilnehmender Freund zur Seite, keine Aushülfe als Brot. —

Warum lebe ich in dieser so arg materiellen Zeit und verstehe nicht im geringsten, nach einer Existenz zu rennen, in einer Zeit, wo das Wort „Existenz“ alles übrige zu verschlingen droht? — Ob wohl noch ein Zweiter in meinem

Stande so anhaltend Not gelitten oder leidet? Ich zweifle daran. . . Es ist bald nicht mehr zu ertragen.

Ha! wenn ich doch einmal all den bittern Gram und Kummer, alle schwere Unbill des Schicksals in gewaltigen Tonmassen von mir schleudern könnte! Wehe dann den elenden Menschenhäuptern! Sie sollten beben, wenn sie die schwerdüstern Tritte des Unglücks vernähmen, wie Donnerstimmen. —

Den . . .

Es will nun einmal mit der Kunst bei mir nicht vorwärts. Dazu das qualvollste Dasein. Jetzt ist es so öde, ausgestorben in meinem Gemüte, daß mir selbst der Gedanke an Beethoven und seine schweren Leiden keine Linderung verschafft. Leibliche Qual ohne Ende und nicht ein Fünkchen geistigen Ersatz! — Tod! Tod! Tod! komm endlich herbei und erlöse mich aus meinem Elend! ich sehe keinen rettenden Pfad mehr! —

Den . . .

Ja, wenn ich fortwährend in Beethovens Tonmeeren schwelgen könnte, dann hätte ich die Seligkeit auf Erden. Welch eine heilende Macht liegt doch in den Symphonieen Beethovens! Warum kann man nicht unaufhörlich in dieser Göttlichkeit leben? Trotz des unermeßlichen Unglücks nehme ich zu an stolzem Bewußtsein. —

Den . . .

— — — Es wird Tag in meinem nächtigen Dasein. Endlich fange ich an, als Musiklehrer festen Fuß zu fassen. Ich fühle mich in meinem Elemente. Besonders bin ich der Familie Hildebrandt zu großem Danke verpflichtet, weil man da, ohne irgendwie von mir aufgefordert zu sein, stets beflissen ist, mein Bestes wahrzunehmen. Denn ich bitte niemand mehr um etwas; Du siehst also, wie wolkenhoch mein Mannesstolz angewachsen ist. Diese persönliche Würde ist hauptsächlich meine Lebenserhalterin, weil mein innerster

Glaube an das Gute in der Welt unverwüstlich ist. Aber der wahrhaft Gute, das ist der Alliebende, wartet nicht ab, bis er um etwas gebeten wird: denn das liebevolle Gemüt empfindet im tiefsten Innern die Beschämung des Menschen mit, der um Hülfe in der Not flehen muß. Vielmehr hat ihm der Geist der Liebe die Augen geöffnet: und überall sieht er das Elend und Unglück klar und offenkundig auf den Gassen. Wer so lebt und liebt, kann es jedweden Tag, ja jedwede Stunde offenbar machen, daß er zur Gemeinschaft der wahren Heiligen gehört. — Es wird mir wohl auch einmal eine Zeit blühen, in der ich beweisen kann, daß die Tugend der Dankbarkeit mir nicht versagt ist. — Die Not hatte freilich ihren Höhepunkt erreicht. — —

Ich habe gehört, daß Anthemia in Athen ein großes Konzert veranstaltet hat. Unermeßlicher Jubel folgte ihren Vorträgen. Die herrliche Künstlerin hatte es besonders darauf abgesehen, ihrem Volke die Macht der deutschen Musik in die Herzen zu zaubern. Und es gelang der Zauberin über die Maßen. Sie trug Tonwerke von Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber, Mendelssohn, Chopin, Schumann und Kiel vor. —

Noch eine andere angenehme Nachricht kann ich Dir heute auftischen. Ich kenne jetzt endlich einige junge Männer, die ich als Gesinnungsgenossen zu schätzen habe. Wir kommen manchmal in einer bestimmten Lesche, alias: Wirtshaus, zusammen, wo wir beim Schoppen unsere Ideen austauschen. Dem Berufe nach sind es Schriftsteller und Musiker. Auch Leutnant von Sickingen findet sich ein. Einige von ihnen werden gewiß meine Freunde werden. Die Hoffnung, endlich einmal Menschen, das heißt Menschen im vollen, schönen Sinne des Wortes zu entdecken, erfüllt mich mit hoher Freude. —

Ich vermag Dir's kaum zu schildern, mit welch verjüngter Kraft ich jetzt meine musikalischen Studien betreibe.

Ich beherberge schon recht viel von Beethovens Musik in meinem Kopfe. —

Lebensweisheit.

Ideale Menschennaturen haben etwas Drakonisches an sich. Wie jener blutige Athener selbst für das geringste Vergehen den Tod als Strafmittel hinstellte, so verdammen echte Idealsnaturen jeden Mitmenschen, an dem sie eine kleine Charakterschwäche wahrnehmen, leicht zum moralischen Tode; sie weisen ihn in ihrer sittlichen Entrüstung wohl gar aus dem Tempel der Menschheit hinaus. Ein solcher Höhepunkt des Idealismus rächt sich auch zumeist an dem Innern der Urteilsvollstrecker selbst: ihr Inneres krankt fast beständig ob der Weltschwäche. — Will man nun das schöpferische Genie als eine Krankheit bezeichnen, so ist das Genie, insonderheit das ethische Genie, die einzige wundersame Krankheit, die den Menschen wahrhafte Heilung bringt.

Bei den feierlichen Gastmählern der Römer erschien eine Larve, um zum Lebensgenusse aufzufordern. Gerade dieses Zeichen scheint auch in der Gegenwart zu liegen. Ein unsichtbarer Emporkömmlingsgeist, nach Art des bekannten Trimalchio in den satirischen Büchern des Petronius, flüstert schwebend die Worte:

„Weh uns elender Brut, ein Nichts sind die Menschengerippe,
Alle erscheinen wir so, nachdem uns der Orkus verschlungen,
Laßt uns leben fürwahr, weil das Leben noch blüht."

(Heu, heu, nos miseros, quam totus homuncio nil est!
Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus;
Ergo vivamus, dum licet esse bene.)

Und das Larvengespenst winkt so mit eisigem Gruße fort.

Die Reichen gleichen oft dem eitlen Pfau der Juno, der die Nachtigall um den schönen Gesang beneidet. Auch sie möchten singen und spielen, zeichnen, malen und meißeln,

dichten und komponieren — und wollen gefallen: allein die Seele kann kein Reichtum schaffen. Wenn es nicht geht, werden sie — wie der Pfau über die unansehnliche Nachtigall — unwillig über den dürftigen Poeten, der mit seinem metallreinen Tone die Herzen der Menschen erquickt. Wollt ihr alles haben, meine lieben Reichen? Wenn es Jesus mit Recht verkündet: „Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen" (ἀμὴν λέγω ὑμῖν ὅτι πλούσιος δυσκόλως εἰσελεύσεται εἰς τὴν βασιλείαν τῶν οὐρανῶν. Ev. Matth. 19, 23), so gilt das in noch höherem Grade vom Himmelreiche der Kunst.

In Lucians Göttergesprächen spricht Zeus nach der Phaethon-Katastrophe also zum Sonnengotte Helios: „Was hast du angerichtet, du heillosester aller Titanen? Alles auf der Erde ist zuschanden gegangen, weil du einem dummen Jungen deinen Wagen anvertraut hast, mit dem er der Erde zu nahe kam und sie zumteil verbrannte." (XXV, 1.)*)

Welch ein Bild für manch einen unumschränkten Herrschersohn! Die Zügel der Herrschaft werden in seine Hand gegeben: in seiner ohnmächtigen Torheit wird er gar zu bald von der Herrschersonne geblendet — und die verzehrenden Strahlen dringen schnell in die Herzen des bejammernswerten Volkes.

Phaethon freilich wird vom Blitzstrahl des Zeus getroffen. Aber phaethontisch verblendete Regenten bleiben meist ungestraft, wenn sie auch das Volk so oft mit Füßen treten und dessen kostbarstes Herzblut vernichten.

Schon oft haben Tiere, wilde und gezähmte, vom Instinkte getrieben, der Sage nach große Geister erzogen und

*) „Οἷα πεποίηκας, ὦ Τιτάνων κάκιστε; ἀπολώλεκας τὰ ἐν τῇ γῇ ἅπαντα, μειρακίῳ ἀνοήτῳ πιστεύσας τὸ ἅρμα, ὃς τὰ μὲν κατέφλεξε πρόσγειος ἐνεχθείς" — Διὸς καὶ Ἡλίου 1.

sie der Menschheit erhalten. Romulus und Remus werden von einer Wölfin genährt, Zeus selbst in Kreta von einer Ziege; Telephos, der Mysierkönig, von einer Hirschkuh, Semiramis von Tauben, Cyrus von einer Hündin. Wider Willen also werden Tiere von der gottbeseelten Natur gezwungen, ihren Lieblingsgeschöpfen, den Menschen, Dienste zu leisten.

So müssen auch Tiermenschen wider Wollen und Wissen großen Geistern dienen.

Nach der Art, wie sich bei den Menschen Geist und Charakter verhalten, kann man füglich vier Klassen unterscheiden: Erstens gibt es Naturen, die mit einem hohen Geiste den bedeutendsten Charakter verbinden; zweitens Menschen, deren Geistesgröße einen kleinen Charakter im Gefolge hat; drittens Wesen, die bei geringerer Geisteskraft ein edles, festes Gemüt besitzen; endlich Individuen, die ebenso klein an Geist wie an Charakter sind.

Das Genie ist der Hamlet, welcher die Welt zurechtzusetzen berufen scheint. Die Last eines solchen Weltberufes droht seinen Geist zu zersprengen. Er windet sich durch die Zeit hin und saugt den schlechten Zeitstoff ein, um ihn dann geläutert den Menschen wiederzugebären. Die Überfülle der höchsten Gedankenweisheit erscheint dem kurzsichtigen Menschengeschlechte als Wahnsinn. Es erfolgt aber doch einmal die menschenerlösende Tat. Und wenn er auch an seiner heiligen Sendung zugrunde geht — mit seinem Untergange besiegelt er dennoch die Morgenröte der neuen, reinen Zukunft.

Jeder neue Weltenprophet scheint seine Vorgänger verdunkeln zu wollen. Schon in der Alten Welt mußte der Testoride Kalchas, der Seher des Achäervolkes, sterben, als ihn Mopsus, ein Sprößling des Apollon, durch seine weissagerische Kraft überwunden hatte.

Den meisten künstlerischen (musischen) Sehern widerfährt ein ähnliches Schicksal. — Aber von Zeit zu Zeit tauchen in der Kunst Propheten von so unendlicher Geistestiefe auf, daß ihre unsterblich strahlende Kraft wohl nimmer verdunkelt werden kann. Durch Äonen wirken sie in ungeschwächtem Glanze fort. Solche Propheten sind vornehmlich Shakespeare und Beethoven. Diese zumeist bewähren in der Kunst wie im Leben das hohe Wort des Welterlösers: „Gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele" (ὥσπερ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου οὐκ ἦλθεν διακονηθῆναι ἀλλὰ διακονῆσαι καὶ δοῦναι τὴν ψυχὴν αὐτοῦ λύτρον ἀντὶ πολλῶν. Ev. Matth. 20, 28; ähnlich Ev. Marc. 10, 45).

Wenn die Menschen dich auch noch so sehr ihre blinde Ungerechtigkeit fühlen lassen, wenn sie das reinste — allein der Wahrheit huldigende — Streben in ihrem Torenwahne verhöhnen, verkennen und verketzern, wenn sie auch alle dich in schamloser Selbstsüchtigkeit auszubeuten trachten, wenn sie Menschenliebe mit schwarzem Undank und selbst mit Verleumdung lohnen —: laß die Bitterkeit nicht in deinem Gemüte aufkommen, bekämpfe rastlos in dir alle bösen Geister des Hasses und der Rache. Das Bewußtsein eines in höchster Pflichterfüllung liebenden Menschen erhebe dich hohen Mutes über alles Kleinliche und umleuchte dein Erdenleben mit der Sonne himmlischer Heiterkeit. — Nicht hassen, nicht verfolgen.

Manche bedeutende Natur findet im leiblichen Vater nimmermehr zugleich den geistigen Erzeuger. Hell jauchzt die Seele dann auf, wenn sie endlich ihren Geistesvater unter den Meistern im Geiste gefunden hat. — So findet man sich am wohligsten in den Erzeugnissen seines geistigen Vaters.

Ehrgeiziger Menschensinn! säume nicht, dich unaufhörlich in der Geduld zu üben, auf daß die Gewalt des Ehrgeizes nicht die verderblichen Dämonen aus dem geheimnisvollen Schachte deiner Seele heraufbeschwöre. Die hohe Lust an heiliger Himmelswahrheit, wie an der eisenfesten Mannhaftigkeit wird der Ausartung des Ehrgeizes den kräftigsten Zügel anlegen.

O Mensch, was ficht der äußere Lebensglanz dich an! Was verlockt dich die Sirenenstimme des Ruhmes! Laß dich nicht vom Glanze, nicht vom Ruhme bestricken, — laß sie nimmer einen trüben Fleck auf deine Wahrheit als Künstler und Mensch werfen. Strengste Wahrheit sei deine unumschränkte Herrscherin. Bleiben trotzdem Glanz, äußerer Ruhm und äußere Ehren deinem Lenze fern, dann begnüge dich seelenstolz mit dem schöneren Ruhme eines reinen Menschen, der innere Ehre besitzt.

Leistungen, Gedankenarbeiten, die den Stempel des Ungewöhnlichen, Eigenartigen an sich tragen, liebt die Unzahl derer, so auf gleichem Gebiete wirken, aber ruhmlos, schablonenhaft, — mit vornehmem Stillschweigen abzulehnen. Freilich spricht nichts beredter für die hohe Bedeutung solcher Geistestaten als eben dieses Nichtssagen, Todschweigen.

Wie schwach ist doch der Menschengeist! Kann er wohl je ganz dem Walten seiner Idee nachsinnen, ihr allein in eifriger Liebe die geheimen Tränen tiefster Seelenfreude und tiefster Seelenpein nachweinen? Lockt ihn nicht der Zauber schnell hinwelkenden Erdengenusses fort aus seinem heiligen Haine? Belastet er nicht den in Reinheit aufstrebenden Sinn mit dem steten Hang nach irdischer Lust und Herrlichkeit? Sonnt er sich wohl je allein in der Ätherhöhe seines selbsterschaffenen Himmelslichtes? Was für goldene Hütten zaubert

die stets geschäftige Phantasie seinem Geiste wach! Wie die eitle Pracht, der sturmeswild vernichtende Brand der Ruhmsucht sein Mark heimsucht, in heiße Gärung bringt, so daß lange Zeiten vergehen müssen, eh' der Fieberwahn, die unsäglich nagende Sehnsucht nach Herrschaft im Reiche der Geister vor der reinen Freude an Gedankenarbeit gewichen ist! Spät genug, manchmal wohl zu spät, gewahrt der Geist den Abgrund, in den ein nichtig Schattenbild höhnisch grinsend ihn stürzen wollte. Gelangt die Seele wieder zur stillen, friedvollen Einkehr, dann schilt sie ihr eigenes törichtes Beginnen, das um hohle Scheingebilde dem Weben und Sinnen im reinen Ideal, dem höchsten, weltüberwindenden Sein auf lange Zeiten entfremdet ward, — auf Zeiten, die sich ohne Frucht für das Seelenheil im flüchtigen Lebensrausche gar zu sehr gefallen haben.

Für den schaffenden Geist ist stille Zurückgezogenheit, Einsamkeit — der wirksamste Hebel zur Vervollkommnung. Die Lauterkeit der Seele fühlt sich im Lebensmeere nur allzuoft gereizt, verletzt. Zart empfindende Gemüter verwunden sich oft unheilsam an Lebensvorgängen, von denen andere Herzen durchaus keinen störenden Eindruck empfangen. Je einsamer, dem erhabenen Gedankenfluge ergebener sich ein Mensch entfaltet, desto schöner hallt der Glockenton der Genienharmonie in seinem Geiste wieder. Der Hauch feierlichen Friedens umfängt sein dichtendes Gemüt, der ätherische Duft göttlicher Liebesallmacht erfüllt den einsam Beglückten.

Arbeite emsig daran, daß dein Sinn, während du schaffend das Geistesall in dir gestaltest, nicht an den Erfolg von außen her gemahnt wird. Das kann dem Aufschwunge der freien Seele nur hinderlich sein. Lebe allein in der künstlerisch-poetischen Idee, in den Objekten deiner Darstellung.

So wie den Menschen eine selbständige Erscheinung gegenübertritt, werden sie in ihrer inneren Schwäche angefaßt. Ruhige Würde erscheint ihnen als Anmaßung; feste, klare Urteilskraft als Zeichen der Überhebung, weil sie selbst ja stets gewohnt sind, sich gegenüber dem Urteile der Autoritäten als gedankenlose Papageien zu verhalten.

In der Jugendblüte der geistigen Tätigkeit sind wir noch in zu hohem Maße der Sucht, dem Zehrfieber untertan, daß die Welt von unseren Werken erfahre, daß sie uns bewundere und wohl gar bewundernd zu unseren Füßen liege. Je klarer sich das Menschendasein in unseren Köpfen gestaltet, je tiefer wir von der wahren Welteitelkeit durchdrungen sind, desto mehr und immer mehr wird sich all unser Streben, Denken, Fühlen, Empfinden allein den ewigen Ideen der Menschheit hingeben, die zu ihrer steten Vervollkommnung dienen müssen. — Sind dann die äußerlichen Mißverhältnisse auch noch so tief zu beklagen: das Weben in der idealen Welt wird sich in uns immer großartiger, beglückender und beseligender gestalten. Nicht allein die Sehnsucht nach einer anderen, höheren Welt, sondern auch die zuversichtliche Erwartung einer solchen wird so in stetem Wachstum begriffen sein.



Neuntes Kapitel.

Die Charakterherrlichkeit Beethovens.

Unabhängigkeit adelt die Seele und erhebt den Geist.
Beethoven: Lebensmaxime.*)

Ihm war nie zu vergleichen ein Mann von den Erdebewohnern.
Homer: Ilias.**)

Sehn wir den Größern tragen unsern Schmerz,
Kaum rührt das eigne Leid noch unser Herz.
Shakespeare: König Lear.***)

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.
Schiller: Die Götter Griechenlands.

In einem eleganten, vielbesuchten Weinlokale der Residenz saßen eines Abends mehrere Freunde Edgar Wittigs, die Leutnant von Sickingen zu einem Abendschmause eingeladen hatte. Außer dem Gastgeber befanden sich daselbst noch drei geistvoll aussehende junge Männer: der Philosoph Freimann, der Schriftsteller Honrath und der Musiker Vulpius — alle etwa dem dreißigsten Lebensjahr nahe. — Edgar allein fehlte noch immer.

---

*) Vgl. A. Schindler: Biographie von L. van Beethoven II, 32.

**) τῷ δ'οὔ πώ τις ὅμοιος ἐπιχθόνιος γένετ' ἀνήρ.
Homeri Ilias II, 553.

***) When we our betters see bearing our woes
We scarcely think our miseries, our foes.
Shakespeare: King Lear.

Die Stimmung der jungen Geister war die rosigste von der Welt. Noch befanden sie sich ja alle in jenem beglückten Stadium des Daseins, in dem ein jeglicher sich wie ein titanischer Atlas vorkommt, der das ganze Weltall auf seinen urkräftigen Geistesschultern leichten Mutes forttragen kann. Ihr faustischer Witz sprudelte in unversieglicher Macht. Alles wurde vor das Richtbeil des Gedankens gebracht — und wahrlich blutwenig blieb in Kunst und Wissenschaft von der Hinrichtung verschont.

Endlich rief von Sickingen ungeduldig aus:

— Aber wo in aller Welt mag Wittig denn heute stecken?

— Diese Frage könnten Sie sich wohl sehr gut selbst beantworten, antwortete Freimann lachend. Wissen Sie denn nicht, daß heute abend Symphoniekonzert ist? Da schwelgt Freund Wittig wieder einmal in A-dur-Genüssen.

— Ich wünschte, ich besäße seinen unverwüstlichen Enthusiasmus, sagte Vulpius mit einem Anhauche von Wehmut. Wenn ich den Tag hindurch Musik getrieben habe, dann mag ich des Abends keine Töne mehr.

— Da müssen Sie sich Wittigs Musikmagen anschaffen, bemerkte Honrath ironisch. Die musikdurchwürzte Tageszeit macht ihn erst recht für symphonische Freuden empfänglich.

— Bei mir freilich, entgegnete Vulpius, ist die Zeit längst verschollen, in der ich für meine Kunst alles hinzuopfern bereit war. Wie der Mensch nun einmal so gern geneigt ist, sich vor seinem eigensten Gewissen rein zu baden: so suchte auch ich manch empordringenden Mahnruf des vernehmlich flüsternden Gewissens durch den stillen Gegenruf zu betäuben, daß heutzutage dem ganzen Zeitgeiste nach, der ja mit materiellen Molekülen übermäßig durchschwängert ist, eine reine, völlig uneigennützige Aufopferung für die Kunst zur Unmöglichkeit geworden ist. — Und so begleitete ich anfangs diese beispiellose Aufopferungsfreudigkeit unseres Freun-

des Wittig mit argwöhnischen Blicken. Ich glaubte, meine eigene Schwachheit gerechtfertigt zu sehen, wenn ich seinen Bestrebungen die Eigenschaften der Affektation, der Eitelkeit, Selbstgefälligkeit und Originalitätssucht beilegte. Wenigstens dichtete ich ihm gern derartige Dinge an. — Allein meine gegenwärtig feste Überzeugung von dieser durchaus ungekünstelten Musiklust, in der er am liebsten die ganze Musik, den Beethoven obenan, verschlingen möchte, hat nicht verfehlt, mich zum ruhigen, objektiven Beschauen meines Innern anzuspornen. Und auch Ihnen gestehe ich's offen, wie ich es ihm selbst einmal freudig bekannt habe: sein musterhaftes Beispiel reinen Künstlerwallens hat veredelnd auf mich selbst zurückgewirkt.

— Und wenn Sie mit ihm darüber reden, sagte der Leutnant, so beweist er's Ihnen haarscharf, daß er diese Ausdauer hauptsächlich dem unausgesetzten Studium Beethovens verdanke. — Doch endlich kommt er an, freudestrahlenden Angesichts.

Edgar näherte sich in freudiger Hast den Freunden. Nach den üblichen Begrüßungsformeln und Einleitungsfragen, die er heiter gelaunt beantwortete, nahm er seinen Platz neben Freimann ein.

— Wie haben Sie sich denn im Konzert erbaut? fragte Honrath.

— Im ganzen überaus schön, lautete die Antwort. Verhieß ja das heutige Programm von Beethoven nicht weniger als die A-dur-Symphonie, das Septuor und die übermächtige Leonoren-Ouverture, die große dritte. Und doch habe ich meine Augen vergebens angestrengt, einen von Ihnen zu erspähen. Sie sind mir eine saubere Beethovengesellschaft. Aber über die Temponahme beim zweiten Satze der Symphonie mußte ich mich wieder einmal weidlich ärgern. Die Herren Kapellmeister bedenken oder wissen es nicht, daß dieser Satz ursprünglich mit „Andante“ bezeichnet war. Erst bei der Heraus-

gabe der Symphonie kam die Bezeichnung „Allegretto“ zum Vorschein. Weil aber dadurch vielfache Mißverständnisse zum Nachteile des Charakters dieses phänomenalen Satzes hervorgerufen wurden, empfahl späterhin Beethoven selbst wieder die erste Benennung „Andante“. So ist es in Schindlers Beethovenbiographie zu lesen, ist auch durchaus kein Grund vorhanden, an der Wahrhaftigkeit dieser Mitteilung zu zweifeln. Und der Satz muß seiner ganzen Idee nach in feierlich gemessenem Kothurnengange einherschreiten. Sind Sie nicht auch dieser Meinung, Vulpius?

— Gewiß, das scheint mir ganz fest zu stehen, antwortete dieser. Doch nun eine andere Frage, die mir am Herzen liegt. Wie wurde denn Schlackes kleine Komposition aufgenommen?

— Sie wurde nach Verdienst kühl zu Grabe getragen; versetzte Edgar. Wozu komponiert denn auch solch ein musiklosér Mensch? Von innerem Schaffensdrange kann ja bei diesem keine Rede sein. Wie ich höre, hat sich dieser Mensch, der ja überhaupt das inkarnierte Strebertum in der Musik darstellt, nunmehr der sogenannten Musik-Pädagogik ergeben, womit ja am nachdrücklichsten und ungestraftesten Dunst und Nebel zu verbreiten ist. Mit seinem Klavierspiel steht es ja erbärmlich genug, schier unglaublich. Denn, ob ihr's glauben wollt oder nicht, das bleibt wahr: Laßt euch von Monsieur Schlacke die kleinste der kleinen Sonatinen von Clementi oder Kuhlau vorspielen — er wird kläglich bestehen und in jedem kleinsten Satze mindestens zehn Mal stecken bleiben. Aber er ist ein großer „honourable“ Musikpädagoge, der meisterhaft befähigt ist, allen ihm anvertrauten Zöglingen jede Spur von Musik herauszubringen, kurz und gut: die Zöglinge im eigentlichen Sinne musiklos zu machen.

— Das mögen die Götter wissen! fiel Freimann mit seiner markigen Stimme ein. Wenn ich an den Klavierlehrer Schlacke, namentlich an sein höchst stümperhaftes Klavierspiel

denke, da wird mir's greulich schlimm zumute, und immer wieder fällt mir dabei der griechische Musiker Lampros ein, der einen Klagegesang (einen Threnos) auf Kibitze komponiert hat. Ein alter hellenischer Komödiendichter gibt ihm denn auch folgende Ehrentitel: der klägliche Virtuose, das Gerippe der Musen, das Fieber der Nachtigallen, das Klagelied der Hölle.

Ein schallendes Bravo erfolgte auf diese beißende Parallele.

— Wenn dieser Schlacke, nahm Honrath das Wort, nur nicht die verkörperte Anmaßung und Reklame-Wut wäre, dann ginge es noch. Glaubt der wahrhaftig, weil er, just so wie sein Kollege Hornmann, ein paar Sächelchen aus Floskeln wohlbekannter Meisterwerke elendiglich zusammengestoppelt hat, er hätte die ganze Klavier- und Musikweisheit gegessen. Über das gerippenhafte Aussehen wollte ich mich ja leicht hinwegsetzen, wenn nur sein Inneres einen reinen Ton anschlagen könnte. Jetzt hat er sich übrigens mit Vehemenz auf die Ordensjagd gestürzt. — Es ist vielleicht keine Fabel, wenn erzählt wird, der hochgeschätzte griechische Liebesdichter Philetas wäre so schwächlich, so luftkörperlich von Gestalt gewesen, daß er Bleistücke in den Schuhen tragen mußte, um nicht vom Winde fortgeweht zu werden. Aber er war ein tiefempfindender, nachtigallenartiger Sänger. — Also schwindsüchtiges Aussehen verschlägt nichts. Bei Schlacke jedoch ist es die seelische Gemeinheit und Verworfenheit, die seiner äußeren Häßlichkeit erst den Stempel aufdrücken. Und damit wollen wir den jämmerlichen Schlacke mit dem Kainszeichen in dem höchst unedlen Gesicht ein für allemal ad acta legen.

— Diese Bleigeschichte ist fürwahr höchst schnurrig, sagte von Sickingen; die muß ich mir ad notam nehmen, damit meine Braut sie erfährt.

— A propos! — fiel Edgar lebhaft ein, wie geht es denn Ihrer liebenswürdigen Emma?

— Vortrefflich. Sie ist übrigens nicht wenig verwundert, daß Sie auch ihr gegenüber stets der seltene Vogel bleiben; meine Schwiegereltern tun desgleichen.

— Lieber Sickingen, entschuldigen Sie mich, so gut Sie können. Ich habe den herzlichsten Willen, hinzugehen, aber leider gar zu wenig Zeit. Gibt es denn sonst nichts Neues bei Ihrer Braut?

— Dahinter, antwortete der Gefragte, steckt doch wohl nur der geheime, tiefe Sinn, ob Fräulein Anthemia Palleukos nichts von sich hören läßt! Sie müssen's nämlich alle wissen, meine Herren, daß Freund Wittig mir unsterblich verliebt vorkommt. Freilich, sein Geschmack macht seinem Künstlertum alle Ehre. Übrigens kann ich Ihnen die frohe Botschaft verkünden, daß Fräulein Anthemia die Athener ganz außergewöhnlich durch ihr künstlerisch vollendetes Klavierspiel begeistert, geradezu hinreißt.

— O, das ist äußerst herrlich! rief Edgar freudig erregt aus.

— Also die schöne Griechin und wunderbare Pianistin hat allen Ernstes Ihr Herz gefangen genommen? fragte Vulpius. Ich dachte immer, Ihr Wesen ginge so ganz in der Musik auf, daß in Ihrem Herzen gar keine Regungen für das schöne Geschlecht mehr auftauchen könnten.

— Er würde ja gar kein Liebesfeuer gefangen haben, bemerkte Honrath, wenn sich nicht zu ihrer bezaubernden Anmut als Hauptreiz für ihn die Eigenheit gesellt hätte, daß sie den Beethoven so wunderbar spielt.

— Und Sie lassen das alles so sorglos heiter über sich ergehen? fragte Freimann.

— Lassen wir das, antwortete Edgar. So viel aber darf ich Ihnen sagen: Wer die echte Heiligkeit der Liebe zwischen Mann und Weib nicht kennt, der vermag auch nicht vollkräftig in das geheimste Liebeswalten der Kunst einzu-

bringen. Freilich soll beim echten Künstler die Muse immer die Obergewalt über alle anderen Liebesgestalten behaupten.

— Das muß wahr sein, bemerkte Freimann. Selbst von Beethoven, dem wunderbarsten Genius der Menschheit, heißt es, daß er sehr häufig verliebt und meistens in hohem Grade von der Liebe ergriffen war.

— Auch Sie, ein Philosoph, halten Beethoven für den bedeutungsvollsten Genius der Menschheit? fragte der Leutnant mit Erstaunen.

— Ganz gewiß, erwiderte voll Zuversicht Freimann. Kein Geist übt eine gleiche Macht auf mein ganzes Ich aus. Dieser eine Beethoven steht bei mir höher als Homer, Pindar, Äschylos, Sophokles, höher als alle Dichter, Philosophen und Künstler des Altertums; er erfaßt noch tiefer als die Großen Italiens, Frankreichs, Spaniens und Englands, selbst als der göttliche Raphael und als die Gewaltigen Dante, Michel Angelo und Shakespeare: ja! er steht mir auch höher als unsere eigenen größesten Denker, Musiker, Dichter und bildenden Künstler, mögen diese auch die allerglorreichsten Namen tragen.

— Dann sind Sie mein echter Freund! rief Edgar freudestrahlend aus. Dafür muß ich Sie umarmen. Um so mehr entzückt mich's, als eine solche mir völlig sympathische Genieanschauung einem Philosophenkopfe entspringt.

— Und ich erkläre Ihnen, warf Honrath ärgerlich dazwischen, daß Sie dann meinen Shakespeare nicht ordentlich verstehen. Er bleibt der höchste Meister unter allen Sterblichen.

— Lieber Honrath, versetzte Freimann, ich spreche dergleichen meiner eigensten Empfindung und Überzeugung gemäß aus. Auf mich, wie erst recht auf Wittig, wirkt nun einmal kein Genius so nachhaltig, so unwiderstehlich zum Guten hin, wie dieser eine, einzige Beethoven. Ihn allein verehre ich absolut.

— Ich kann Beethoven durchaus nicht absolut verehren, platzte jetzt Vulpius heraus, weil sein Charakterwesen mir keineswegs die gleiche Höhe wie sein Schaffen behauptet.

— Wie! rief Edgar unmutig aus, Beethovens Lebensart stände nicht auf gleicher Höhe des Menschentums, wie seine schöpferische Kraft! So spricht ein Musiker?

— Das können Sie nicht aufrecht halten, bester Vulpius, sagte auch Honrath. Der Charakter Beethovens ist groß, wie seine Tonschöpfung, obgleich er mir in manchen Punkten des Lebens zu weit gegangen zu sein scheint.

— Das finde ich auch, stimmte von Sickingen bei.

— Auch ich teile Honraths Ansicht, bemerkte Freimann.

— Dann verkünde ich's Ihnen, meine Herren, rief Edgar emphatisch aus, daß Sie samt und sonders die Lebenshoheit dieses mächtigen Geistes nicht vollkommen würdigen. Ich kann es Ihnen zur Klarheit bringen, daß unter allen schöpferischen Geistern auch als ethischer Mensch sich keiner so der Vollkommenheit genähert hat, wie dieser eine Beethoven.

— Darauf wäre ich doch äußerst begierig, sagte Vulpius. Wer mir das zur Klarheit bringt — magnus mihi erit Apollo!

— Wohlan denn! fuhr Edgar fort. Lassen Sie unser Beisammensein von diesem Momente an ein Symposion zu Ehren Beethovens werden. Alle sollen Gelegenheit nehmen, das vorzutragen, was sie an Beethovens Charakter etwa zu tadeln haben: ich übernehme die volle Anwaltschaft.

— Angenommen! rief Vulpius. Ich beginne unerschrocken mein Rügelied. — Mir bleibt es in Wahrheit rätselhaft, wie ein Tondichter, dem das Gewaltige, wie das Zarte in so überreichem Maße zu Gebote stand, im Leben selbst so häufig einen großen Mangel an Zartheit, an Feinheit zur Schau tragen konnte. Beethoven war äußerst schroff, roh, grob gegen seine Umgebung, übermütig, tyrannisch gegen

solche, die unter ihm standen — und vieles andere noch. Soll ich das vielleicht loben?

— Sie haben da in einem Atem viele gewichtige Beschuldigungen auf Beethovens Haupt gewälzt, erwiderte Edgar in fester Ruhe. Sie sehen, daß ich dadurch nicht außer Fassung gerate; denn derartige Vorwürfe sind mir leider nicht neu! Man begegnet ihnen gerade unter Musikern am häufigsten. Ich bekenne Ihnen freudig, daß ich nicht allein die Musik liebe, sondern auch die Musiker. Diese ganze Menschengesellschaft erweckt meine Teilnahme in hohem Maße. Und es schmerzt mich tief, daß ich gerade in diesem Stande so viele treffe, denen ebenso das heilige Wesen ihrer Kunst an sich, wie die hohe Sendung Beethovens völlig unbegriffen dasteht. Sie sind mir doch der Besten einer, Freund Vulpius, und auch Sie stecken im tiefsten Irrwahn über das eigentliche, hohe Wesen Beethovens. Weshalb wohl? Weil auch Sie wahrscheinlich Ihre Ansichten über des Meisters Charakter mehr aus der traditionellen Erbschaft schöpfen, wie sie sich unter den Musikern leider eingebürgert hat, als aus dem emsigen Studium der vielen Quellen, die vom Seelenleben dieses Geistes erzählen.

— Das trifft bei mir nur teilweise zu, verteidigte sich Vulpius. Ich kenne das Leben Beethovens leidlich gut nach den gangbaren Quellen. Ich habe gefunden, daß die meisten Biographen die von mir erwähnten Anklageobjekte fast unisono vorbringen, am wenigsten freilich Anton Schindler.

— Aber gerade dieser, der lebensvolle Zeuge des Strebens und Leidens unseres Meisters — versetzte Edgar —, hat im wesentlichen die singulare Großartigkeit des Beethovenschen Charakters richtig erkannt. Entschiedene Klarheit können wir Nachgeborenen jedoch erst gewinnen, wenn wir uns mit ganzer Liebe, von ganzem Herzen in die Eigenheit seines Wesens versenken. Dieses Studium gelingt am besten an der Urquelle selbst.

— Was verstehen Sie denn hier unter Urquelle? fragte von Sickingen.

— Darunter verstehe ich die Dokumente, die uns der Meister selbst über seinen Charakter hinterlassen hat. Dazu gehören in erster Linie seine Briefe und Tagebuchnotizen. Aus ihnen kann man sich die Hauptideen zusammensuchen, die Beethovens Weltansicht bedingen. Unser Meister war im ganzen wortkarger Natur; aber gerade darum haben die hie und da auftauchenden allgemeinen Sentenzen die höchste Bedeutung für die Erkenntnis seines Charakters. An uns liegt es dann, derartige Charakterideen nach allen Seiten hin zu zergliedern und die logisch-ethischen Ergebnisse daraus zu ziehen.

— Ich begreife aber noch gar nicht, wo das hinaus will, sagte Honrath —, die Anklagen unseres Freundes Vulpius sind damit doch keineswegs widerlegt.

— Geduld, Geduld, lieber Honrath! Sie sollen gleich befriedigt werden. Noch eine Frage, Freund Vulpius. Kennen Sie die Briefe des Meisters an seine Freunde und Freundinnen?

— Nur insoweit, antwortete dieser, als die bekanntesten Biographieen Bruchstücke enthalten.

— O dann, sprach Edgar, wundere ich mich freilich noch weniger, daß sich verkehrte Anschauungen in Ihnen festsetzen. Denn da gemeinhin alle, die über Beethovens Charakter reden, entweder gar keine oder nur eine oberflächliche Kenntnis von seinem Briefwechsel, von seinen Tagebüchern und Konversationsheften besitzen, vererben sie in leichtfertiger Weise die Vorurteile, die nun einmal über diesen Charakter im Schwange sind, so weiter fort. Einigermaßen entschuldige ich Sie: denn die Briefe Beethovens, die wir dem Sammelfleiße L. Nohls verdanken, sind erst vor kurzer Zeit in zwei Bänden veröffentlicht worden. — Hören Sie mich denn also aufmerksam an. Ich versuche es nunmehr, indem

ich mich in allem Hauptsächlichen auf Beethovens eigene Aussprüche stütze, Ihnen das Wesen seines Charakters auseinanderzusetzen.

Das Urwesen Beethovens besteht in vollkommener Gerechtigkeit, Wahrheit, Freiheit und Religiosität — Tugendformen, die alle bei ihm von der höchsten Menschenliebe umstrahlt waren. All diese hohen Menschentugenden hat der Meister mit eiserner Willenskraft, Ausdauer und tapferer Überzeugungstreue trotz aller Leiden durch sein ganzes Leben verpflanzt.

— Ich bitte um Beweise aus dem Urquell, sagte von Sickingen, damit wir einmal völlig überzeugt werden, oder anders auf unserer Meinung beharren dürfen.

— Beunruhigen Sie sich nicht unnötig, teurer Freund, ich lasse Ihnen nichts unbewiesen. — Beethoven gehörte zu der auserlesenen Geisterschar, für die es als die wesentlichste Aufgabe des Menschen gilt, daß er sein ihm vom Weltenschöpfer verliehenes Menschentum fort und fort läutern müsse, um dieses immer mehr des Gottesfunkens würdig zu machen, der in jeder Menschenbrust verborgen ist. So — um ein Quellenbeispiel zu geben — schreibt der Meister in seinem dreißigsten Lebensjahre aus Wien an seinen Freund, den Professor und Medizinalrat Dr. Wegeler in Bonn, dieses herrliche Wort: „So viel will ich Euch sagen, daß Ihr mich recht groß wiedersehen werdet; nicht als Künstler sollt Ihr mich größer, sondern auch als Mensch sollt Ihr mich besser und vollkommener finden, und ist dann der Wohlstand etwas besser in unserem Vaterlande, dann soll meine Kunst sich nur zum Besten der Armen zeigen. O glücklicher Augenblick, wie glücklich halte ich mich, daß ich dich herbeischaffen, dich selbst schaffen kann.“ —

— Das ist in Wahrheit schön! rief Freimann aus. Hierin offenbart sich also das doppelte Bestreben des Meisters

recht deutlich. Auch spricht es mit glänzender Beredsamkeit von seinem edlen Herzen und von seiner Vaterlandsliebe.

— Und diese Einheit der Ideen in Kunst und Leben, erklärte Edgar weiter, schwebte dem Meister schon recht frühzeitig als Ideal vor. Als sechsundzwanzigjähriger Mann schrieb er seinem Freunde Lenz von Breuning die Schillerschen Verse ins Stammbuch:

„Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz.
Sie beide gehören für einander."

Die innige Harmonie von Wahrheit und Schönheit war also das unverrückte Ziel dieses unvergleichlichen Mannes von der Zeit der beginnenden Geistesreife bis an sein Lebensende.

— Aber damit werden die Verkehrssünden Beethovens immer noch nicht vertilgt, bemerkte Vulpius. Wie wollen Sie das Übermaß des Beethovenschen Selbstbewußtseins verteidigen, aus dem allein seine ganze Schroffheit, sein herrisches Wesen entsprang?

— Was man doch immer vom vermeintlichen Übermaß des Beethovenschen Selbstbewußtseins redet, erwiderte Edgar, während eben dieser Meister in schönster Weise nur das Selbstbewußtsein vertritt, das auf der bedingten — das heißt potenziellen — Naturgleichheit aller vor allen beruht. Wie wenig kennen Sie doch Beethovens die Tiefen und Höhen der Welt wie im Fluge berührenden Gerechtigkeitssinnes! Das Geheimnis dieses Sinnes wurzelt in seinem ewig denkwürdigen Ausspruch: „Demut des Menschen gegen den Menschen — sie schmerzt mich."

— Das ist ein Beethovenscher Ausspruch? fragten voll Verwunderung Honrath und Freimann zugleich.

— Freilich, antwortete Edgar. Das ist indes nur der interessanteste, rätselvollste Teil eines Gedankenganges, der im ganzen so lautet: „Demut des Menschen gegen den Menschen

sie schmerzt mich, und wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist der, den man den Größten nennt? und doch — ist wieder hierin das Göttliche des Menschen.“ Sie finden diese doch wahrlich nichts weniger als Hochmut atmenden Worte in dem berühmten Liebesbriefe an die „unsterbliche Geliebte“. —

— Damit fallen mir selbst Schuppen von den Augen, sagte auch Vulpius. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Mann, wie Beethoven, Schmerz empfinden könnte, wenn sich ihm die Menschen in Demut nahten.

— Hab ich's nicht vorausgewußt, rief Edgar triumphierend aus, daß Sie das wirkliche Wesen dieses ureigenen Geistes verkennen? Durch jenes tiefsinnige Wort, dessen Geist sich in seinem ganzen Wesen abspiegelt, hat es denn Beethoven auch offenbar gemacht, wie sich die unsterbliche Majestät des Geistes von der rein äußerlichen irdischen Majestät unterscheidet. Jene durchdringt den Schleier vergänglicher Befangenheit, wird sich der eigenen Ohnmacht im Hinblick aufs Weltganze bewußt und wird schmerzlich betroffen, wenn sich ihr, der selbst hülfsbedürftigen Erdengestalt, die Wesen in Demut beugen; die irdische Majestät hingegen, der gemeinhin ein solcher Gedankenflug fern liegt, findet zumeist ein natürliches Wohlgefallen daran, alles zu ihren Füßen zu erblicken.

— Vortrefflich, bekräftigte von Sickingen. Danach müssen ja alle Meinungen über Beethovens Hochmut in nichts zerfallen.

— Nun sehe man doch diesen ketzerischen Jünger des Mars! sagte Freimann. Wenn man in oberen Kreisen Ihr Behagen an so echten Freiheitsideen wahrnimmt, dann dürfte es um Ihre militärische Laufbahn geschehen sein.

— Darum würde ich mich wenig grämen, versetzte Sickingen, denn in keinem Stande der Welt muß man oft so unwürdige Sklaverei üben, wie in dem meinigen. Der Soldat muß die Demütigung und Untertänigkeit bis zur Hefe

trinken, nicht nur im wirklichen Dienste, sondern auch da, wo andere ihre freien Herren sind. Und dann beständig von diesem Moderduft der Beschränktheit umgeben zu sein, das halte ich nicht aus. —

— Bravo! fiel Edgar ein. Das ist recht; ein echter Beethovener muß ein freier Mann sein. Übrigens hat Beethoven selbst in diesem Sinne sein lapidares Urteil über den Soldatenstand abgegeben. Einmal ging Beethoven, als er seine letzte Lebenswohnung im Schwarzspanier-Hause inne hatte, mit seiner verehrten Familie von Breuning spazieren. Man machte eine Fußpartie nach Schönbrunn. Der kleine „Ariel“ Beethovens, Gerhard v. Breuning, war auch von der Partie und hat es uns überliefert. Da ging just ein Infanteriesoldat an ihnen vorüber. Und alsogleich rief Beethoven sarkastisch aus: „Ein Sklave, der um tägliche fünf Kreuzer seine Freiheit verkauft hat.“

Sickingen und alle andern lachten hier hell auf.

Nun, Freimann — nahm Edgar, als Ruhe eingetreten war, wieder das Wort, Sie starren ja so unaufhaltsam vor sich hin, was soll's da geben?

— Bei allen guten Geistern! antwortete der aus tiefem Nachsinnen Aufgerüttelte, jener Beethovensche Demuts-Ausspruch ist einer von den verwetterten Gedanken, die es einem antun, ohne daß man sich so ohne weiteres des Kausalnexus bewußt wird, — man kommt nicht los davon. Ich sehe es schon kommen, Freund Wittig macht uns nach und nach noch alle zu echten Epopten in Beethoven.

— Bravo, Bravissimo! sagte Edgar und lachte herzlich dabei. — Doch nun lassen Sie mich in altgewohntem Ernste noch einige weiteren Folgerungen aus Beethovens Gerechtigkeitsliebe ziehen. Beethoven war nicht nur ganz von der Idee durchdrungen, daß alle Menschen von Natur gleichberechtigt sind, daß demnach allein die Fähigkeiten des Geistes und der Seele das Entscheidende sein müßten: vielmehr war

es auch sein schweres, heißes Bemühen, diese Idee, soweit es in seiner Macht lag, während seines ganzen Lebens zu energischer Geltung zu bringen. Theoretisch, meine Freunde, besitzen wir die erhabensten Ideen, wahre Musterwelten: aber die allerwenigsten Sterblichen besitzen die sittliche Kraft, die wahrheitsvollen Gedanken in die Praxis hinüberzuleiten. Tritt dann einmal ein solcher Mensch mit der Vollkraft seiner Ideenherrlichkeit ins Leben, weicht er keinen Schritt vom Pfade der männlichsten Tugenden ab, — gleich wird die Welt bereit sein, ihn, der sich dem althergebrachten Lebensschlendrian bewußt entgegenstemmt, für einen Sonderling oder gar für einen Toren zu erklären. Ja, es steht mit der Menschheit der Gegenwart noch just so, wie in vergangenen Zeiten, daß sie eine jegliche Individualität, die im höchsten, heiligsten Sinne des Wortes Mensch sein will, für unzurechnungsfähig oder gar für wahnsinnig erklärt. Wer aber einmal unbeirrt für seine innersten Heiligtümer leidet, der hat bewußt oder unbewußt am Welt- oder Christkreuze seinen Anteil, welcher religiösen Genossenschaft er im übrigen auch angehören mag.

— Es muß aber alles Maß und Ziel haben, eiferte Vulpius. Das Gewohnheitsrecht läßt sich nicht mit einem Male über den Haufen werfen.

— Beethovens Mitwelt, sprach Edgar dagegen, will ich auch dafür nicht weiter verantwortlich machen: aber an uns liegt es, eingewurzelte Vorurteile über diesen Meister gänzlich abzustreifen. Man nennt ihn grob. Freilich erscheint es vielen als Grobheit, wenn ihnen in unverfärbter Rede eitel Wahrheit gepredigt wird. Freilich finden es die Vertreter verrotteter Vorrechte schroff und ungebührlich, wenn ein Mensch, um gerecht zu sein, sie wie alle anderen behandelt, lediglich wie es ihrem individuellen Verdienste angemessen war. Und freilich galt unserem Beethoven die hochgeborene Dummheit nichts, wie sie auch keinem echten Menschen etwas gelten soll. — Wenn man aber andererseits noch nicht auf-

hört, von der hochmütigen Handlungsweise dieses Meisters gegen niedriger Stehende zu fabeln, dann muß man um so unwilliger werden, als nicht allein Beethovensche Aussprüche, sondern auch mannigfache Tatsachen dagegen zeugen.

— Sie ereifern sich, lieber Wittig, bemerkte Freimann. Ich befinde mich ja fast völlig im Einverständnisse mit Ihnen; hoffentlich mache ich heute noch Ihre Ansicht von diesen Dingen ganz zur meinigen. Aber was für Tatsachen haben Sie denn dabei im Sinne?

— Selbstredend tatsächliche Vorgänge aus Beethovens Leben. Es ist bekannt, daß der Meister sehr häufig die Wohnung wechselte, oft aus höchst eigentümlichen Gründen. Nun, aus seiner Sommerwohnung in Hetzendorf bei Wien im Jahre 1823 vertrieben ihn allein die tiefen Komplimente des Barons von Pronay. Diese menschliche Demut gegen einen Mitmenschen schmerzte ja gerade den unsterblichen Meister. Wie will Ihre Ansicht davor bestehen, Freund Vulpius?

— Ich begreife wahrlich nicht, antwortete dieser, wie Männer mit gutem Namensklange in der Musikwelt, nachdem sie derartige Lebenszüge zur Kenntnis genommen hatten, uns so schiefe Urteile über diesen Meister vorführen können.

— Wenn diese Männer, meinte Honrath, auch einen guten Namen in der Kunstwelt tragen, sie werden sich nimmer den Rang seelengroßer Menschen erwerben. Kennen Sie noch andere so eigentümliche Züge aus dem Leben des donnerfrohen Meisters?

— Ich beeile mich, Honraths Wunsch zu erfüllen, sagte Edgar, indem ich hinsichtlich der Demut und ihres Kehrbildes noch einige Tatsachen aus Beethovens Leben anführe. Gerade diejenigen Menschen, die unserem Meister in schüchternster Demut naheten, fanden höchst unliebsame Aufnahme bei ihm. Schindler berichtet uns andererseits anziehende Einzelheiten über die Art, wie der dazumal junge Maler Schimon sein vortreffliches Ölgemälde vom Meister entwarf und dann aus-

führte. Just das freie, offene, naturwüchsige Wesen des jungen Künstlers, sein fesselloses Benehmen lenkte Beethovens Aufmerksamkeit auf ihn hin. Wie sehr dann bald der junge Mann gefiel, erhellt aus dem Umstande, daß er nach einiger Zeit vom Meister zum Kaffee eingeladen wurde — eine ganz besondere Ehre! — Diese Kaffeezeiten mußte übrigens der Maler benutzen, um das ebenso wunderbare als ganz eigenartige Auge des Meisters wiederzugeben. Die Einladungen wiederholten sich zu gegenseitiger Zufriedenheit, bis das Bild ganz vollendet war. — Noch mehr behagte dem Meister das frische, ungebundene Wesen des Münchener Malers Stieler, der ihn sogar zu vielen zeitspieligen Sitzungen zu bewegen wußte. Und in Wirklichkeit sind die Beethovenbildnisse von Stieler und Schimon die wohlgelungensten von allen.

— Muß ich nun auch einsehen, sagte Vulpius mit etwas resignierter Stimme, daß es Beethoven übel vermerkte, wenn sich ihm jemand gar zu demutsvoll geberdete — muß ich demnach auch Lobes Beethovenfeindliche Äußerungen, zum Beispiel, daß der Meister „diejenigen, welche bürgerlich ihm gleich oder gar unter ihm standen, tyrannisierte", für bodenlos verkehrt halten: so sollte ich doch meinen, es käme den Sterblichen zu, gegen die höchsten Würdenträger des Staates und noch mehr gegen die Herrscher eines Landes und deren Angehörige eine gewisse ehrfurchtsvolle Demut zu beobachten, Beethoven aber behandelte alle wie seinesgleichen, selbst fürstliche Häupter.

— Ich sehe, versetzte Edgar, daß aus Ihnen immer noch Lobesche Ideen reden, wie sie in dessen „Konsonanzen und Dissonanzen", in den „musikalischen Briefen eines Wohlbekannten" und in vielen weitverbreiteten Journalartikeln unseligerweise zu finden sind. — Doch ich schicke mich an, Ihrem neuen Einwande zu begegnen. — Also gegen die Regenten der Staaten sollte sich ein Mensch von der Hoheit eines Beethoven zur Demut veranlaßt fühlen? Ich kann's nicht fassen, und — was das Komische an der Sache ist —

Beethoven war eigentlich sehr oft tief demütig gegen fürstliche Häupter, oft untertäniger, als man es ihm zutrauen und als man es an ihm gern sehen sollte. — Beethoven ging — das sei zunächst hervorgehoben — wie alle geistesfreien Männer von der wohlberechtigten Anschauung aus, daß wir alle lediglich Angehörige des Staatsganzen und nicht Untertanen eines Herrschers sind. Jeder muß sich den Gesetzen des Staates, wie sie einmal feststehen, unterordnen — und je sittlicher der Mensch ist, desto bereitwilliger fügt er sich der Staatsordnung, ohne sich dabei jemals seines auf denselben Gesetzen beruhenden Reformierungsrechtes zu begeben: aber niemals gehorcht er aus freiem Antriebe den obersten Staatsdienern als solchen, er gehorcht dem Ganzen, der Heiligkeit des Gesetzes, das durch Einzelwesen mit repräsentiert wird, nie der einzelnen Persönlichkeit selbst. Viele Potentaten — so lehrt die Geschichte — waren verachtenswerte Geschöpfe. Wie soll da ein charakterstarker Mensch vor einem Fürsten, den er aus tiefstem Grunde verachten muß, in Demut erscheinen; er wäre dann ja nur ein Heuchler. Denke ich mir nun einen wahrhaft verehrungswürdigen Regenten — und selbst die besten Regenten kennen im Grunde der Seele nur ihre dynastischen Interessen —, müßte sich denn so ohne weiteres die Verehrung echter reiner Menschen da in der Demut gegen das Oberhaupt kundgeben? Wie sollte wohl ein wahres Manneshertz so ganz allgemein von Demut gegen einen Nebenmenschen beseelt sein, da doch in seinem Geiste die Ansicht feststehen muß, daß jeder Mensch von Natur die potenziale Berechtigung besitzt, kraft seiner Talente, Fähigkeiten, seiner Geistes- und Seelenstärke den höchsten Staatsrang einzunehmen — wie es ja die freien Staaten alter und neuer Zeit so erhebend lehren! Das darf freilich nie die Hochachtung, die Verehrung vor dem geistig oder sittlich höher Stehenden ausschließen oder verkümmern. — Beethoven war freilich kein systematisch geschulter Denker: aber das tief in

ihm wurzelnde Gerechtigkeitsgefühl trieb blitzartig zu Zeiten wahre Wunder von Weltweisheit aus seinem Geistesschachte hervor. Von diesem Gesichtspunkte aus sind alle bekannten Züge seiner vermeintlichen Schroffheit zu beleuchten.

— Im ganzen, bemerkte Freimann dazu, teile ich Ihre Ansicht, wie ich denn auch glaube, daß eine derartige Freiheitsidee sich in einer Republik freier Geister wohl durchführen läßt: allein die Monarchie umglänzt ein geheimnisvoller Glorienschein, der wie alles von Gottes Gnaden nun einmal die Demut an sich bannt.

— Die Idee der Freiheit, entgegnete Edgar, kann sich doch wohl, wenn auch schwer, in Vollkommenheit mit der Idee der Monarchie vertragen.

Ein leuchtendes Wort Jesu gilt mir gewissermaßen als Offenbarungsschlüssel zur Lösung all derartiger Verhältnisse. Im Evangelium Marci (2, 27) ist also zu lesen: „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen.“*) Daraus läßt sich sehr einfach die praktische Anwendung auf Regierungen und Staatsoberhäupter machen. So wie es viele gegeben hat und noch gibt, die den Sabbath als eine Art Phantom oder Fetisch verehren, so geschieht es bei vielen mit den Regierungen und mit den Staatsoberhäuptern: Diese gelten solchen gewissermaßen als etwas, das ganz um seiner selbst willen vorhanden zu sein scheint.

Doch das Volksganze ist nicht um der jeweiligen Regierung willen, oder um des jeweiligen Herrschers willen da: sondern die Regierung, der jeweilige Potentat ist um des Volkes willen da. Und gerade von diesem sittlich religiösen Standpunkte aus möchte ich des weiteren behaupten, daß auch in einer Monarchie der wahrhaftige Mensch ohne allen

---

*) τὸ σάββατον διὰ τὸν ἄνθρωπον ἐγένετο, καὶ οὐχ ὁ ἄνθρωπος διὰ τὸ σάββατον.

Demutsschein die Staffeln zum Höchsten erklimmen kann, wenn er sich eine hohe Kunst zu eigen gemacht hat: die unschätzbare Kunst des Entbehrens. — Was heißt denn überhaupt Demut? Die Demut bedeutet in ihrem Grundkerne nichts anderes als eine Selbsterkenntnis von unserer Nichtigkeit und Hinfälligkeit. Erschaut der wahrhaftige Mensch an anderen Vorzüge des Geistes oder des Herzens, die er selbst nicht besitzt, so wird ihm dieses Erkennen eine gewisse Ehrfurcht oder Scheu vor diesen anderen einflößen; er wird sich ihrem höheren Wesen gern und willig beugen. — Im Allbewußtsein der Menschheit thront es fest und klar, daß die Seelenreinheit die Geistesstärke noch überragt. So ist der beste Mensch zugleich der weiseste und in Wahrheit der Gott seiner Welt. — So ist es auch zu verstehen, daß selbst große Geister ihre Huldigung und Verehrung bereitwillig den Frauen darbringen, weil diese im allgemeinen reineren, edleren Herzens sind als die Männer. Aber wohl jeder Mensch muß einmal im Vergleich zu anderen seine Schranke nach der Seite des Geistes, oder nach derjenigen des Herzens, oder gar nach beiden Seiten hin wahrnehmen; Grund genug zur Demut für ihn. Und wer's an keinem Mitlebenden erfassen kann, den lenkt seine Besonnenheit auf verklärte Geister hin. Wer seinen Blick nach oben kehrt, der wird sich schnell genug seiner Ohnmacht, Schwachheit, ja seiner Sündhaftigkeit bewußt. Je sittlicher der Mensch wird, desto demütiger wird er in seinem Innern, während sich der pharisäische Mensch gern für ein Musterbild aller Tugend hält. Und treibt es endlich gar einen tiefsinnig sittlichen Geist mit Macht an, die Sünden anderer auf sich zu nehmen, dann gelangt er vollends zur innerlichsten Demut.

— Das hätte ich doch wahrlich nicht gedacht, rief Vulpius in einem Anfluge jovialen Humors aus, daß die Beethovenschen Mysterien Ihnen noch den Sinn für die christlichen Mysterien offen gelassen haben.

— Als Scherz will ich diese Bemerkung wohl hinnehmen, entgegnete Edgar, denn Ihrem Ernste traue ich die Erkenntnis zu, daß die Beethovenschen Mysterien mit denen des Christentums in innigem Zusammenhange stehen, wie ja auch wohl kaum ein anderer Musikgeist in so hohem Maße die innigste Verschwisterung der Musik und der Religion offenbart hat, wie Beethoven. —

Und nun noch einmal die Demutsidee. Die meisten Menschen beweisen schon damit das Falsche ihrer Demut, daß sie sich selbst vor unwerten, unsauberen Menschen demütigen, wenn sie dadurch materielle Vorteile erwarten können. Aber ein sittlich freier Mensch, der mit hoher Kraftanstrengung die Kunst des Entbehrens errungen hat, fühlt auch den Mut und die Stärke in sich, jede Spur von unpassender Demut gegen seine Mitmenschen aus seinem Lebenskreise zu bannen. In diesem Sinne spricht denn auch Schindler das treffende Wort über Beethovens eigenartig freien Charakter aus: „Absolute Freiheit im Tun und Lassen nach jeglicher Seite, wenngleich von Jammern und Wehklagen begleitet, einzig und allein eingeschränkt durch das Sittengesetz — darin bestand die Lebensnorm dieses exzeptionellen Charakters."

Wie sollte also wohl Beethoven, ein Mann riesengroß an Geist und Seele, gegen äußerlich Hochstehende besondere Demut empfinden! Und nimmermehr versagte er den Großen des Reiches, wofern sie nur Adel der Seele oder des Geistes besaßen, seine tiefempfundene Ehrfurcht.

— Gegen wen denn zum Beispiel? fragte der immer noch skeptische Vulpius. Ich habe immer gehört und gelesen, daß Beethoven alle Großen wie seinesgleichen behandelt habe.

— Haben Sie einmal einen Einblick in Beethovens Briefe an seinen hochverehrten Freund und Schüler, den Erzherzog Rudolph von Österreich, getan, die Dr. Ludwig Ritter von Köchel herausgegeben, die dann auch L. Nohl

dem II. Bande seiner Beethovenbriefe einverleibt hat? fragte Edgar.

— Leider nein, lautete die Anwort.

— Nun, fuhr Edgar fort, ich glaube zuversichtlich, daß Sie und jeder andere, der dies einmal unternimmt, sich kopfschüttelnd fragen wird: bin ich's oder bin ich's nicht? Sind das in Wahrheit briefliche Ergüsse des uns überall als Ausbund von Hochmut und Schroffheit beleumundeten Beethoven? Vielmehr wird danach ein Leser, der etwa ein besonderes Maß von Freiheitsstolz besitzt, bekennen müssen: ich finde mit nichten den feuerstolzen Beethoven darin, wohl aber einen ganz demutsvoll ergebenen Menschen. Und all denjenigen, so gegen Beethoven den steten Vorwurf erheben, ihm habe das „Blümlein Demut" gefehlt, wird er zornglühend entgegenhalten: ihr habt entweder keck die Unwahrheit geredet, oder ihr seid inbezug auf Beethovens Charakter bodenlose Ignoranten. In Wirklichkeit atmen alle Briefe Beethovens an den Erzherzog und späteren Kardinal-Erzbischof Rudolph tiefstes Ehrfurchtsgefühl; manche gemahnen entschieden daran, daß auch der unabhängigste aller großen Geister dem Abhängigkeitsfluch seinen Tribut zahlen mußte. — Ich erlaube mir Ihnen zwei Proben aus dieser Korrespondenz mitzuteilen. Ende des Jahres 1818 hatte dieser „erhabene Schüler und Musengünstling", Erzherzog Rudolph, seinem Lehrmeister selbst komponierte Variationen dediziert. Unterm 1. Januar 1819 schreibt nun Beethoven an seinen erzherzöglichen Schüler: „Meinen Dank für diese Überraschung und Gnade, womit ich beehrt worden bin, wage ich weder mündlich noch schriftlich auszudrücken, da ich zu tief stehe, auch wenn ich wollte oder es noch so heiß wünschte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten." Ferner im Jahre 1823: „Unter dem Schatten eines grünenden, herrliche Früchte tragenden Baumes ebenfalls grünen zu dürfen, ist ein Labsal für Menschen, welche das Höhere fühlen und zu denken ver-

mögen. So ist mir auch unter der Ägide Ihrer Kaiserlichen Hoheit."

— Ich bin hoch erstaunt, sagte Vulpius; doch das sind wohl zumeist Briefe aus den späteren Lebensjahren des Meisters. In der Fülle seiner Kraft wird Beethoven wohl nicht so devot geschrieben haben.

— Diese Briefe, belehrte Edgar, beginnen mit dem Jahre 1812, also mit Beethovens 42. Lebensjahre; der Ton tiefster Ergebenheit ist von Anfang bis zu Ende derselbe. — Freilich kann man aufs neue daraus erkennen, wie gefährlich es ist, aus einigen Äußerungen und Zügen aus der „Sturm- und Drangperiode" gleich ein vollständiges Charakterbild entwerfen zu wollen. — Übrigens könnte ich Ihrer Kenntnis noch viele Züge von Beethovens wirklich bescheidenem Gemüte vorlegen; ich erwähne nur noch eine Stelle eines Briefes an seinen Freund den Baron Zmeskall von Domanovecz (vom Juli 1810): „ich bin halb in Schönbrunn, halb hier, jeden Tag kommen neue Nachfragen von Fremden, neue Bekanntschaften, neue Verhältnisse, selbst auch in Rücksicht der Kunst, manchmal möchte ich bald toll werden über meinen unverdienten Ruhm, das Glück sucht mich und ich fürchte mich fast deswegen vor einem neuen Unglück." — Und wie klingt Ihnen denn der folgende Satz aus einem Briefe an die Gräfin Marie von Erdödy (aus dem Jahre 1815): „Von mir nichts, das heißt von nichts nichts?" Ist das so besonders hochmutsvoll?

— Nichts weniger als das, sagten Vulpius und Honrath zugleich. Aber, fügte letzterer hinzu, um so einleuchtender wird es mir, daß es fürwahr die schwierigste Aufgabe des Menschen bleibt, vollkommen wahr und gerecht durchs Leben zu gehen. Und doch muß man es heiß erstreben.

— Aber welch eine ideale Befriedigung — ließ sich Edgar vernehmen —, welche eine heilige Seelenruhe empfindet der Mensch, der sich bewußt ist, unausgesetzt in diesem Sinne

an seinem Geiste, ja an seinem ganzen Menschentum zu arbeiten! Und dann das innere, unvergleichliche Hochgefühl, ein wahres Gottschauen, wenn eine so hohe Stufe der Sittlichkeit errungen ist!

— Jetzt erst, bemerkte von Sickingen, begreife ich den schönen Menschenstolz des Spartanerkönigs Agesilaos, der über den gepriesenen Großkönig der Perser ausruft: „Wie ist jener denn größer als ich, wenn er nicht auch gerechter ist?"*) — Und von demselben Manne führt derselbe Gewährsmann kurz zuvor folgenden Hymnus über die Gerechtigkeit an: bei allen Gelegenheiten habe Agesilaos behauptet, „daß die Gerechtigkeit unter allen Tugenden die erste und vornehmste sei, daß die Tapferkeit ohne Gerechtigkeit gar keinen Nutzen habe, und wenn alle gerecht wären, man die Tapferkeit ganz entbehren könne."**)

— Das ist durchaus richtig, sprach Freimann. Wer die vollkommene Gerechtigkeit, in deren Gefolge die Billigkeit walten muß, auf seine Lebensfahne geschrieben hat und unbeirrt von allerlei hemmenden Einflüssen dieser Fahne folgt, — wer Kraft genug besitzt, geduldig die Leiden zu ertragen, die sich im Gebiete der echten Gerechtigkeit befinden, der muß naturgemäß seine Menschenwürde so angewachsen fühlen, daß er sich jeder äußerlich noch so hoch stehenden Persönlichkeit ebenbürtig erachten muß; nur einem solchen wird er sich im Ernste beugen können, der mit der ganzen Gerechtigkeit und den verwandten männlichen Tugenden eine höhere Geisteskraft verbindet. —

— Sie starrköpfiger Republikaner! rief von Sickingen freundlich neckend aus.

---

*) τί δ'ἐκεῖνος ἐμοῦ μείζων, εἰ μὴ καὶ δικαιότερος
(Plutarchs Agesilaos, Kap. 23.)

**) „Καίτοι τῷ λόγῳ πανταχοῦ τὴν δικαιοσύνην πρωτεύειν τῶν ἀρετῶν· ἀνδρείας γὰρ οὐδὲν ὄφελος εἶναι μὴ παρούσης δικαιοσύνης, εἰ δὲ δίκαιοι πάντες γένοιντο, μηδὲν ἀνδρείας δεήσεσθαι." Plutarchos, l. l.

— Unser Beethoven, erklang's darauf aus Edgars Munde, war ein wahrer Hohepriester der heiligen Gerechtigkeit. Sein ganzes Wesen war so voll von dieser Tugend, daß er ihrer stets, im Leide wie in der Freude, eingedenk blieb. Der leidende Beethoven schreibt (1817): „Ich könnte sehr empfindlich sein, aber der Gerechte muß auch Unrecht leiden können, ohne sich im mindesten vom Rechten zu entfernen. In diesem Sinne werde ich jede Probe bestehen, und man wird mich nicht wanken machen.“ Der mutige Beethoven schreibt (1815 an die Gräfin Erdödy): „Mit Mut gewinnt man allenthalben, wenn er gerecht ist.“ Und der freuden- und hoffnungsvolle Beethoven schreibt (1820 an den Erzherzog Rudolph): „Der Himmel sende alles Gute, Schöne, Heilige, Segensvolle auf J. K. H. herab, mir Ihre Huld — doch nur gebilligt von Gerechtigkeit!“ — Übrigens muß ich unserem Freunde Sickingen, ohne seiner politischen Lebensansicht irgendwie zu nahe treten zu wollen, dennoch frei verkünden: wer aus dem Wesen der Gerechtigkeit die richtigen Folgerungen zieht, muß der Theorie nach notwendig ein Republikaner oder Anhänger einer solchen Monarchie sein, in der die Oberherrlichkeit des Volkes sich sein Haupt wählt, mag dieses nun König, oder Präsident oder sonstwie heißen.

— Wie verhielt sich's denn mit Beethovens Republikanismus?, beeilte sich von Sickingen zu fragen.

— Daß Beethoven, erklärte Edgar, ein entschiedener Anhänger des Freistaatenlebens war, ist uns nun doch gewiß nicht mehr wundersam. Platos „Republik“ war sein Ideal. Es war ein schöner Traum seines Lebens, daß Bonaparte von der Vorsehung bestimmt sei, die platonisch-republikanischen Ideen in die reale Welt zu verpflanzen. Aber die Kaiserkrönung des genialen Korsen vernichtete schnell genug seine rosigen Träume von ewigem Menschenglück und von Menschengleichheit. Der bitterste Groll über den Usurpator

nistete sich in Beethovens Seele. Selbst Napoleons Tod auf Sankt Helena konnte den Meister nicht mit ihm aussöhnen. Er machte die beißende Bemerkung: „Hab' ich's nicht vorausgeahnt?, ich habe ihm längst die Leichenmusik dazu gesetzt." Beethoven meinte damit den Trauermarsch der Sinfonia Eroica. So tief wurzelte die Idee der Freiheit und Gleichheit in Beethoven, daß selbst die höchste Betätigung des Genies ihn mitnichten zu blenden vermochte, während sich doch sonst selbst die größesten Geister Deutschlands nur allzuleicht von dieser Bonapartischen Ruhmessonne berücken ließen. — Ein Beethoven konnte nicht anders als republikanisch denken. Es war ihm einleuchtend, daß die geheime Vorsehung nicht so ungerecht walten konnte, gewissen Einzelwesen die Herrschermacht als ein Geburtsrecht zu verleihen, ein Recht, das ein ganzes Volk wohl gar einem Schwachkopf oder einem Tyrannen willfährig machen —, das die begabtesten Geister einem Unwürdigen unterordnen kann. Ein so ungerechtes Walten kann nicht im Geiste der göttlichen Vorsehung thronen. Hat nun Menschenmacht kraft ihrer Selbstsucht das heilige Urrecht zu Boden geworfen, so muß ein jeder, in dem das Gerechtigkeitsgefühl lebt, eine solche sich forterbende Ungerechtigkeit schmerzlich empfinden und seine ganze Kraft anwenden, der Natur zu ihrem alten heiligen Rechte zu verhelfen, wenn auch erst kommende Geschlechter die glückverheißende Ernte genießen können. Von solchen Empfindungen und Gedanken war Beethovens Geist voll, — ganz so wie sein großer Geistesbruder Jean Jacques Rousseau, der seinen riesenhaften Freiheitsdrang ebenso an Plutarch nährte, wie Beethoven. Hören Sie wenigstens einen Satz hierüber aus Rousseaus „Bekenntnissen": „De ces intéressantes lectures (des Plutarch nämlich), des entretiens qu'elles occasionnaient entre mon père et moi, se forma cet esprit libre et républicain, ce caractère indomptable et fier, impatient de joug et de servitude, qui m'a tourmenté

tout le temps de ma vie dans les situations les moins propres à lui donner l'essor.“ Und nun zu Beethoven zurück. Konnte er auch nicht wähnen, selbst etwas zur Erfüllung seiner politischen Ideale beizutragen, so wollte er doch wenigstens klar dartun, daß es der kräftige Mannesgeist in der Gesellschaft zu allen Zeiten völlig in seiner Gewalt hat, diesen Zug seines Wesens zu betätigen, also durchaus gerecht zu sein. Die eiserne Folgerichtigkeit dieser Idee bei Beethoven hat denn freilich den Schwachköpfen viel Ärgernis bereitet und fährt noch jetzt fort, schwache Gemüter zu beunruhigen. Beethoven fühlte sich durchaus frei und war jedenfalls hochgeborener als alle äußerlich Hochgeborenen; er wußte seine Unabhängigkeit zu bewahren, wie wenige: sollte er sich vor Grafen und Fürsten demütigen, oder sie höflicher behandeln, als seine anderen Mitmenschen, wenn jene nicht besser waren? Damit wäre er ja ungerecht gewesen. Nur in der Form hat es Beethoven hie und da versehen.

— Auch ich, nahm Honrath das Wort, muß hierbei mit Lachen an eine namhafte Schriftstellerin denken, die in ihrer musikalischen Skizze über Beethoven erst vieles von seiner Verachtung des Irdischen erzählt, wofür er stets von bösen Dämonen verfolgt worden sei. Dann heißt es also: „Es gibt nur einen Talisman für diese dunkeln, grausigen Gewalten, nur einen Schutz und Schirm gegen die Macht der Hölle: das Blümlein Demut!“

— Also, meinte Freimann lachend, war Beethovens Seele der Hölle, dem Fürsten Lucifer oder Beelzebub anheimgefallen. Auch nicht übel.

— Was wundern wir uns über diese Ansicht einer Frau, sprach Edgar, seit wir's wissen, daß fast alle Männer aus einer ähnlichen Tonart über unsern Unsterblichen reden. Wir haben — dem Himmel sei's geklagt — so viel schwache, demütig fromme Schafe, daß die freie Entwickelung des

Menschentums immer grauenerregendere Rückschritte macht. Aber gerade die sklavenhafte Demut des Menschen gegen Menschen bleibt die schmachvollste Erniedrigung des Menschengeistes.

— Wenn ich auch — ließ sich Vulpius vernehmen — immer mehr einsehe, daß Demut gegen Menschen oft vom Übel ist, weil dieser Demutsschimmer zumeist ein Ausfluß des Egoismus ist, so müssen Sie doch alle einräumen, daß eines jeden Gemüt Demut empfinden muß, wenn es an seine Ohnmacht gegenüber den geheimnisvollen Mächten der Natur, wenn es an das höchste Urwesen erinnert wird. Hat Beethoven in seinem stolzen Selbstbewußtsein wohl jemals Regungen solcher echten Demut verspürt? Ich bezweifle es.

— Das bezweifeln Sie, ungläubiger Thomas?, fragte Edgar erstaunt. Schafft man eine Pastoralsymphonie, dichtet man eine neunte Symphonie, singt man das hohe Lied der großen, feierlichen Messe, wenn die Seele nicht ganz voll ist von so echten Gefühlen der Demut, wie sie der Mensch der rätselvollen Gottheit gegenüber notwendig haben muß? Das ist ja gerade das Merkmal eines wahrhaft würdevollen, hoheitgebietenden, stolzen, selbstbewußten Charakters, daß er voll echter Bescheidenheit ist. Und gerade weil ein solcher sich in tiefster Demut dem dunklen Weltengeiste naht, weil er erkennt, wie nichtig das ganze Menschengeschlecht vor der Gottesgewalt erscheint, — kann er es nicht dulden, daß ein schwacher Sterblicher sich in eitlem Hochmut über den anderen erhebt, ihn zu unterdrücken bestrebt ist, — eben deswegen wird er die heiße Mühe nicht scheuen, mit dem innigsten Herzblute heroischen Mutes gegen jedwede himmelschreiende Ungerechtigkeit rastlos und unbeirrt anzukämpfen.

— Ich will jetzt keine Bekräftigungen aus Beethovens Tonsprache, sagte Vulpius. Ich weiß, daß Sie nie den Künstler vom Menschen scheiden. Ich möchte Beweise aus des Meisters Wortsprache haben.

— Auch diese, versetzte Edgar, sollen Sie haben, Sie unverbesserlicher Zweifler an Beethovens Reinheit. Zunächst aber möchte ich Ihnen zur abermaligen Illustration des eben Vorgetragenen eine überaus feinsinnige Äußerung eines Franzosen mitteilen, der damit einen merkwürdig richtigen Einblick in Beethovens Wesen verrät. Henri Blaze de Bury stellt in einer Abhandlung über Rossini im 39. Jahrgange der „Révue des deux mondes", worin er nach Franzosenart den Schwan von Pesaro bis in die Wolken erhebt, über unseren Meister unter anderen diese Gedanken auf: „C'est en se respectant qu'on écrit la symphonie en ‚ut mineur' et l'oeuvre tout entière de Beethoven." Und ferner: „On dit de Mozart ‚cette chose a vieilli', et cela ne se dit point de Beethoven. Il est de tous celui qui vieillira le moins, parcequ'il est celui qui s'est le plus respecté."

— Das ist herrlich, rief Honrath. Da, lieber Vulpius, haben Sie auch einen Franzosen, der es richtig begreift, wie der Charakter die Schaffensart des Künstlers bedingt.

— O! unsern Vulpius wollen wir noch gründlich bekehren, sprach Edgar. Die demutsvolle Bescheidenheit Beethovens gegen den Schöpfer des Himmels und der Erden sollten Sie eigentlich schon klar und deutlich aus dem bereits mitgeteilten Gedanken aus jenem Liebesbriefe an die „unsterbliche Geliebte" erkannt haben. Dieser Gedanke ist von zu geheimnisbergender Schönheit, als daß ich denselben nicht noch einmal anführen sollte. Also, hören Sie wohl: „Verfolgt von der Güte der Menschen hie und da, die ich meine — ebensowenig verdienen zu wollen, als sie wirklich zu verdienen. Demut des Menschen gegen den Menschen — sie schmerzt mich, und wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist der — den man den Größten nennt — und doch — ist wieder hierin das Göttliche des Menschen." — Einen weiteren Wink über des Meisters demutsvolle Bescheidenheit gibt uns ein Brief

über den Erfolg der Ouvertüre „zur Weihe des Hauses" (op. 124) an die Verleger Schott in Mainz. Darin schreibt Beethoven: „Die Ouvertüre, welche Sie von meinem Bruder erhalten, wird hier dieser Tage aufgeführt. Ich erhielt deswegen Lobeserhebungen ꝛc. Was ist dies alles gegen den größten Tonmeister oben — oben — oben, und mit Recht allerhöchst, wo hier unten nur Spott damit getrieben wird. Die Zwerglein — allerhöchst!!!!!!" — Beethoven, das leuchtet uns hieraus von neuem ein, wird durch vieles Lob zur Demut geführt. Er fühlt den Drang in sich, dem höchsten Tonmeister oben im Himmel, Gott dem Herrn, einen Tribut der Verehrung darzubringen, ihn wahrhaft „allerhöchst" zu nennen, wobei die königlichen und kaiserlichen Zwerglein gegeißelt werden, die trotz ihrer Ohnmacht doch „allerhöchst" benannt werden.

— Man sollte es kaum glauben, bemerkte Freimann, daß dieser Brief von einem Beethovenbiographen als ein Merkzeichen des äußersten Hochmutsausbruches dargestellt wird.

— Nun schlage ich vor, sagte von Sickingen, daß wir einen kurzen Waffenstillstand eintreten lassen. Wittig namentlich trinkt die Beethovenbegeisterung in so vollen Zügen, daß er kaum noch Sinn für die liebe Bacchusgabe hat, die des Menschen Herz doch so wundersam erquickt. Ich trinke Ihnen ein herzhaftes Stück vor, Wittig.

— Und ich folge mit Kühnheit nach, antwortete dieser. Aber schon sehe ich Freund Vulpius neue Pfeile aus seinem polemischen Köcher hervorholen.

— Noch eine Spanne Geduld, mein Teuerster, sagte Honrath voller Weinseligkeit zu Vulpius. In vino veritas!

— Dieses Glas, rief Freimann mit hochtönender Stimme, weihe ich all denen, die im Geiste Beethovens die Musenkunst vertreten.

Die Freunde ließen jubelnd die Gläser klingen und leerten sie, durchdrungen von Freimanns Gedanken.

Nach mancherlei Scherzen und Schwänken wurde die Unterhaltung wieder in das ernste Beethovensche Geleise eingelenkt. Vulpius schnellte einen neuen Pfeil gegen Beethoven los.

— Ich erinnere mich, sagte er, in L. Nohls Beethovenbiographie gelesen zu haben, wie sich Frau Bernhard in Augsburg, eine Freundin Beethovens, über des Meisters Stolz ausspricht. Eines Tages lag die Mutter der Fürstin Lichnowsky, die alte phantastische Gräfin Thun, vor dem damals noch jungen Beethoven, der einen Sofaplatz behauptete, auf den Knieen, um ihn zum Vorspielen zu bewegen. Der stolze Beethoven geruhte aber nicht, ihrer Bitte nachzugeben. Heißt das nicht, den Stolz bis ins Übermaß steigern? Wenn sich eine so hochstehende Dame derartig erniedrigt, müßte sich Beethoven nicht unbedingt veranlaßt sehen, ihren Wunsch zu erfüllen?

— Was Sie doch immer mit Ihrem unerquicklichen Unterschiede zwischen Hochstehenden und Niedrigstehenden wollen! entgegnete Edgar in schroffem Tone. Wann werden Sie es denn einsehen, daß bei unserem Meister das Bewußtsein von der Oberhoheit des Geistes in höchster Lebendigkeit obwaltete? Freilich muß der Beethovensche Stolz etwas unvergleichlich Großartiges an sich getragen haben. Hören Sie doch, in wie flammender Begeisterung die geniale Bettina von Arnim unter anderem in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ darüber redet: „O Goethe! kein Kaiser und kein König hat so das Bewußtsein seiner Macht, und daß alle Kraft von ihm ausgehe, wie dieser Beethoven.“ Und ferner: „Man möchte weissagen, daß ein solcher Geist in späterer Vollendung als Weltherrscher wieder auftreten werde.“ Ja —

— Höre ich wieder einmal, unterbrach ihn Freimann, etwas von Bettinas sibyllinischer Urweisheit, dann erkenne ich aufs neue, daß gerade diese Frau aufs allertiefste in das Wesen dieses einzigartigen Genius geschaut habe.

— Sehr wahr, sprach Edgar. Doch lassen Sie mich fortfahren. — Das gehörte ja gerade mit zur Großheit an Beethoven, daß er kraft seines feuerstolzen Geistes keinen Standesunterschied machen konnte, freilich nur, soweit es in seiner Sphäre lag. Aber auch davon abgesehen, konnte er hierbei nicht anders handeln. Er hatte es einmal entschieden abgelehnt, zu spielen. Sollte er sich nun durch diese Demütigung einer hochstehenden Frau umstimmen lassen? Damit würde er seinem hohen Grundsatze untreu geworden sein. Würden die Menschen dann nicht mit Recht gesagt haben: Seht doch diesen übermütigen Künstler an, der erst dann einen Wunsch erfüllt, wenn man sich ihm fußfällig naht! Doch ein Fußfall darf auf einen Mann von der Art Beethovens keinen maßgebenden Eindruck hervorrufen. Gerade weil er Schmerz ob solcher Demutserscheinungen empfand, konnte er durch Willfahren nicht dazu beitragen, in einem Mitmenschen die Neigung zur Selbsterniedrigung zu fördern. Zum zweiten Male wird es der Gräfin nicht eingefallen sein, vor Beethoven zu knieen.

— Nun freilich, wenn man die Konsequenz so auf die Spitze treiben will, dann kann ich Ihnen kaum Unrecht geben, bemerkte Vulpius. Aber was soll dann aus der Gesellschaft werden?

— Die Gesellschaft, lautete Edgars Antwort, würde anfangen, ihren gleißnerischen Lügenschimmer zu verlieren. Hören Sie noch ein anderes Beispiel von Beethovens echt männlichem Auftreten an. Zu Ehren des künstlerischen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen wurde einmal während seines Besuches in Wien (etwa 1803) von einer adelsstolzen Gräfin eine Abendgesellschaft veranstaltet. Auch Beethoven, den der Prinz hoch verehrte, ward eingeladen. Nebenbei bemerke ich, daß unser Meister bei seinem Aufenthalte in Berlin über das Spiel des Prinzen also geurteilt hatte: „er spiele gar nicht prinzlich, sondern wie ein echter Musiker“ — eine

Äußerung, die jener geniale Prinz oft mit freudigem Stolze anführte. — In dieser Abendgesellschaft wurde nun aber ein Tisch besonders für den Prinzen und den hohen Adel gedeckt. Sobald Beethoven dies sah, sprang er unter derben Zornesausbrüchen auf, nahm seinen Hut und verließ den Saal. Wird es viele geben, die so für die verletzte Menschenwürde einzustehen bereit sind?

— Gewiß nicht, sprach Vulpius. Ich bewundere Beethovens Auftreten, wenn ich mir auch nicht verhehlen mag, daß er dabei wie auch sonst weiser getan hätte, all dieses in manierlicheren Formen zu bewerkstelligen. — Aber ich bewundere ihn darum nicht weniger. — Jedenfalls hat Prinz Louis Ferdinand unserm Meister recht gegeben. Veranstaltete er selbst doch bald danach ein Festessen, wozu er Beethoven einlud, ihm an seiner Seite den Platz anwies, während das Vis-à-vis des Meisters just jene adelsstolze Gräfin bilden mußte. — Doch daran erkennen wir Musiker vollends wieder den Fluch der Abhängigkeit. Wir haben für unser elendes Fortkommen so schwer zu kämpfen, daß wir weder Kraft noch Zeit behalten, um für die verletzten Menschenrechte einzustehen.

— Die Schuld, wendete Freimann ein, liegt vielmehr daran, daß auch die Musiker am Materialismus kranken. Wären diese weniger materiell, lebten sie mehr im Idealismus der idealsten Kunst, sie würden auch höheren sittlichen Mut besitzen und damit gegen den falschen Ständestolz ankämpfen, der mitnichten auf sittlicher Basis beruht. Wenn die Menschen selbst in so überaus schmachvoller Weise den großen Schwächen der äußerlich bevorzugten Stände entgegenkommen, dann sollten sie sich doch wenigstens schämen, über das weitere Bestehen von Zuständen zu klagen, die dem gesunden Menschenverstande fort und fort Hohn sprechen.

— Es ist aber auch, sagte von Sickingen, eine gar zu schwierige Aufgabe für den Menschen, sich die volle Unab-

hängigkeit zu erringen. Für eine danach strebende Seele erheben sich so vielseitige Schwierigkeiten, daß die wenigsten nach diesem hohen Ruhme geizen können. Allein auch ich lasse mir den Glauben nicht nehmen, daß in erster Reihe der wahre Künstler kraft seiner göttlichen Begabung diese Hochwürde des Menschentums unausgesetzt anstreben muß. Ist denn nicht der echte Künstler mit der Leidenspalme ein vornehmer Lehrer der Menschheit?

— Ah! Sie fangen Kunstfeuer, rief Edgar freudig bewegt aus. Ja, wenn nur viele Künstler eine derartige Anschauung zu ihrem Geisteseigentum machen wollten, wahrlich — die Kunst würde wie nichts anderes die Seelen der Menschen immer mehr von aller ihr anhaftendeu Unlauterkeit, Unreinheit befreien. Erwägt man nun vollends, daß die Musiker den würdevollsten der Menschen zu den Ihren zählen dürfen: dann möchte man vor Schmerzensunmut vergehen, daß der große Beethoven noch immer so spurlos an den Musikern vorüberzieht, daß die Welt seine Tonmacht preist und verherrlicht, ohne für das Seelenheil den aus ihr strömenden Erlösungsglanz zu schöpfen.

— Sie verkünden Beethoven ja als eine Art Menschenheiland! rief Vulpius verwundert aus. Ich habe immer noch einige skeptische Bemerkungen gegen seine Menschenhoheit in Bereitschaft.

— Lassen Sie hören, sagte Edgar. Ich widerlege Ihnen alles.

— Sie werden doch einräumen, begann Vulpius, daß die Dankbarkeit eine keineswegs zu unterschätzende Tugend ist.

— Darin stimmen wir völlig überein, versetzte Edgar. Auch ich muß der Dankbarkeit einen wichtigen Tugendrang einräumen.

— Ich finde nun, fuhr Vulpius fort, daß Beethoven diese Tugend nicht selten außer acht ließ. Mußte ihn die

Äußerung, die jener geniale Prinz oft mit freudigem Stolze anführte. — In dieser Abendgesellschaft wurde nun aber ein Tisch besonders für den Prinzen und den hohen Adel gedeckt. Sobald Beethoven dies sah, sprang er unter derben Zornesausbrüchen auf, nahm seinen Hut und verließ den Saal. Wird es viele geben, die so für die verletzte Menschenwürde einzustehen bereit sind?

— Gewiß nicht, sprach Vulpius. Ich bewundere Beethovens Auftreten, wenn ich mir auch nicht verhehlen mag, daß er dabei wie auch sonst weiser getan hätte, all dieses in manierlicheren Formen zu bewerkstelligen. — Aber ich bewundere ihn darum nicht weniger. — Jedenfalls hat Prinz Louis Ferdinand unserm Meister recht gegeben. Veranstaltete er selbst doch bald danach ein Festessen, wozu er Beethoven einlud, ihm an seiner Seite den Platz anwies, während das Vis-à-vis des Meisters just jene adelsstolze Gräfin bilden mußte. — Doch daran erkennen wir Musiker vollends wieder den Fluch der Abhängigkeit. Wir haben für unser elendes Fortkommen so schwer zu kämpfen, daß wir weder Kraft noch Zeit behalten, um für die verletzten Menschenrechte einzustehen.

— Die Schuld, wendete Freimann ein, liegt vielmehr daran, daß auch die Musiker am Materialismus kranken. Wären diese weniger materiell, lebten sie mehr im Idealismus der idealsten Kunst, sie würden auch höheren sittlichen Mut besitzen und damit gegen den falschen Ständestolz ankämpfen, der mitnichten auf sittlicher Basis beruht. Wenn die Menschen selbst in so überaus schmach[illegible] Weise den großen Schwächen der äußerlich bev[illegible] gegenkommen, dann sollten sie sich d[illegible] über das weitere Bestehen von [illegible] gesunden Menschenverstande [illegible]

— Es ist aber au[illegible] schwierige Aufgabe [illegible]

hängigkeit zu erringen. Für eine danach [illegible] heben sich so vielseitige Schwierigkeiten, daß [illegible] nach diesem hohen Ruhme geizen können. [illegible] mir den Glauben nicht nehmen, daß in [illegible] wahre Künstler kraft seiner göttlichen Begabung [illegible] würde des Menschentums [illegible] [illegible] denn nicht der echte Künstler mit der [illegible] nehmer Lehrer der Menschheit?

— Ah! Sie fangen [illegible] [illegible] wegt aus. Ja, wenn nur viele [illegible] schauung zu ihrem Geisteseigentum machen [illegible] — die Kunst würde wie nichts anderes [illegible] Menschen immer mehr von aller [illegible] keit, Unreinheit befreien. [illegible] die Musiker den würdevollsten der Menschen zu [illegible] zählen [illegible]: dann möchte man [illegible] gehen, daß der große Beethoven noch immer [illegible] den [illegible] vorüberzieht, daß die [illegible] preist und [illegible], ohne für das [illegible] strömenden [illegible] zu [illegible].

— Sie [illegible] Beethoven ja als eine [illegible] heiland! [illegible] verwundert mich. Ich habe immer [illegible] einige [illegible] Bemerkungen gegen seine [illegible] Bereitschaft.



— [illegible] Sie [illegible], sagte Edgar. Ich [illegible] Ihnen alles.

— Sie [illegible], begann [illegible] [illegible] zu unterschätzende Tugend [illegible]

teile hervorheben
denn nicht mehr,
diesen [illegible]
von Beethovens
[illegible]
ethovens Leben
bald nach seiner
aus geistvolles
eschichte wohl
Aufmerksamkeit
g. Vergegen-
malige [illegible]
musikalischen
kein anderen
[illegible] Namen
[illegible]
[illegible]
[illegible]
dem ver-
ürst Karl
n Mann,
vor allem
reichem
Beethoven
— Die
das [illegible]

Dankbarkeit für die Wohltaten so vieler hoher Gönner nicht anspornen, ein bescheideneres und rücksichtsvolleres Wesen gegen Männer wie Lichnowsky, Lobkowitz, Kinsky, Rasumowsky, gegen viele andere Fürsten und Grafen und vor allem gegen den Erzherzog Rudolph an den Tag zu legen? Ich tadle es nimmer, daß der Meister Geld und Gunst der Reichen und Vornehmen nicht verschmähte, jedoch tadle ich den Mangel an gebührender Erkenntlichkeit für so uneigennützige Wohltaten. Würde Beethoven ohne seine hohen Gönner so unabhängig in seiner Schaffenskraft dagestanden haben?

— So uneigennützig, wie Sie denken — nahm Honrath das Wort — waren die Wohltaten doch nicht. Ich lasse hier am geeignetsten die schönen Gedanken aus Goethes Tasso für mich reden, die Leonore über den Heiligenschein, mit dem der Genius alles in seiner Umgebung bestrahlt, also vorträgt:

„Und es ist vorteilhaft, den Genius
Bewirten: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht: nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.“

Wie gefällt Ihnen das, Vulpius?

— Das ist ganz schön, entgegnete dieser: allein die Pflicht die Dankbarkeit wird auch dann noch nicht aufgehoben, wenn eine Wohltat einen schwachen Anflug von Eigennutz im Hintergrunde hat.

— Wenn Sie diesem ganzen Dinge auf den Grund gehen, sprach jetzt Edgar, dann werden Sie wohl eingestehen müssen, daß bei Beethoven eigentlich kein triftiger Anlaß zur Dankbarkeit vorlag, daß er sich aber nichtsdestoweniger als durchaus dankbar erwies. Unbegreiflich, lieber Vulpius, war es mir in Ihrer Deduktion besonders, daß Sie den

Erzherzog Rudolph zu Beethovens Nachteile hervorheben zu müssen glaubten. Erinnern Sie sich denn nicht mehr, daß ich Ihnen gerade Beethovens Briefe an diesen genialen Fürsten als ein merkwürdiges Beispiel von Beethovens Bescheidenheit, ja von seinem Untertänigkeitssinn schildern konnte? Doch nun weiter. Sie kennen Beethovens Leben und wissen demnach, daß der Meister sehr bald nach seiner Ankunft in Wien (1792) durch sein überaus geistvolles Klavierspiel wie durch das in der Musikgeschichte wohl einzig dastehende improvisatorische Talent die Aufmerksamkeit der ersten Wiener Gesellschaftskreise auf sich zog. Vergegenwärtigen Sie sich, meine Lieben, daß der damalige Adel Wiens, überhaupt Österreich-Ungarns, von einer musikalischen Begabung und Begeisterung erfüllt war, wie kein anderer Stand. Fast jeder Vornehme veranstaltete in seinen Räumen größere oder kleinere Konzertaufführungen und belohnte die Leistungen der Musiker wie ein wahrhafter Mäcen. Auch Beethoven ward schnell zu allerlei Konzerten hinzugezogen. Seine wunderbare Originalität, zumal in der freien Phantasie, verdunkelte alles neben sich. Ein Adliger dem vornehmen Wortsinne nach war hier in erster Reihe Fürst Karl von Lichnowsky. — Auf welche Weise sollte ein Mann, wie Beethoven, für die hohen Kunstgenüsse, die er vor allem in diesen fürstlichen Salons der Gesellschaft in so reichem Maße spendete, materiell belohnt werden? Denn Beethoven war unvermögend, — darum brauchte er seine Zeit. — Die Lichnowskys und andere Vornehme haben zunächst das unbestrittene Verdienst, Beethovens hervorbrechende mächtige Originalität richtig erkannt und gewürdigt zu haben. Fürst Lichnowsky vergalt nun seinerseits den Hochgenuß, den ihm Beethovens Kunstgenuß bereitete, zunächst durch ein Jahrgehalt für den erst werdenden Meister; dann nahm er ihn in sein Haus auf, um ihn immer mehr an sich zu fesseln. Freilich hatte Beethoven nicht nötig, dafür ausdrückliche

Verbindlichkeiten zu übernehmen: allein stillschweigend senkte sich aus dieser fürstlichen Wohltat heraus die heilige Pflicht in Beethovens Seele, seine musikalische Kraft stets für den Fürsten in Bereitschaft zu halten. Das war also nichts weiter als eine Art Austausch der den Menschen verschiedenartig verliehenen Güter. Beethoven reichte das geistige Gut für das empfangene irdische dar. — Wollen Sie die Richtigkeit dieses Standpunktes anfechten?

— Ich muß gestehen, antwortete Vulpius, daß mir ein solcher Standpunkt ganz unerwartet entgegentritt.

— Immer aus ein und derselben Ursache, belehrte Edgar, weil Sie sich noch niemals in den Charakter Beethovens vertieft haben. Ich fahre nun fort: Wir dürfen wohl annehmen, daß Beethoven das feste Bewußtsein von dem hatte, was er Lichnowsky und anderen Großen für die ihm gewährten Güter darbot. Aber sein echtes Gefühl der Dankbarkeit ließ es nicht dabei bewenden. Alle diejenigen, die sich irgendwie um ihn verdient gemacht hatten, wurden mit Widmungen unsterblicher Tonschöpfungen bedacht. — Entdecken Sie es mir doch: was würde die Geschichte von jenen Lichnowskys, von Lobkowitz, Kinsky, vom Erzherzog Rudolph, von vielen anderen Fürsten, Grafen, Baronen und Handelsherren viel gewußt haben, wenn die hehre Geistessonne Beethovens ihnen nicht einen Strahl der Unsterblichkeit verliehen hätte. Je mehr Beethovens Ruhm wuchs, desto mehr mußte er auch selbst von einem so gerechten Bewußtsein gehoben werden. — Die ersten Fürsten des Kaiserstaates würdigten nur vollkommen die Hoheit seines Genies, als sie Beethoven eine feste Jahresrente auswarfen, um ihn zu verhindern, eine ihm angebotene Kapellmeisterwürde beim Könige von Westfalen zu bekleiden. Diese Handlungsweise gereicht den drei Herren: Erzherzog Rudolph, Fürsten Joseph von Lobkowitz (Herzog zu Raudnitz) und Fürsten Ferdinand von Kinsky, zu unvergänglicher

Ehre. Man fühlte die hohe Bedeutung des Beethovenschen Genius für die Kaiserstadt. — Der Meister jedoch durfte sich durch diese Freundschaftsbeweise schlechterdings nicht veranlaßt sehen, von seinen festausgeprägten Grundsätzen des Lebens abzuweichen. Wollten diese Fürsten und eine Legion anderer Herren die Freunde eines Beethoven heißen, dann mußten sie auch wissen, was zur Freundschaft gehört, daß es nimmermehr Freundschaft genannt werden darf, wenn ein Freund ängstlich vor dem anderen ceremonielle Rücksichten beobachten muß. Das Merkwürdigste daran mag es sein, daß jene vornehmen, hochgebietenden Herren es ganz in der Ordnung fanden, wenn der Meister mit ihnen durchaus als mit seinesgleichen umging. Denn sie hatten in Wahrheit Ehrfurcht vor der Gnadenherrlichkeit des Genius, — während es unterschiedlichen Autoren der Gegenwart vorbehalten bleibt, darin eine Unzahl blauer Wunder zu erblicken.

— Mich aber sollten Sie nicht mehr zu dieser Autorenzunft zählen, sprach Vulpius. Ich bekenne reuevoll, daß ich in vielen Punkten unseren Meister verkannt habe. Und wenn ich Ihnen nun doch noch nicht ganz Heeresfolge leisten kann, so liegt dies an der Eigenheit der Vorurteile überhaupt, die leichter einwurzeln, als sich entwurzeln lassen.

— Wie glücklich, versetzte Edgar, macht mich Ihr wertvolles Zugeständnis, teurer Vulpius. Wenn Sie und andere Musiker mit Ihnen doch anhaltender und intensiver auf den Musikgeist als solchen lauschen wollten, so oft sich Ihnen die Sprache der Musik vernehmbar macht. Es ist meine felsenfeste, unerschütterliche Überzeugung, daß sich von den Schöpfungen eines Tonsängers immer ein sicherer Rückschluß auf seinen Charakter machen läßt, wie auch umgekehrt vom Charakter eines Menschen auf seine Geisteswerke.

— Eine solche Ansicht, bemerkte Freimann, hat viel Verlockendes an sich. Ich selbst zwar kann mich noch immer nicht recht mit ihr befreunden, obgleich ja sogar neuerdings ein

geistvoller Mann, Eugen Dühring, in seiner „kritischen Geschichte der Philosophie", wohl zum ersten Male den glänzenden Versuch gemacht hat, auch in der Philosophie eine jede Individualität auf ihre Gesinnung zu prüfen. Das bedeutet dann nichts anderes, als bei jedem Philosophen das Wissen und Wollen zugleich in Betracht zu ziehen.

— Nun, was von der Philosophie nnd überhaupt von der Wissenschaft gilt, erklärte Honrath, das läßt sich wahrlich mit größerem Rechte auf die Kunst anwenden; denn bei dieser ist das Gemüt das entscheidendste Moment.

— Danach würde man also berechtigt sein, sagte Vulpius, aus der übergroßen ethischen Hoheit, die uns aus Beethovens Tondichtungen entgegenstrahlt, ohne weitere Vermittelung auf die große Seelenhoheit seines Charakters einen sicheren Schluß zu ziehen. Bene, me hercule!

— Ganz entschieden! unbeschadet Ihres Herkulestums, bekräftigte Edgar lachend. Was ist denn die Ursache, daß selbst unsere beiden Dichterfürsten auf gestählte Naturen nicht so überwältigend und nachhaltig einwirken? Weil ihren Schöpfungen nicht selten das feurig Männliche, sittlich Heroische, großartig Aktive, besonders das prophetisch Leidende fehlt. Ich kann es Ihnen kaum ausdrücken, von welch einem Freudenrausch, von wie unvergleichlichem Jubel ich neulich ergriffen ward, als ich folgenden Ausspruch des gedankentiefen Dichters Otto Ludwig las: „Meine Arbeit ist freilich wohl die Hauptursache meiner Kränklichkeit; ich habe mir ein großes Ziel gesetzt, nämlich: das männliche Prinzip in unsere Dichtung nicht allein, sondern auch in unser Leben wieder hereinzuführen, welches Goethe und Schiller gänzlich aus ihr herausgetan. Ihre Poesie umfaßt nur eine Seite der menschlichen Natur, die weibliche, das ist: die Tugenden ihrer Helden sind negativ, weibliche: Fassung, Anstand, Würde; aber für die Affekte, die Kant die wackeren nennt, ist kein Platz bei ihnen, sowohl in ihrer Praxis, als in ihrer

Theorie. Die Schillersche Philosophie kennt nur eine Art menschlicher Größe, die passive. Klar wird Dir, was ich meine, durch die eine Frage werden: Kannst Du Dir z. B. Luther von Schiller oder Goethe behandelt denken? Sie würden seine männliche Größe in eine weibliche Größe haben umwandeln müssen, um ihn zum Helden eines Stückes brauchen zu können. Aber darüber ein andermal; ich wollte nur sagen, daß solch ein neues Leben, das man der Nation zuwenden möchte, erst in uns selber zur Wirklichkeit durchkämpfen muß, und daß ein solcher Kampf eine Riesennatur verlangt.“ So weit Otto Ludwig. Das nenne ich mir doch einmal einen Gedankengang einer wahrhaft heldenkühnen Seele.

— Im vollen Ernste! sagte Freimann; die Neuheit dieser Ludwigschen Idee erfüllt mich mit kräftigem Urbehagen, obwohl ich mir nicht verhehlen mag, daß er unserm prophetisch begeisterten Schiller damit doch ein wenig zu nahe tritt. Ohne vom wahren Wesen des „männlichen Prinzips“ gekostet zu haben, dichtet man weder eine Jungfrau von Orleans, noch etwa einen Wilhelm Tell. Aber die Ludwigsche Idee bleibt darum nicht weniger groß. Welch ein genialer Wink ist damit den schaffenden Geistern aller Künste gegeben!

— Dachte ich's mir doch, fuhr Wittig fort, daß Sie diese Ludwigsche Idee mit freudiger Sympathie begrüßen würden. Was nun aber der Dichtkunst versagt blieb: die künstlerische Verklärung der hohen männlichen Idee zu schaffen, das vollbrachte in der Schwesterkunst Musik Ludwig van Beethoven im höchsten Maße. Und ihm mußte ein so hohes Werk gelingen, weil er die gewaltige Riesennatur besaß, um die männlich-kräftigen Ideen auch im Leben zu verwirklichen.

— Ach, wenn wir doch nicht so armselig schwache Menschennaturen wären! rief von Sickingen wehmutsvoll aus. Daß wir doch die Kraft besäßen, den leuchtenden Mustern

echter Menschlichkeit nachzuleben! Es müßte dann doch trostreicher in dieser Welt des Scheins aussehen.

— Solche sich aus der Tiefe der Menschenbrust emporringende Klagen, sagte darauf Honrath, bleiben wahrlich nicht ohne Heil für die Seele. Seelenläuterung muß die Losung der erlösungsbedürftigen Menschheit bleiben. Die schöpferische Gabe ist ein seltenes Gnadengeschenk von oben; diese kann sich niemand geben, sie auch nicht einmal erfolgreich nachahmen; auch durchdringt das Wesen der schöpferischen Kunst nicht die Gesamtheit der Menschen. Die Reinheit des Seelenlebens liegt uns näher; sie ist die höchste Palme, nach der ein jeder die Hände ausstrecken darf. In der Seelenläuterung den höchsten Geistern mit Bewußtsein nachzueifern, ist nicht allein **nicht** töricht, sondern vielmehr ehrenhaft und schlechterdings menschlich.

— Vortrefflich! rief Wittig. Wenn dies all diejenigen Komponisten doch mehr bedenken wollten, die sich in eitlem Wahne bemühen, durchaus dem **Tonmeister** Beethoven nachzustreben, während sie doch die Ausbildung ihres Herzens, ihres Gemütes so leichtfertig vernachlässigen. Würden sie mehr an die Reinigung ihrer Seele denken, dann würde auch ihre Musik besser, edler und reiner werden. Daß es den Komponisten übrigens leicht zur Verzweiflung bringen kann, wenn er so ohne weiteres Beethovens Tonsprache nachahmen will, das haben am frühesten und schönsten die **Pariser Musiker** ausgedrückt. **Schindler** teilt es uns aus dem Jahre 1841 nach eigenen Erlebnissen also mit: „Beethoven lehrte uns die Poesie der Tonkunst, seine Musik erweckte in uns zuerst das Bewußtsein der Würde und Bedeutung unseres Berufes und nachdem wir ihn zum Teil begriffen hatten, erkannten wir auch die uns obliegende Pflicht, die Verbreiter seiner Musik werden zu sollen. Er ist unsere Freude, aber auch unsere Verzweiflung, wenn wir ihm nachstreben wollen." — Das war anno 1841. Gegenwärtig aber scheint man in

Paris längst vergessen zu haben, was man der deutschen Geistesmacht schuldig ist.

— Das ist ja alles ganz richtig, versetzte Vulpius, aber der komponierende Musiker kann nun einmal nicht von Beethoven loskommen. Wie interessant genial und hinreißend auch verschiedene uns nach Beethoven geschenkte Musikgeister erscheinen, ihre Leuchtkraft hält für uns nicht lange vor. Und mit heißer Sehnsucht suchen wir dann wieder das gelobte Land Beethovens und der klassischen Musik überhaupt auf. Da allein verspürt man den wahren Geist der Ewigkeit.

— Um so mehr, sprach Freimann, möchte ich den Komponisten den Rat erteilen, daß sie ein Leben voll stiller Beschaulichkeit führen; das schützt ebenso vor sklavischer Nachahmung wie vor Originalitätssucht. Also, meine Herren Künstler: befreit eure Seelen vom Stofflichen, Schlackenerfüllten, so werdet ihr euer wahres Himmelreich finden.

— Und „so wird euch solches alles zufallen" — ergänzte Edgar in feierlichem Tone. — Auf diese Weise müßte der Musiker, überhaupt jeder Künstler begreifen lernen, daß die Kunst im höchsten Sinne nicht Selbstzweck ist, sondern vielmehr ein höchst vornehmes Mittel zum Endzweck des Daseins — und das ist die sittliche Vervollkommnung des Menschengeschlechtes. — Diese tiefe Mission aller Kunst, zumal der Musik, war in Beethoven stets lebendig. Ihm lag die Veredelung der Menschheit durchaus am Herzen — und durch seine Musik hoffte er an dieser Weltaufgabe mitzuarbeiten. So schreibt er denn wieder einmal an seinen Erzherzog: „Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern, und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten". — Glauben Sie nicht, daß Beethovens Seele vom Hamletschmerze erfüllt war, den ihm die Schlechtigkeit der Welt eindrückte? Welcher Mensch, der die Sendung Beethovens begreift, sollte nicht an den melancholischen Dänenprinzen erinnert werden, auf dessen

Schultern eine so wehevolle Last ruhte? Mit Hamlet mußte wohl auch Beethoven seufzend ausrufen:

> The time is out of joint, O cursed spite!
> That ever I was born to set it right.
> („Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram,
> Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam.")

Solch Hamletische Weltschmerzgedanken haben auch die Beethovensche Seele oft genug bewegt. Solche Klageergüsse tauschte der Meister auch mit dem edlen Dichter Grillparzer aus, als dieser ihm seine Opern-Dichtung „Melusine" vorlegte. Da klagten zwei edle Künstlerseelen über die schmachvollen Gebrechen ihrer Zeit.

— Sie scheinen danach anzunehmen, bemerkte Freimann, daß sich Beethoven seiner doppelt hohen Sendung bewußt war.

— In seiner späteren Zeit gewiß, erwiderte Edgar. Das wäre übrigens ein eigenartiges, anregendes Kapitel, von Beethovens Prophetennatur zu reden. Doch das will ich Ihnen ein andermal in gebührender Ausführlichkeit vortragen. In der reifsten Zeit seines Schaffens war die hohe Weltanschauung, die sich dieser Geist mit unendlicher Mühe angeeignet hatte, so ganz und gar in sein musikalisches Fleisch und Blut übergegangen, daß seine Tonsprache jene prophetisch-erhabenen Weltideen in künstlerischer Verklärung verkündete. Und dieser Beethoven schrieb noch in der letzten Epoche seines Lebens einmal an seinen Verleger Schott in Mainz: „Ist es mir doch, als hätte ich kaum einige Noten geschrieben".

— Lassen diese Worte nicht in einen Abgrund von Weisheit blicken? sagte Vulpius. Aber meine lieben Kollegen in Apollo! — ha, ha! — Die allermeisten von ihnen haben es richtig so weit gebracht, daß sie Beethoven einen guten Mann sein lassen. Dafür sind sie aber ganz in der Erbsünde der Völker und der Zeiten befangen, die sie antreibt, knechtisch dem Zeitgeschmacke zu huldigen.

— Das ist eine traurige Wahrnehmung, bekräftigte Wittig. Wie anders aber spricht die wahre Künstlermajestät Beethovens: „Die Welt ist ein König und sie will geschmeichelt sein, soll sie sich günstig zeigen. Doch wahre Kunst ist eigensinnig, läßt sich nicht in schmeichelnde Formen zwängen!“ Und weiter lesen wir in des Meisters Konversationsheften: „Aber dem Geist seiner Zeit nicht nachgeben! sonst ist es mit aller Originalität aus. — Ich kann meine Werke nicht nach der Mode meißeln und zuschneiden, wie sie's haben wollen; das Neue und Originelle gebiert sich selbst, ohne daß man daran denkt“.

— Man sollte es doch kaum für glaublich halten, sprach darauf Honrath, daß gelehrte Musiker, die solche Aussprüche Beethovens doch wohl kennen müssen, unverbesserlich in ihren Verunglimpfungen gegen das Schaffen des Meisters fortfahren. Wie keck man seine letzte Schaffensperiode mit den Beinamen des „Verworrenen, Unklaren, Finstern und Wirren“ belegt! Wie man so vieles, was man zu begreifen unfähig ist, der Starrsinnigkeit und Originalitätssucht Beethovens beimißt! Wer es nicht versteht, der sollte doch wenigstens den Äußerungen des wahrheitsliebenden Meisters die nötige Achtung zollen und — schweigen, anstatt eine so einzige Geistesgröße mit täppisch frevelnder Hand antasten.

— Das lasse ich mir gefallen, Freund Honrath! rief Edgar freudig aus. Daß Beethoven sich um keinerlei Zurechtweisungen vonseiten der Kritiker kümmerte, darf uns nicht mehr wundern. Er fuhr fort, ausschließlich der Stimme des in ihm wirkenden Gottesgeistes zu folgen. Und alle echten Lehrer der Menschheit besaßen diese hohe Eigenschaft. Ich erinnere Sie, um ein Beispiel aus dem Altertum zu geben, an einen Zug aus dem Leben des Euripides. Dieser wurde einst beschworen, eine Stelle einer Tragödie umzuändern. Da trat er auf die Bühne und sprach die denkwürdigen Worte: „er sei da, das Volk zu belehren, nicht aber,

sich vom Volke belehren zu lassen". Zu gleichem Selbstbewußtsein wird Beethoven durch seinen hohen Lebens- und Kunstadel befähigt.

— Jetzt endlich, bemerkte Vulpius, sieht man immer klarer, daß von einer künstlerischen Willkür bei Beethoven nicht die Rede sein kann, daß sich alles organisch aus der musikalischen Idee heraus entwickelt, — und selbst dann, wenn in ununterbrochener Folge unzähligemal ein und dasselbe Motiv oder irgend eine Wendung erklingt, spricht man gegenwärtig nicht mehr von Willkür, sondern von poetisch tiefer Wahrheit.

— Aber, meine Herren, sprach Freimann, Sie schweifen von unserem eigentlichen Thema ab, indem Sie sich in Gedanken über Beethovens Schaffenswesen verlieren. Lassen Sie die Pygmäen oder die Uneingeweihten an Beethoven herumzerren, soviel ihnen beliebt, — uns soll keiner unser Evangelium rauben. Vielmehr wünsche ich noch immer von Herzen, daß unser Freund Wittig uns aus dem reichen Borne seiner Beethoven-Kenntnis noch einige redende Zeugnisse des Meisters selbst vorführen möchte, die uns bekräftigen müssen, daß Beethoven sich für berufen ansah, sein manneskräftiges Prinzip auch im Leben vertreten zu müssen.

— Manch eine Beethovensche Äußerung hierüber, versetzte Edgar, habe ich Ihnen, wofern auch meine Erinnerung nicht täuscht, wohl schon vorgetragen. Ein neues beredtes Zeugnis von seiner Lebenssendung gewähren die Briefe an seinen überaus geliebten Neffen, — diese erhabensten Denkmale seines Edelsinnes, seiner Seelengröße und Liebesfülle. Einmal schreibt der zärtliche Vater-Oheim also: „Unser Zeitalter bedarf kräftiger Geister, die diese kleinsüchtigen, heimtückischen elenden Schufte von Menschenseelen geißeln, so sehr sich auch mein Herz, einem Menschen wehe zu tun, dagegen sträubt." Beethoven liebt die Menschheit über alles — darum muß er in seiner felsenstarken Sitten-

strenge ihre Laster tief verabscheuen. Der reinste Mann mußte selbst in seiner nächsten Umgebung an seinen Blutsverwandten so viel Unreines wahrnehmen, daß sein Gemüt schwer und immer schwerer davon belastet ward. Er fühlt die heilige Pflicht in sich, gegen alles Schlechte, unter welcher Gestalt im Leben es auch auftreten möchte, unerbittlich anzukämpfen.

— Und doch, sagte Freimann, verbreiten so viele die Ansicht, Beethoven hätte von den Menschen und ihrem ganzen Treiben gar keine Notiz genommen, er hätte nur in seiner Kunst gelebt.

— Diese Leute, erklärte Edgar, mögen viel wissen und verstehen, aber sie mögen sich doch ja nicht rühmen, einen Feuerkopf wie Beethoven zu begreifen. Seinen lebhaften Geist beschäftigte wahrlich nicht seine göttliche Kunst allein, vielmehr alles, was Menschengemüter, namentlich was den Volksgeist bewegt. Politische, volkswirtschaftliche, selbst religiöse Ideen erregten in nicht geringem Maße sein teils passives, teils aktives Interesse.

— Auch um die Religion sollte sich Beethoven gekümmert haben?, fragte Vulpius erstaunt. Bekanntlich beobachtete der Meister über Objekte der Religion ein unverbrüchliches Stillschweigen, wie er's ja nach Schindlers Mitteilung aussprach: „daß Religion und Generalbaß in sich abgeschlossene Dinge seien, über die man nicht weiter disputieren solle.“ Haydn nannte ihn ja geradezu einen Atheisten; nach der Meinung anderer hätte er stets dem Theismus gehuldigt. Wie reimt sich das alles mit Ihrer Behauptung zusammen?

— Ihnen ein erschöpfendes Bild von Beethoven als religiösem Menschen zu entwerfen, würde uns heute zu weit führen. Dieses wichtige Thema verdient eine eigene für sich bestehende Erörterung. Hier nur so viel, daß Beethoven eine durchaus religiöse Natur von jener seltenen tief christlichen Spezies war, welche die Gottheit „im Geiste und in

der Wahrheit" verehrt, und daß der gereifte Mann mit immer heiligerem Bemühen der notwendigen „Nachfolge Christi" eingedenk war. — Weniger dürfte es freilich bekannt sein, daß der Meister in schöner Weise seinen Sinn für religiöse Volkserziehung betätigte. Auch das ist alles in Schindlers Beethovenbiographie zu lesen. Christian Sturms Schrift „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahres", ein Buch, das vor dem modernen, riesengroßen Aufschwunge der Naturwissenschaften allerdings kaum noch bestehen kann, gehörte zu des Meisters auserlesensten Lieblingsbüchern, weil es seiner glühenden Liebe zu Natur und zu Gott reichen Nahrungsstoff darbot. — Ein wundersam religiöser Geist tönt dem Meister aus dem vollen, frischen Naturleben hervor; diesen Gott in der Natur offenbart am herrlichsten die idyllische und majestätische Pracht der Pastoralsymphonie. Schreibt doch auch Beethoven einmal der jungen liebreizenden Therese Malfatti: „Wie glücklich sind Sie, daß Sie schon so früh aufs Land konnten. Erst am 8.*) kann ich diese Glückseligkeit genießen. Kindlich freue ich mich darauf. Wie froh bin ich, einmal in Gebüschen, Wäldern, unter Bäumen, Kräutern, Felsen wandeln zu können! Kein Mensch kann das Land so lieben wie ich. Geben doch Wälder, Bäume, Felsen den Widerhall, den der Mensch wünscht!" Und ein andermal wieder an den Verleger Artaria: „Mein unglückseliges Gehör plagt mich hier nicht. Ist es doch, als wenn jeder Baum auf dem Lande zu mir spräche: heilig, heilig!" — Doch lassen Sie mich zum Sturmschen Buche zurückkehren. Beethoven hatte den sehnlichen Wunsch, daß dieses Buch, weil es Religion und Naturerkenntnis zu vermitteln verstand, Eingang ins Volksleben gewinnen möchte; er versprach sich davon das schönste Heil für die sittliche Erziehung des Volkes. Der Meister ließ es nicht beim Wünschen be-

*) Etwa im Jahre 1809.

wenden. — Die vielen Zeiten, die er auf dem Lande verlebte, verschafften ihm reiche Gelegenheit, mit Landpfarrern in Verkehr zu treten. Wiederholentlich machte er diese auf das Sturmsche Erbauungsbuch aufmerksam, empfahl ihnen sogar, manchen für die Kanzel geeigneten Vortragsstoff daraus zu schöpfen, damit sie nach dem Gottesdienste als echte Seelsorger mit dem Landvolke darüber reden könnten. — Allein der große Prophet Beethoven predigte — gleich dem einsamen Prediger in der Wüste — hier vor falschen Propheten des göttlichen Wortes. Als ihm nun einmal der Pfarrer zu Mödling rund heraus erklärte: „Unser Volk braucht von den Erscheinungen am Firmamente nur zu wissen, daß Sonne, Mond und Sterne auf- und niedergehen", da mußte der Eifer unseres Heiligen wohl erkalten; aber es regnete oft genug Sarkasmen über Pfaffentum, Dummheit, Verdummung, über die „Deutungen der unberufenen Apostel, die sich mit ganz anderen Mitteln als mit dem Evangelium forthelfen". Und der Schmerz über die Schwachheit des Menschengeistes senkte sich tiefer und tiefer in die erhabene Seele Beethovens.

— Wie ergriffen Sie mit einem Male dastehen!, rief von Sickingen in Bewunderung aus.

— Sie enthüllen uns aber auch immer schönere Züge aus dem unerschöpflichen Lebensborne Beethovens, bemerkte Freimann.

— Und doch, sprach Edgar weiter, macht man sich erst eine rechte Vorstellung von der Riesenkraft dieses Geistes, wenn man eingedenk ist, welch eine unendliche Lebenslast ihm die neidischen Dämonen mit der Ertötung seines äußeren Gehörs entgegengewälzt hatten. Der „taube Musikant" muß darum auch seinen Lebensabend anders erblicken, als andere hohe Genien. Während sonst der leidende Genius, je machtvoller die Sonne seines Ruhms ihre Strahlen versendet, mehr und mehr die Heiterkeit und Ruhe des äußeren

Lebens bei sich einkehren sieht, wird es im Lebensgange unseres Genius — insonderheit durch dieses entsetzliche Leiden der Taubheit — um so nächtiger, düsterer, öder, je unsterblicher sich sein Geist offenbart. Wie groß mußte die Menschenliebe in Beethoven sein, da in seiner reinen Seele ungeachtet der mannigfachsten Qualen durch das Schicksal und durch die Erbärmlichkeit der Menschen doch niemals Regungen des Menschenhasses auftauchten!

— Sehr wahr!, bekräftigte Vulpius. Und doch erröten Menschen nicht, einem Beethoven Menschenhaß vorzuwerfen.

— Wo es eine Pelidische Heldenkraft gibt, bemerkte Honrath, da wird auch immer das Gekrächze des Thersites die Menschen erschrecken.

— Dessen Seele, rief Edgar aus, muß geradezu mit Blindheit geschlagen sein, der einen Beethoven auch dann noch für menschenfeindlich und starrköpfig hält, nachdem er das ewig denkwürdige Testament in sich aufgenommen, das der Meister in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre verfaßte, als sein Geist während einer schweren Krankheit von Todesahnungen erfaßt ward. O, ich könnte Ihnen das ganze „Promemoria" hersagen, so oft habe ich's gelesen; ich will mich jedoch mit einigen Bruchstücken begnügen. Es beginnt also: „O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet, wie unrecht tut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet! Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenkt nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert." — — Ferner: „Mit einem feurigen, lebhaften Temperament geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen." — — Und weiter: „Ach, wie wäre es möglich,

daß ich die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommneren Grade sein sollte als bei anderen, einen Sinn, den ich einst in der höchsten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben. O, ich kann es nicht." — — Ferner: „Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben. — Nur sie, die Kunst, hielt mich zurück! Ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte. Und so fristete ich dies elende Leben, so wahrhaft elend, daß mich eine etwas schnelle Veränderung aus dem besten Zustande in den schlechtesten versetzen kann." Ferner diese himmlische Stelle: „Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun darin hausen! O, Menschen, wenn ihr einst dies leset, so denket, daß ihr mir Unrecht getan, und der Unglückliche, er tröste sich, einen seinesgleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden." Dann auch diese Wendung an seine Brüder: „Empfehlet euren Kindern Tugend, sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld. Ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elende gehoben; ihr danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte." — Endlich noch die schöne Nachschrift: „So nehme ich denn Abschied von Dir — und zwar traurig. Ja, die geliebte Hoffnung, die ich mit hieher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte geheilet zu sein, sie muß mich nun gänzlich verlassen."

„Wie die Blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist auch sie für mich dürre geworden. Fast wie ich hieher kam, gehe ich fort; selbst der frohe Mut, der mich oft in den

schönen Sommertagen beseelte, er ist verschwunden. — O Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! Solange schon ist der wahren Freude inniger Widerhall mir fremd. Wann, o wann, o Gottheit! kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen? Nie? nein, es wäre zu hart!"

So schließt das Bekenntnis dieser schönen Seele, die mit den Weltfreuden abgeschlossen hatte. Die trüben Ahnungen trogen dem Meister nicht. Nur wenige volle Freudentage hat sein späteres Leben aufzuweisen.

— Welch ein heroischer Mut, sprach darauf Freimann, mußte in Beethoven thronen, daß er trotz so unsäglicher Leiden, die sich durch einen fast dreißigjährigen Zeitraum wie ein fressendes Gift hindurchwanden, unwandelbar seinen Titanenstolz behaupten konnte!

— Uber des Meisters einziges Mißgeschick, nahm Vulpius das Wort, macht der einst so einflußreiche Ludwig Rellstab eine vortreffliche Bemerkung. Er sagt: „Bevor wir nicht von einem in der Frische der Lebenskraft erblindeten Raphael zu erzählen haben, wird Beethoven seinesgleichen an Heil und Unheil in der Kunst- wie in der Weltgeschichte nicht finden."

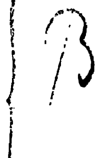
— Aber zuweilen, betonte Edgar, drohte die dämonische Kraft dieses Unglücks auch den starken Beethovenschen Geist ganz daniederzubeugen. Wie einschneidend erzählen davon Briefe an Ries, Wegeler, Amenda und andere! Wie muß sich sein Geist immer gewaltsam aufraffen, um nicht ganz den zerfleischenden Krallen dieses Ungemachs anheimzufallen, bis endlich wieder seine moralische Tapferkeit den Heldensieg davonträgt! Wie trostreich und wie anfeuernd muß das genaue Verfolgen dieses eigenartigen Lebenskampfes für uns werden!

Einige hierhergehörige Briefstellen können Sie immer noch anhören. Der Meister schreibt an seinen Freund Wegeler:

„Ich habe schon oft mein Dasein verflucht; Plutarch hat mich zur Resignation geführt. Ich will, wenn es anders möglich ist, meinem Schicksale trotzen, obschon es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde."

Und ein andermal, im Jahre 1801: „Du kannst es kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben seit zwei Jahren zugebracht: wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen und ich floh die Menschen, mußte Misanthrop scheinen und bin's doch so wenig."

Ferner: „ohne dieses Übel! O die ganze Welt wollte ich umspannen, von diesem frei." — — „Nur halbe Befreiung von meinem Übel und dann — als vollendeter, reifer Mann, komme ich zu euch, erneuere die alten Freundschaftsgefühle. So glücklich als es mir hienieden beschieden ist, sollt ihr mich sehen, nicht unglücklich. Nein, das könnte ich nicht ertragen, ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht! O, es ist so schön, das Leben tausendmal leben!" —



— Ja, sagte Honrath, wir haben unsere immerwährende Freude am tausendfältigen Lebensbaume dieses hohen Geistes; aber wie selten bedenken wir, daß soviel kostbares Seelenblut an diesen heiligen Tonreliquien haftet.

— Darum, bemerkte Freimann, besitzt auch Beethovens tiefe Leidenssprache im höchsten Maße die Kraft, unsere Geister zu klären. Seine Leiden sind unser Segen.

— Vergessen wir aber auch niemals, sprach Wittig feierlichen Tones, wie unendlichen Dank unsere Seele diesem unsterblichen Genius schuldet. — Doch vernehmen Sie, wie der Meister zehn Jahre später demselben Freunde klagt: „Doch ich wäre glücklich, vielleicht einer der glücklichsten Menschen, wenn nicht der Dämon in meinen Ohren seinen Aufenthalt aufgeschlagen. Hätte ich nicht irgendwo gelesen, der Mensch dürfe nicht freiwillig scheiden von seinem Leben,

solange er noch eine gute Tat verrichten kann, längst wäre ich nicht mehr — und zwar durch mich selbst. — O so schön ist das Leben, aber bei mir ist es für immer vergiftet."

— In dieser anhaltenden Harthörigkeit, die später in völlige Taubheit überging — sagte Vulpius —, mag wohl auch vornehmlich der Grund für Beethovens mürrisches, barsches und mißtrauisches Wesen zu suchen sein.

— Aber, versetzte Edgar, Sie sprechen dies ja geradeso aus, als wären diese Eigenschaften Grundzüge in Beethovens Charakter. So verhält es sich durchaus nicht. Vielmehr ist eine große Gutmütigkeit die Grunderscheinung des Beethovenschen Wesens. Wenn er auch wohl einmal, gereizt, ins Gegenteil umschlug, so bat er unverhältnismäßig mehr ab, als er in der Aufwallung begangen hatte, wie es zahlreiche Zuschriften an Freunde und Freundinnen überaus schön und glanzvoll dartun. Von Stolz in der üblen Bedeutung des Wortes, alias von Hochmut oder Dünkel war keine Spur in diesem Geiste vorhanden. Man erkennt dies insonderheit aus den allbekannten Briefen des Meisters an seine Freundin Eleonore von Breuning in Bonn, der nachmaligen Gattin seines Freundes Wegeler. — Allerdings war es die Folge seines Gehörleidens, daß er zu gewissen Zeiten leicht reizbar und auch heftigem Zorne und dem Mißtrauen leicht zugänglich war. Beethoven schreibt über diese Eigenheit selbst einmal also an seinen Schüler und Freund Ferdinand Ries: „Ich habe die Gabe, daß ich über eine Menge Sachen meine Empfindlichkeit verbergen und zurückhalten kann; werde ich aber auch einmal gereizt zu einer Zeit, wo ich empfänglicher für den Zorn bin, so platze ich auch stärker aus, als jeder andere."

— Es liegt in der inneren Gärung vulkanischer Menschennaturen, meinte von Sickingen, daß sie zuweilen heftig ausbrechen und ihren Lavastrom über die Menschenhäupter ergießen, alles niederreißend, was sich der feurigen Glut entgegenstellt.

— Dieser Vergleich gefällt mir, sprach Edgar; aber zu unserm Glücke wissen wir, daß ein solcher Lavastrom aus Beethovens Feuergeist wohl äußerst selten etwas Reales niederriß. Nur aus seinen Tonkratern stürzt es zuzeiten mit so elementarer Gewalt hervor, als sollte das Weltall vernichtet werden.

— Ich glaube, begann darauf Vulpius mit jenem eigenartigen Lachen, hinter dem sich innere Beschämung verbirgt, bei Ihnen steht Beethoven in so unermeßlicher Verehrung da, daß Sie auch nicht die geringste Schattenseite an seinem Charakter zugeben würden.

— Schattenseiten, entgegnete der Angeredete, sind freilich nicht so leicht an diesem Geiste zu entdecken. Ich habe manchmal bei gewissen großartigen Charakterzügen Beethovens unaufhörlich gestaunt und bewundernd darüber nachgesonnen, obwohl ich wahrlich nicht so leicht anstaune. Sie kennen gewiß alle Gotthold Ephraim Lessings Ausspruch über Dr. Martin Luthers Größe im zweiten Briefe an den Herrn P. aus dem II. Teile der Schriften (1753), worin es heißt: „Lutherus steht bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der Tat der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten.“ So weit Lessing. Bei Beethoven nun liegt die Gefahr der Vergötterung für uns noch näher, denn eigentliche Charaktermängel sind da kaum aufzuspüren. Mancherlei Unebenheiten, die sich ab und zu in des Meisters Leben bemerkbar machen, stammen vornehmlich aus dem Übermaße einer Tugend. Das Übermaß der Liebe Beethovens zu seinem leichtsinnigen Neffen kann allein unser gerechtes Kopfschütteln erregen. Und darin liegt das Tragische seines eigenartigen Lebens. Wie der Held der Tragödie das Unglück damit heraufbeschwört, daß er alle

Rücksichten, sie mögen noch so berechtigt sein, seiner einzigen mit Leidenschaft erfaßten Lebensidee opfert, so mußte es der Held Beethoven bitter büßen, daß der einzige Gedanke der Liebe zu seinem Neffen alle anderen notwendigen Lebensrücksichten aus seinem Gesichtskreise völlig verbannte. Die verklärende Buße für diese Schuld spricht übermächtig in Tönen zu uns.

— Wie schwer aber, sagte Freimann mit Bitterkeit, hat sich diese geringfügige Schuld am Meister gerächt.

— Bevorzugte Geister, belehrte Edgar, auserwählte Rüstzeuge der göttlichen Vorsehung, müssen auch für ihre Vergehen ganz anders leiden und büßen, als andere Sterbliche. Einzigartig wie ihr Himmelslohn ist auch ihre Erdenstrafe, wovon ihr großes Weltherz allein Kunde gibt. Diese Beethovensche Schuld bleibt freilich nur aus hohen idealen Gesichtspunkten eine solche. Ist es doch fast unfaßbar, beinahe ein psychologisches Problem, daß ein Oheim einem Neffen zuliebe, von dem er eitel Gram und Schmach hat, sich selbst martert, seinen eigenen Leib geradezu kasteit, daß er ein mühselig errungenes Vermögen als unantastbares Gut des Neffen betrachtet, während er selbst darben und schließlich fremdländische Hülfe anrufen muß. Wo sind die Väter, die solcher Aufopferung für einen Sohn, selbst wenn dieser wohlgesittet ist, fähig erscheinen, geschweige denn, wenn dieser Sohn unausgesetzt das Vaterherz beleidigt? — Auch aus dieser schweren Prüfung, die sich der Meister selbst auferlegt, geht seine Heldenseele geläuterter hervor. Wäre die dem Meister verliehene Geisteskraft nicht so felsenstark gewesen: die vielen tragischen Lebensereignisse müßten sie frühzeitig untergraben haben. Man vergegenwärtige sich, wie dieser strenge Sittenrichter von der Gefahr der Verzweiflung bedroht werden mußte, als er so viele unlautere, unsaubere Dinge im Kreise seiner nächsten Verwandtschaft erlebte. — Auch als Beethoven von diesem Neffenalp befreit war, verharrte er

gegen ihn in der alten väterlichen Liebe; auch jetzt wird fast nichts von dem für den teuren Neffen vorhandenen Vermögen angerührt; der Neffe wurde der Universalerbe des großen Oheims.

— Wir sehen, bemerkte Honrath, voll hehren Staunens ein, daß ein Beethoven auch in der tragischen Schuld einzig dastehen muß. Denn diese Schuld gereicht seinem Leben nichtsdestoweniger zur Ehre, ebenso wie die andere Seite seiner edel-tragischen Schuld: der stete leidenschaftliche Kampf gegen das Schlechte in der Welt.

— Die Menschenliebe, nahm Vulpius das Wort, ist ja überhaupt ein hervorragender Zug in Beethovens Leben. Aus ihr entsproßt sein großer Wohltätigkeitssinn, der indes von vielen wohl auch maßlos überschätzt wird.

— Das mag wohl sein, entgegnete Wittig; allein wir besitzen wahrhaft erhebende Urkunden von Beethovens reicher Betätigung in diesem Sinne. Folgendes schreibt er einmal an Wegeler: „Auch habe ich auf jede Sache sechs, sieben Verleger und noch mehr, wenn ich's mir angelegen lassen sein will; man akkordiert nicht mehr mit mir, ich fordere und man zahlt. Du siehst, daß es eine hübsche Sache ist, z. B. ich sehe einen Freund in Not, und mein Beutel erlaubt eben nicht, ihm gleich zu helfen, so darf ich mich nur hinsetzen, und in kurzer Zeit ist ihm geholfen." Dann einmal an seinen Schüler F. Ries: „Warum verbergen Sie mir Ihre Not? Keiner meiner Freunde darf darben, solange ich etwas hab." Und ein anderes Mal: „Darben kann ich nicht sehen, geben muß ich." Wie groß, rührend, wahrhaft menschlich klingt Beethovens Sprache an den Kammerprokurator Varena in Gratz, der den Meister für die dortigen Ursulinerinnen um Manuskript-Kompositionen behufs öffentlicher Aufführungen gebeten hatte! Da lesen wir einmal: „Leuchtete nicht aus dem Schreiben von Ihnen die Absicht, den Armen zu nützen, so deutlich hervor: so würden Sie

mich nicht wenig gekränkt haben, indem Sie die Aufforderung an mich gleich mit Zahlen belegen. Nie, von meiner ersten Kindheit an, ließ sich mein Eifer, den armen leidenden Menschen mit meiner Kunst zu dienen, mit etwas anderem absinden, und es braucht nichts anderes als das innere Wohlgefühl, das dergleichen immer begleitet." Unzählige ähnliche Dokumente eines solchen unerschöpflichen Hochsinns könnte ich noch vorführen. Unendlich ist die Liebe und wahre Bescheidenheit dieser reinen Natur. Beim Wohltun war er ganz idealer Mensch, er dachte nicht an sich, hatte dabei keinen der selbstsüchtigen Nebengedanken, die so häufig eine Wohltat ihres Heiligenscheines berauben. Ja, er konnte sogar selbst darben, wenn es galt, anderen wohl zu tun — so edel war sein Gemüt. — Wer kann es wohl in ebenso gerechtem Stolze ausrufen, wie Beethoven vor den Richtern tat, als es sich in dem bekannten Vormundschaftsprozesse gegen seine Schwägerin, die Mutter seines geliebten Neffen, um seinen vermeintlichen Geburtsadel handelte! Wer es, wie er, von sich behaupten kann: „Mein Adel ist hier und da!" (indem er auf Herz und Kopf zeigte), der darf sich in Wahrheit Mensch nennen. Freilich war ein solcher Adel damals ebensowenig von Bedeutung wie in der Gegenwart. Die damaligen Richter konnten es nicht wissen, daß seine stolze Unabhängigkeit seine Seele geadelt und seinen Geist erhoben hatte.

— Wie strahlt doch Ihr ganzes Angesicht vor Glückseligkeit, sagte von Sickingen, wenn Sie aus vollem Herzen einen Panegyrikus auf den allgeliebten Meister halten können! — Nun noch eine andere Frage. War Beethovens Gemüt zur Rache geneigt? Oder war er auch über diese fast alle Menschen bändigende Schwachheit erhaben?

— Mein lieber Sickingen, erwiderte der Gefragte, diese Frage macht mir zu meiner Betrübnis klar, daß Sie Beethovens mit dem Religiösen zusammenhängenden Idealismus

doch noch nicht ganz nach Gebühr würdigen. Von Rache wußte seine große, engelreine Seele nichts. Aber es lag in der Natur seiner idealen Gesinnung und seines ganzen sittenstrengen Lebens, Männern die tiefste Verachtung zu zeigen, sobald sie sich irgendwie als fasch, untreu, sittenlos erwiesen hatten. Lediglich aus seiner stoischen Tugendkraft ist auch sein Urteil über Mozarts Don Juan zu begreifen: „Daß die heilige Kunst sich nie zur Folie eines so skandalösen Sujets entwürdigen lassen sollte." Dazu macht der Mozartbiograph Otto Jahn diese zutreffende Bemerkung: „Die hohe Sittlichkeit, welche der große Mann (Beethoven) im Leben wie in der Kunst unverbrüchlich bewahrte, wird man auch in diesem Ausspruche ehrend anerkennen, er hätte eine solche Oper nicht komponieren können, ohne sich selbst untreu zu werden." — — — Wehe dem, der sich Falschheiten gegen den Meister erlaubte! Jedes Zeichen einer solchen Gesinnung ward unerbittlich geahndet. Da mochte es nun ein Fürst oder ein Diener sein — das galt der Beethovenschen Gerechtigkeitsliebe gleich. Nur vermißt man dabei zuweilen größere Milde in der Form. Einmal, vor der ersten Aufführung der neunten Symphonie, mußte Beethoven annehmen, der Graf Moritz Lichnowsky, Schindler und Schuppanzigh hätten ihn hintergangen. Sofort erließ er an den Grafen folgende bündige Note: „Falschheiten verachte ich, besuchen Sie mich nicht mehr. Akademie hat nicht statt. Beethoven." Ähnliches widerfuhr Schindler und Schuppanzigh, dem berühmten Geiger. Trotzdem kam aber bald wieder eine Versöhnung zustande. — Daß Beethoven bei solchen Anlässen gar kein Ansehen der Person gelten ließ, erfüllt uns mit tiefer Ehrfurcht. In solchen hochernsten Augenblicken stand er ganz unter dem übermächtigen Einflusse des Geistes aller Heiligkeit. Wie jeder absolut für die Gerechtigkeit eintretende Mensch, war auch er in so weihevollen Momenten Stellvertreter Gottes auf Erden. Er ist dann wie Bileam, „der Mann, dem

die Augen geöffnet sind". „Es saget der Hörer göttlicher Rede, der des Allmächtigen Offenbarung siehet." (IV. Mose 24, Vers 3—4.) — Daß aber Beethovens Gemüt der selbstischen Rachegedanken ganz unfähig war, schreibt er einmal ausdrücklich an seine edle Freundin, Frau Nanette Streicher: „Rache übe ich nie aus; in Fällen, wo ich muß gegen andere Menschen handeln, tue ich nichts mehr gegen sie, als was die Notwendigkeit erfordert, mich vor ihnen zu bewahren, oder sie verhindert, weiter Übles zu tun." Wir wissen es sogar aus guten Quellen, daß der Meister auch seinen erklärten Feinden fortfuhr, Gutes zu erweisen.

— Das ist mir wohlbekannt, sprach Freimann. Bei Beethoven erstreckte sich die Liebe auch auf seine Feinde. — Einmal unterhielt sich Beethoven mit Schindler über den Grafen Gallenberg, den Gemahl seiner einst so innig geliebten Giulietta Guicciardi. Im Jahre 1823 war dieser Graf Inspizient der Bibliothek am Wiener Kärnthnerthortheater. Er hatte sich Schindler gegenüber hämische Äußerungen über den Meister zu machen erlaubt, trotzdem ihn dieser immer unterstützt hatte. Die damalige Unterredung wurde in einem Gasthause schriftlich geführt. Darin spricht Beethoven selbst unter anderem: „Ich war sein unsichtbarer Wohltäter durch andere." Ferner: „Il était toujours mon ennemi, c'était justement la raison, que je fisse tout le bien que possible." Das ist mir immer als ein Heilandszug des Meisters vorgekommen.

— Wenn man alle hohen Charakterzüge Beethovens vorführen wollte, sagte darauf Edgar, so würde man Bände füllen müssen. Er bleibt der einzig Große, man mag sein Leben wenden und drehen, wie man wolle. Ruft es der edle Freund des Meisters, der Advokat Dr. Joh. Baptist Bach, doch mit vollem Rechte bald nach Beethovens Tode aus: „Kein Zug dieser großen Seele darf verloren gehen!"

— Sie werden uns mit dafür sorgen, erscholl es darauf

launig aus des Leutnants Munde. Doch nun, meine ehrenwerten Freunde, eine kurze Abschweifung ins bacchische Gebiet! Daß Freund Wittig heute nicht viel trinkt, das wundert mich nicht sonderlich; er löscht ja seinen Durst unaufhörlich aus Beethovens reichem Seelenquell: aber daß auch Sie, lieber Vulpius, von uns anderen in der Kraft und Lust des Trinkens ganz und gar aus dem Sattel gehoben werden, das erregt mein Erstaunen. Sagt man nicht, die Musiker seien ein trinkseliges Volk? Nennt doch schon ein römischer Autor die Musiker geradezu „vini avidum ferme genus".*)

— Ich trinke sonst freilich mehr, antwortete darauf Vulpius, heute aber vergesse ich über den Beethovengesprächen sogar die mir so sehr sympathische edle Bakchusgabe. — Übrigens trifft jener Ausspruch des Livius noch heute das Musikantenvolk.

— A propos, Wittig! fiel hier Honrath ein. Wie stand es denn damit um Beethoven? Frauen und Gesang liebte er, ob auch das dritte Objekt in dieser holden Trias „Wein, Weib, Gesang," den Wein?

— Bevor ich diese Frage beantworte, sagte der Gefragte, möchte ich mir über Beethovens Beziehungen zu den Frauen die Bemerkung erlauben, daß sein Lebensschiff auch nicht an dieser gefahrvollen Klippe scheiterte. Auch darin bewährte sich die hoheitsvolle Sittenreinheit seines Charakters, im merkwürdigsten Gegensatze zu vielen seiner Zeitgenossen und noch mehr zu manchen vielgepriesenen Kunstgeistern der Gegenwart. Übrigens gehört das Thema „Beethoven und die Frauen" zu meinen Lieblingen; ein andermal, meine

*) Diese Meinung, die Livius (IX, cap. 30) von den römischen Spielleuten, den tibicines hat, ist von Dr. G. Wegeler in seinen „biographischen Notizen Beethovens" so dem Sinne entsprechend zusammengesetzt. Genau genommen aber sagt Livius an jener Stelle: „die festa alii alios per speciem celebrandarum cantu epularum [causa] invitant et vino, cuius avidum ferme id genus est, oneratos sopiunt, atque ita in plaustra somno vinctos coniciunt ac Romam deportant."

Herren, werde ich so frei sein, Sie über dieses Lieblingsthema zu unterhalten. — Und nun zur Weinfrage. Beethoven liebte den Wein, aber mit Maß. Von unserem Meister läßt sich durchaus dasselbe behaupten, was über Aristoteles ausgesagt wird: „Der Mann war mäßig, mäßig bis zum Übermaß" (μέτριος ἦν καθ' ὑπερβολήν). Und doch hat es nicht an Individuen gefehlt, die dem Meister die Trinksucht angedichtet haben; wie es beispielsweise der Arzt Dr. Wawruch tat. Schon Wegeler berichtet in seinen biographischen Notizen: „Beethoven lebte im ganzen sehr mäßig und keiner seiner Freunde und Bekannten hatte ihn, soviel mir bekannt geworden, je berauscht gesehen." Mit jenem Bannstrahle des römischen Historikers über das weingierige Musikergeschlecht quälte auch Wegeler oft seinen großen Freund. Allein da er in ihm eine so herrliche Ausnahme fand, ward er der Meinung, daß jener Vorwurf des Livius beträchtlich einzuschränken sei. — Bei Beethoven ist diese Mäßigkeit um so höher anzuschlagen, als er wohl von seinem Vater Keime zur Trinklust geerbt haben mag. Auch seine Großmutter — traurigen Angedenkens — war eine trinkselige Frau gewesen. Das beweist uns abermals, daß ein kräftiger Geist selbst angeborene Neigungen zum Schlechten durch die Hoheit des sittlichen Willens der Vernichtung zu überliefern vermag.

— Ist der Vorwurf irgendwie gerechtfertigt, fragte darauf Freimann, daß sich Beethoven für das Kunstschaffen seiner Zeitgenossen gar nicht interessiert habe? Ich habe solche Klagen von nicht wenigen Musikern vernommen.

— Und Sie haben es geglaubt? lautete die etwas vorwurfsvolle Gegenfrage Edgars. Wie sollte der Meister wohl in so grellen Widerstreit mit seiner entschieden ausgeprägten allgemeinen Menschenliebe geraten! Neid und Eifersucht kannte er nicht; diese Dämonen fanden seine Herzenspforten gänzlich versperrt. Aber nicht wenige Beispiele lassen sich für das direkte Gegenteil anführen. So schrieb Beethoven

im Jahre 1823 an seinen großen, zehn Jahre älteren Zeitgenossen Cherubini unter anderem folgendes: „So hoch auch Ihre anderen Werke von wahren Künstlern geschätzt werden, so ist es doch ein wahrer Verlust für die Kunst, kein neues Produkt Ihres großen Geistes für das Theater zu besitzen. Wahre Kunst bleibt unvergänglich, und der wahre Künstler hat inniges Vergnügen an großen Geistesprodukten. Ebenso bin ich auch entzückt, so oft ich ein neues Werk von Ihnen vernehme, und nehme größeren Anteil daran, als an meinen eigenen; kurz, ich ehre und liebe Sie.“ Und an einer anderen Stelle desselben Briefes heißt es: „L'art unit tout le monde, wie viel mehr wahre Künstler“. Dieses Interesse des Meisters an den Kunstschöpfungen seiner Genossen ging unendlich weit. Karl Maria von Weber liefert den glänzendsten Beweis dafür. Dieser Meister verbreitete, wie sattsam bekannt ist, in seinen jüngeren Jahren sehr satirische Ausfälle gegen Beethovens Schaffen. Über die mächtige A-dur-Symphonie soll Weber geurteilt haben: „Jetzt haben die Extravaganzen dieses Genies den Höhepunkt erreicht, jetzt ist er fürs Narrenhaus reif“. Derartige sogenannte Kritiken waren Beethoven mit nichten verborgen geblieben. Nichtsdestoweniger fand der gloriose Komponist des „Freischütz“ im Jahre 1823 die herzvollste Aufnahme bei unserem Meister. Hieraus offenbart sich's, wie wenig ein Beethoven selbst durch die unwürdigsten Kritiken in seinen erhabenen Gesinnungen beirrt werden konnte. — Die Pianistin Bigot, geb. Kiéné, Fräulein Amalie Sebald, die Sängerin, die Pianistinnen und Komponistinnen Leopoldine Blahetka und Marie Szymanowska, Ferdinand Ries, Erzherzog Rudolph, die Czernys, Reichardt, Spohr, Ignaz Moscheles, Franz Lachner, Böhm, Mayseder, Schuppanzigh, Marschner, Kuhlau, Tomaschek, Snyder von Wartensee und viele andere hatten sich der liebreichsten Aufnahme vonseiten des Meisters zu erfreuen.

— So fallen denn, sprach Freimann, die gegen Beethovens Heiligenhaupt geschlenderten Vorwürfe immer mehr in ihr leeres, elendes Nichts zusammen. Doch unter den von Ihnen angeführten Künstlernamen vermißte ich zu meiner Verwunderung den des mir so überaus teuren Liederkönigs Schubert. Stand denn Beethovens größester Zeitgenosse, Franz Schubert, in gar keinem Verkehr mit ihm?

— Der herrliche Franz Schubert? rief Wittig feurig aus. Sein Begegnen mit Beethoven liefert gerade den schönsten Denkstein für die auch äußerlich ausgeprägte olympische Majestät dieses Großmeisters. — Will man sich eine richtige Vorstellung von dem überwältigenden Eindrucke machen, den des Meisters großartige, gedankenschwere Erscheinung in der Glanzepoche seiner Schaffenskraft hervorrief, dann tut man gut, sich etwa die bekannte Fabel vom Löwen und dem Fuchs zu veranschaulichen. Diese Fabel aber hat folgenden Inhalt: Ein Fuchs empfand den lebhaften Wunsch, einmal einen Löwen von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Als ihm der Zufall einst den König der Tiere entgegenführte, ward er durch die übermächtige Löwenerscheinung so tief erschreckt, daß er fast den ganzen Lebensatem verlor. Nur mit großer Anstrengung vermochte er's, sich durch die Flucht dem niederschmetternden Anblicke zu entziehen. Als er zum zweiten Male in die Nähe eines Löwen gebracht wurde, fuhr ihm wohl abermals der jähe Schreck in die Glieder, allein nicht in so hohem Maße, wie das erste Mal. Und bei der dritten Begegnung hatte die Löwenmajestät immer mehr ihre Schreckhaftigkeit verloren. Der Fuchs konnte nun beinahe in gemütlicher Ruhe den Riesenbau des Löwen bewundern und ohne Angst seinen Weg fortsetzen.

Ähnlich wie dem Fuchse in der Fabel erging es den meisten Menschen mit dem Tonlöwen Beethoven; freilich trugen nicht wenige vom ersten Besuche ein so nachhaltig niederdrückendes Gefühl davon, daß sie der „Höhle“ dieses Königs

niemals wieder zu nahen wagten. — So etwa verhielt es sich auch mit dem großen Franz Schubert. Die Majestät der Beethovenschen Erscheinung hatte diesen edlen Sänger dergestalt eingeschüchtert, daß er kaum ein einziges volles Wort hervorbringen konnte, trotzdem in der Hauptsache Anton Diabelli sein Fürsprecher war. Und gerade der freundlich gewinnende, sanfte Ton des Gewaltigen brachte Schubert vollends um alle Fassung. Erst draußen konnte er wieder zu sich kommen. Seitdem trug Schubert kein Verlangen mehr, seinen hochverehrten Beethoven in dessen Behausung aufzusuchen. — Wie hoch aber Schubert selbst in Beethovens Schätzung und Verehrung stand, das geht so recht klar und erhebend aus einem Ausspruche hervor, den der schon dem Tode nahe Meister tat. Einmal nämlich, auf dem letzten Krankenbette, rief Beethoven, nachdem er mehrere neue Kompositionen Schuberts angesehen hatte, vernehmlich aus: „Wahrlich, in dem Schubert wohnt der göttliche Funke!"

— Das entzückt mich außerordentlich, sprach Honrath mit Begeisterung; denn von ganzer Seele liebe ich diesen Franz Schubert.

— Aber das, sagte Freimann, bleibt fürwahr höchst denkwürdig, daß die Majestät der Beethovenschen Blicke diesen Musensohn fast um den Atem brachte. — Man begreift es wohl, wenn man sich erinnert, wie uns Beethovens Tongewalt oft den Atem zu rauben droht.

— Alles an Beethoven, erklärte Edgar emphatisch, gibt uns nur die herrliche Bestätigung von der klarsten Harmonie, die sich im Leben und in der Kunst dieses Wundermannes offenbart. — Tragen Sie noch immer Gelüste in sich: zu tadeln, lieber Vulpius?

— Nein, nein, und tausendmal nein! versetzte dieser. Wie vielen Dank schulde ich Ihnen, dem feuerbeseelten Jünger Beethovens. — Aber selbst wenn ich noch solche Gelüste

hätte, heute würde ich sie doch nicht mehr vortragen, denn es scheint mir hohe Zeit, daß wir uns zur Ruhe begeben.

— Beim heiligen Brahma! rief von Sickingen aus; es ist fast zwei Uhr. Aber noch sind manche Gläser zu leeren.

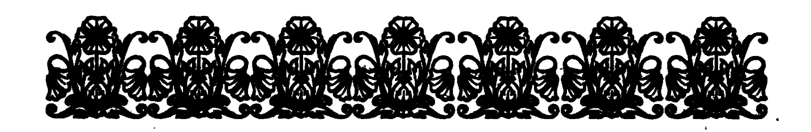
— Ist es schon so spät? sagte auch Edgar voll Erstaunen. Dann lassen Sie uns noch ein besonderes Glas dem hehren Geiste unseres gepriesenen Meisters weihen. Denken wir daran, daß die Zeit immer mehr heranrückt, in welcher die gesamte Welt die hundertjährige Geburt des größesten Tonmeisters festlich begehen wird. Was wird das für eine Jubelzeit werden! — Lassen Sie uns also hier diesem göttlichen Menschen diesen Opfertrank mit dem feierlichen Gelöbnis weihen, alles, was ein jeglicher von uns im Leben ersinnt, allein im reinen, heiligen Geiste dieses Einzigen zu unternehmen und auszuführen. Also dem Andenken Beethovens, dem Leitsterne aller Edlen, leeren wir dieses Glas!

— Das wollen wir tun! riefen alle begeistert durcheinander. Hell erklangen die Gläser, — in dionysischer Stimmung wurden sie geleert. Freudetrunken umarmten sich alle Freunde. Edgar erhielt noch ein besonderes Lebehoch für seine feurige, siegreiche Verteidigung der Charakterherrlichkeit Beethovens.

Nach zwei Uhr trennten sich die Freunde, nachdem sie dem edlen Gastgeber von Sickingen von Herzensgrunde gedankt hatten.

Wohl noch nie hatte sich Wittig in so gehobener, festlicher Stimmung zur Ruhe begeben, wie in dieser Nacht.





Zehntes Kapitel.

Eine russische Stadt.

> Wir sind die Narren nur von Schall und Furcht;
> Die Tage kommen, gehen fast unmerklich —
> Doch leben wir; das Leben ekelt uns,
> Und dennoch fürchten wir uns stets, zu sterben.
> Byron: Manfred.*)

Die Morgenröte einer glücklicheren Zeit schien ihren erhebenden Schimmer auf Edgars Dasein fallen zu lassen. Er lebte mehr und mehr in der zuversichtlichen Hoffnung, daß er doch noch alle musikalischen Klippen siegreich umsegeln würde.

Die Zahl seiner Musikschüler war in stetem Wachstum begriffen und gewährte ihm eine bescheidene Lebensquelle. Es war wohl anzunehmen, daß damit einem Rückfall in das frühere, unsägliche äußere Elend ein fester Riegel vorgeschoben würde.

Während sich Wittig bereits sonnenvollen Lebensträumen hingab, hatte sein unerbittlich strenges Schicksal bereits einen neuen, schweren Knoten in Gestalt eines lachenden Glücksscheins um sein Haupt geschürzt.

*) We are the fools of voice and terror: days
Steal on us and steal from us; yet we live
Loathing our live, and dreading still to die.
Byron: Manfred.

Wieder einmal war Beethovens Geburtsfeier herangekommen. Edgar befand sich in der rosigsten Feststimmung: war ihm doch abermals der beseligendste Tag seines Lebensjahres erschienen.

Da — in der Mitte dieses hohen Wonnetages — traf ihn eine unerwartete Botschaft aus der teuren Heimat. Seine Eltern teilten ihm mit, daß sich ihm die glückliche Aussicht eröffne, in einem russischen Hause eine glänzende Stellung als Erzieher, Sprach- und Musiklehrer zu bekleiden. Sie beschworen ihn so rührend und herzinnig, diesen Schicksalswink als eine höhere Fügung zu betrachten; sie beschworen ihn bei seiner kindlichen Liebe, dieses Glück nicht zurückzuweisen; er sollte doch endlich einmal sein notgetränktes Leben mit einem freudigeren Lose vertauschen. —

Wunderbar, höchst wunderbar, daß ihm solche Kunde just an seinem höchsten Feiertage, an Beethovens Geburtsfeste werden mußte! In der Vollkraft seines Beethoven-Enthusiasmus gerade an diesem Tage war er in den ersten Augenblicken nur zu sehr geneigt, diesen Rettungswink als eine schlimme Hiobspost anzusehen. Nach und nach freilich begann weise Besonnenheit ihr Recht geltend zu machen. Nichtsdestoweniger blieb der Konflikt noch groß und mächtig genug. Edgars Gemüt hatte hiermit eine harte Prüfung zu bestehen. Es war ein heißer Seelenkampf. Was sollte aus seiner Musik werden?

Wie sollte er auf die Dauer ein Leben in einer Stadt ohne Beethovensche Symphonieen ertragen, die ihn jederzeit so hoch über alle irdische Erbärmlichkeit emporgehoben hatten?

Allein ein bedeutungsvolles Moment in der andern Wagschale war die Kindespflicht gegen die Eltern. Wittig mußte sich's eingestehen, daß wir den Eltern niemals all die Liebe und Treue auch nur annähernd vergelten können, die wir während einer sorgenlos heiteren Jugendzeit erfahren haben. Oft genug hatte er es sich im stillen feierlichst gelobt, ihnen

jede irgend mögliche Freude zu bereiten: jetzt sollte er solch ein Gelöbnis endlich einmal erfüllen.

Dazu gesellten sich die von allen Seiten fort und fort auftauchenden Zweifel an der reinen Wahrheit seiner Musikfreudigkeit. Vielleicht drängte sich ihm selbst solch ein Fragegespenst auf. Vielleicht war dieses alles eine nichtige, leicht verpuffende dilettantische Schwärmerei, für die eine Fahrt in die weite, weite Welt gewiß Genesung bringen müßte. —

Edgar trat also als Bewerber um jene Stellung auf; freilich in der geheimen Hoffnung, keinen Erfolg zu erringen. Aber das geheime Hoffen fand, wie er zu seinem schweren Leidwesen schnell genug hören mußte, keine Erfüllung: er wurde gewählt und sollte in kurzer Frist sein Vaterland verlassen.

Seine Eltern schwammen in einem wahren Freudenmeere. Seine ganze verwandte und befreundete Umgebung war hocherfreut über dieses Ereignis.

Doch in Edgars Seele wurde es um so düsterer, je näher die entscheidende Stunde kam. Hier galt es, den ganzen Seelenmut zusammenraffen, denn ein Zurückweichen war nicht mehr möglich. Jetzt, wo der musikalische Nebel immer mehr von seinem Geiste zu schwinden schien, jetzt gerade sollte er sich, sozusagen, von der ganzen Musik losreißen. Ihm war so zumute, als begebe er sich lebendig in ein nordisches Grab.

Voll von den traurigsten Ahnungen trat Wittig seine Reise ins unwirtliche Rußland an.

Der neue Wirkungskreis bewies ihm bald, daß er ein richtiges Vorgefühl von der Unerquicklichkeit seines russischen Daseins herübergebracht hatte.

Er lebte in einer Mittelstadt Rußlands.

Für den Mangel an Schönheitssinn, der aus dem städtischen Ganzen überall hervorguckte, wurde man durch das dortige Walten der Natur nur in höchst bescheidenem Maße entschädigt.

Das schmutzige, obwohl aus weiter Ferne malerische Aussehen der Stadt harmonierte nach Edgars Ansicht nicht übel mit dem unpolierten Seelenzustande ihrer Bewohner.

Sein Leben in Rußland war ein anhaltendes Hinseufzen.

Edgar in seiner unumwundenen, offenen Lebensart hatte manch harten Strauß mit seiner Umgebung zu bestehen.

Die Menschenwürde, wie sie die echte Bildung verleiht, galt dort nichts. Einzig und allein Geld und äußerer Machtglanz standen im Ansehen.

Der Lehrer wird da im großen und ganzen einem oberen Diener gleich geachtet; ein Hauslehrer soll seine Zöglinge nicht allein unterrichten und erziehen, er soll auch ihr vollständiger Wärter sein.

Aber die Herren des Hauses fanden an Edgar einen harten Felsen, an dem jeder törichte ungerechte Wunsch, sobald dieser mit der Geradheit und Würde seines Charakters nicht in Einklang zu bringen war, unerbittlich zerschellen mußte. Eine steife Kälte mußte sich naturgemäß bei einer so verschiedenartigen Denkungsart gegenseitig einstellen.

Wittig war aber auch gar nicht der Mann, es ruhig mit anzusehen, wie hier täglich den ewigen, unwandelbaren Menschenrechten ins Angesicht geschlagen wurde. Sehr schnell gewann der Entschluß in seiner Seele Festigkeit, ein so unwürdiges Joch, sobald sich die Möglichkeit eröffnen würde, von sich zu schütteln.

Seine Tätigkeit war eine höchst anstrengende. Mochte ihm seine Umgebung auch noch so antipathisch erscheinen: die gewissenhafteste Erfüllung seiner übernommenen Pflichten galt ihm stets als heiliges, unverletzbares Gesetz. Hier nahm der Unterricht in allerlei Sprachen und in der Musik, die Erziehung im Hause und auf den Promenaden fast seine ganze Tageszeit in Anspruch.

Besonders hatte für Edgars freiherrliches Wesen das

stete Zusammensein mit seinen Schülern etwas höchst Unerquickliches. Wie Faust mit seinem Pudel — so hier mit seinem Hauptscholaren stets ein und dieselbe Zelle teilen zu müssen —, das war für seinen an Einsamkeit übermäßig gewöhnten Sinn die allerhärteste Geduldsprobe. Jedenfalls knurrte dieser Scholar eindringlicher als Faustens wunderlicher Pudel.

An den Schülern hatte Edgar anfänglich seine wahre Freude; demzufolge fühlte er sich auch mit der Traurigkeit seines russischen Daseins einigermaßen ausgesöhnt. Allein bald trat es an den Tag, daß alles Gute, das er mit unermüdlichem Eifer seinen Zöglingen einzuimpfen bestrebt war, schnell durch verkehrtes Einwirken namentlich vonseiten der völlig unvernünftigen Mutter vernichtet wurde.

Die Verzärtelung, die aus der falschen Mutterliebe hervorgeht, ist die Urquelle für das Verderben der Kinder. Aus der Verzärtelung entwickelt sich in den Kindern das Erzböse, der Erzfeind, der häufig genug seinen strafenden Arm gegen die eigenen verzärtelnden Eltern erhebt.

Diese Mutter hier wütete wie selten jemand in ihrer vermeintlichen Herzensliebe gegen ihr eigenes Gebein. Schon jetzt waren die traurigen Folgen sichtbar. Wenn sich die Frau Mama einmal einfallen ließ, den Engelskindern einen Wunsch zu versagen: dann konnte sie es erleben, daß so engelhafte Kinder ihre eigene Mutter zu verklatschen fähig waren. — Der Vater waltet meist draußen im wogenden Welttreiben: darum ist die Mutter der wesentlichste Leiter in der Kindererziehung. Eine hohe Verantwortlichkeit legt die göttliche Vorsehung auf den mütterlichen Geist.

Es ist einleuchtend, daß unter solchen Umständen hier bei Wittig jede Freude an einer gelungenen Erziehung bitter vergällt werden mußte. Bald gewann auch der böse Einfluß naturgemäß die Oberhand.

Mit der Musik des emporstrebenden Künstlers sah es

vollends trostlos aus. In seinem Zimmer hatte er kein Instrument. Sonst war es sein erstes Tagewerk, an einer Beethovenschen Tondichtung seine Seele zu erquicken. Das mußte jetzt gänzlich wegfallen, wie überhaupt jeder ungetrübte Kunstgenuß. — Das Pianoforte der Familie — ein kostbarer Flügel — stand im Hauptsaale; dieser war aber fast niemals menschenleer. Was ist das also für ein Musizieren, wenn bald dieser, bald jener durchs Zimmer schreitet; wenn sich bald Kindergeschrei erhebt, bald Familiengeschwätz hörbar wird, oder tausend andere Störenfriede erscheinen. Welch ein jäher Fall ward ihm denn so urplötzlich aus irgend einer idealen Tonwelt Beethovens in die jämmerliche russische Erdenwelt zu teil? — Von Orchestermusik war in der Stadt keine Rede. Also hieß es, seine reinste Geistesfreude, wie sie ihm in der deutschen Residenz aus den Instrumentalschöpfungen Beethovens oft so rettend erklungen war, hier völlig entbehren.

Und seine Kompositionsstudien? In der Stadt existierte niemand, unter dessen schützender Ägide Wittig diese schwierige Lehre betreiben konnte oder mochte. Es hat aber sein Mißliches, in der Kompositionslehre sein eigener Lehrmeister zu sein, wenn man diese Studien nicht bereits einmal zu einem Abschlusse gebracht hat. Wer da noch nicht auf eigenen Füßen stehen kann, der muß seine Arbeiten stets einer leitenden Hand zur Verbesserung übergeben. Edgar mochte dies einsehen und beschränkte sich deshalb auf die nützliche Wiederholung mancher früheren theoretischen Studien.

Es war andererseits auch ein großer Vorteil für Edgar, daß er längst eine starke Vorliebe für die Einsamkeit gewonnen hatte. So konnte er es hier leicht verschmerzen, daß ihm nur ganz selten geeigneter Umgang vergönnt war.

Im Hause selbst erregte sein Interesse einzig und allein seine Leidensgefährtin, eine ehrbare deutsche Erzieherin, die gleichzeitig mit ihm das schöne Deutschland mit dem rauhen,

unpolierten Rußland vertauscht hatte. Für ihre achtunggebietenden Eigenschaften spricht der eine Umstand am bündigsten, daß sie in stetem Hader, in voller Unzufriedenheit mit der hochmütigen, rücksichtslosen Familie des Hauses lebte. Wohl noch schwerer als Edgar seufzte sie unter der Last dieses fürchterlichen Daseins in der unheimlichen Fremde.

Für die vielen Unbilden, denen sich der junge Künstler im Hause ausgesetzt sah, entschädigte ihn jedoch außerhalb desselben die überaus gastfreundliche Aufnahme in mancher deutschen Familie, deren Bekanntschaft er durch die Vermittelung eines ihm befreundeten Deutsch-Russen erlangte. Die kurze Spanne Zeit, die Edgar nach der langwierigen Anstrengung in seinen Berufspflichten für die Ausbildung des eigenen Geistes verblieb, erlaubte ihm freilich nicht oft, seine Landsleute aufzusuchen.

Wie der Vogel jauchzt, der nach langem Schmachten in seinem engen Käfige wieder einmal das rosige Licht der Freiheit begrüßt: jauchzte auch Edgars Seele, so oft er seine Behausung, in der es ihn wie Kerkerluft anwehte, verließ und sich draußen im trauten Familienkreise als Deutschen unter Deutschen fühlte. Und der jedesmaligen Trennung aus so angenehmer Sphäre verlieh der Gedanke, daß es nun wieder dem alten, modrigen Dunstkreise entgegengehe, einen besonderen Grad bitterer Wehmut.

So unerträglich ihm auch das Leben im Hause erschien, so entschädigte ihn doch fast täglich die geheiligte Stille der Nacht für die Leiden und Mühen des Tages. Da vertiefte er sich in seiner feierlichen Einsamkeit ganz und gar in das heilige Leben Beethovens und schöpfte immer von neuem die wundersamste Seelenstärkung daraus, vornehmlich die Kraft, das über alle Begriffe unselige Leben in dieser russischen Stadt eine Weile zu ertragen.

Die Sehnsucht nach Deutschland ward aber dadurch von Tag zu Tage heißer, mächtiger in ihm. Immer näher rückte

die Zeit heran, in der Deutschland das Jubelfest der Geburt seines großen Beethoven begehen sollte. Wie oft und wie innig hatte Edgar sich mit dem Gedanken getragen, doch auch ein kleines Scherflein zur Verherrlichung seines über alle Begriffe geliebten und verehrten Meisters beizutragen. Ganz Deutschland sollte sich freuen — und er sollte fern von diesem Festesrausche bleiben, hier in diesen unheimlichen Räumen? — Nicht selten war schon in Deutschland diese großartige Feier vorahnend in seiner Traumwelt aufgestiegen, so daß ihn gerade der Gedanke daran bis zum letzten Augenblicke immer noch schwankend erhalten hatte: und sollte er hier müßig mit ansehen, wie sich tausend und aber tausend Kräfte geschäftig regen, um dem Andenken dieses Weltgeistes das glanzvollste Fest zu bereiten? Nein! Es würde ihn nach Deutschland getrieben haben, selbst wenn sein russisches Dasein auf lauter Rosen gebettet wäre. — Hoch schwoll ihm der Mut an, lieber in Deutschland das Äußerste immerdar zu ertragen, als hier ein unwürdiges Leben bei äußerem Glanze fortzusetzen. Und wenn er ganz zugrunde ginge: es sollte ihm keiner seine Menschenwürde beleidigen.

Auch über Anthemia erfuhr Edgar hier gar nichts. Emma Hildebrandt erwähnte in ihren Briefen an ihn dieses teuren Wesens mit keiner Silbe. Und doch dachte er ihrer so oft, wachend und träumend. Vielleicht war es entschieden, daß sie wieder und dann für immer in Deutschland bliebe! Edgar aber mußte ganze lange, lange Zeiten in der gramvollsten Ungewißheit verharren.

Es ist leicht erklärlich, daß unser junger Musiker in seiner Kunst Rückschritte machen mußte, namentlich in der Technik jeder Art. Dies Bewußtsein preßte ihm die Seele vor Unmut zusammen, und — was seinem Mißmute die Krone aufsetzte — das war der Umstand, daß er diesen herben Schmerz fast ganz in sich verschließen mußte. Da fand sich keine Seele, die er in Wahrheit zur Mitwisserin seiner

innersten trauervollen Geheimnisse machen konnte. — Überdies hatte er noch niemals so oft und so inhaltsreich von Beethoven geträumt, als es hier in der russischen Einöde geschah. Größtenteils erzählten diese Träume von der bevorstehenden Weltfeier des geliebten Meisters.

In einer Traumnacht betrat Edgar eine Halle, in der sich das Grabmal Beethovens befand. Leise, eigentümliche Töne entwanden sich bei diesem Anblicke der Brust des jungen Künstlers. Die ungeheure Aufregung drohte sein Inneres zu zersprengen. Erst in freier Luft kehrte sein Atem zur Ruhe zurück. Ein blühend junges, zauberreizendes Mädchengesicht lachte ihn ob seiner rasenden Begeisterung, die alles um sich her vergaß, recht wacker aus. — Gleich nach diesem Traume erwachte Edgar; sein traumverwöhntes Auge konnte sich nur schwer an die nüchterne Wirklichkeit gewöhnen.

Ein andermal zeigte ihm die Traumwelt eine merkwürdige Statue des Meisters. Edgar befand sich mit mehreren Freundinnen in einem herrlichen Haine von wunderbarster Schönheit. Eine so hehre Andacht herrschte an dieser traulich anmutigen Stätte, als würde der Zaubertritt der himmlischen Heerscharen erwartet. Plötzlich wurde den Anwesenden eine lebensvolle Bildsäule Beethovens gezeigt, deren seltsamste Eigenheit darin bestand, daß Hände und Augen allerhand tieferregende Bewegungen machten, gleichsam als tönte noch aus dem Erze der schwere Lebensschmerz nach. Darauf erschien ein mächtiger Vogel und hielt in seinen gewaltigen Krallen ein Pergament, auf dem in feuriger Schrift zu lesen stand: Feiert ihn würdig, wie es einem wahrhaft majestätischen Könige gebührt! — —

Die Herzensangst wuchs von Tage zu Tage in Edgar; er konnte sich nicht entsinnen, jemals zuvor eine solche Zeit der unaufhörlichen Gemütsunruhe durchlebt zu haben.

Der melancholische Enthusiast schrieb von hier aus fleißig

an Verwandte, Freunde und Freundinnen. Einige Brieffragmente können zur Ergänzung dieser Mitteilungen dienen.

Den . . .

— — Nun bin ich fast zwei Monate in dieser jämmerlichen Stellung. Im Kopfe herrscht ein wüstes Chaos: alle gesunden Ideen wollen mich ganz verlassen. Überdies ist es eine Zeit rasenden Vergessens. Und dazu habe ich mich überreden lassen! Wie heiß sehne ich mich nach meiner elenden, notpeinlichen deutschen Existenz zurück! Wer sich nie als Deutschen gefühlt hat, der lernt hier diesen Stolz empfinden. In der ganzen Stadt ist von einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Betätigung, die über den handwerksmäßigen Beruf hinausginge, kaum die Spur zu entdecken. In weit stärkerem Maße noch als bei uns drängt sich hier die Überzeugung auf, daß nur Heuchler und Schmeichler es zu etwas Erklecklichem bringen können. Das Gerade, Schlichte und Wahre wird verachtet. — —

Den . . .

— — Du fragst Dich mitunter kopfschüttelnd, wenn Du meine Briefe voller Klagen und Vorwürfe liesest: ist das mein sonst so milder Edgar, der allen Erscheinungen des Daseins ihr Gutes abzulauschen gewohnt ist? Der wird mir schließlich noch ganz Bitterkeit und Tadelsucht! — Nun, so schlimm steht's mit mir noch nicht. Auch hier in diesem wunderlichen Verhältnis bin ich gegen die hie und da auftauchenden Oasen in einer Geisteswüste nicht blind. Gewiß kann man auch diesem russischen Dasein das hochmenschliche Motto vorsetzen: Introïte, nam et heïc dei sunt! Ich führe Dir darum heute allerlei versöhnende Momente vor. — Selbst die dumm-hochmütige Herrin des Hauses hat ihr Versöhnendes. Wenn diese Dame auch meistenteils so einherschreitet, als wollte sie mit ihrer Nase den Himmel trotz aller entgegenstehenden Gestirne durchbohren, ist sie doch ganz Menschenfreundlichkeit, Liebenswürdigkeit, sobald sie Beethovensche

Musik hört. Dann erscheint ihr ganzes Wesen wie umgewandelt. Wie freundlich, fast demütig kann sie mir danken, wenn ich ihr einmal in geweihter Stunde eine Beethovensche Sonate vortrage. — Überhaupt ist das russische Volk recht musikalisch, für klassische Musik, zumal für die Beethovens sehr empfänglich. Und so dürfte es dem heiligen Geiste Beethovens doch noch gelingen, daß auch Slavenvölker sittliche Kraft und Stärkung gewinnen, um eine wahre geistige Wiedergeburt zu erleben. — Mein sehr begabter Hauptscholar ist durch mich schon ein ganz enragierter Beethovenianer geworden und will von weiter nichts mehr hören als von Beethoven — und allenfalls noch von Homer. Neulich während des Religionsunterrichts ließ er sich plötzlich zu folgendem charakteristischen Ausrufe hinreißen: „O schöne Iliade, o herrlicher Homer! und o du langweilige Bibel! lieber Gott, verzeihe mir meine Gotteslästerung!“ So geweckten, lebhaften Geistes zeigt sich der Knabe besonders in der Musik. Das Klavierspiel zu vier Händen und das freie Phantasieren sind dabei seine Passionen. Schon jetzt beginnt er nach bestimmten Gedankenentwürfen am Klavier zu dichten. Vielleicht wird trotz aller Verziehung doch noch etwas Rechtes aus ihm. — Bin ich nun wieder der Alte? —

Den . . .

— — Bei mir steht es unerschütterlich fest, nächstens meine Stellung in diesem Hause aufzugeben. Auch die lieben Eltern haben ihre Zufriedenheit über meinen Vorsatz ausgesprochen. — Welch ein herber Gegensatz, wenn ich den gestrigen Geburts- resp. Tauftag Beethovens mit dem vorjährigen vergleiche! Hätte ich nicht noch wenigstens Gelegenheit, immer neue Tiefen und Erhabenheiten aus dem Leben dieses Einzigen zu erfahren, ich würde samt meinem Geiste zu einem Schattenbilde zusammenschrumpfen. — Aber eine große, hohe Freude ward mir an diesem Tage zu teil. Mein nun auch bereits tüchtig in Beethoven schwelgender Schüler

hatte es in zarter Weise so veranlaßt, daß mir an Beethovens Geburtstage sämtliche Klaviersonaten meines Meisters in der besten, korrektesten Ausgabe (Breitkopf & Härtel) verehrt wurden. Ich fand es überaus sinnig und verständnisvoll, daß ich die für mich bestimmte Weihnachtsgabe gerade an diesem meinem eigentlichen Festtage erhielt. So viel Zartgefühl hat dieser Knabe bereits aus der Erkenntnis Beethovens geschöpft. — Wieder ein Lichtblick in diesem anhaltenden Dunkel. —

Den . . .

— Von einem Hauslehrer wird hier das Ungeheuerste verlangt: erst soll er vollständiger wissenschaftlicher Lehrer, dann auch vollständiger Hofmeister sein; ich bin nun daneben noch Musiklehrer dreier Kinder. — Aber im Frühjahr sollen diese Fesseln abgestreift werden. — Übrigens schadet das russische Klima meinem Körper ganz erstaunlich; bald wird der russische Hochwinter auch die verschiedenen hübschen Promenaden verhindern. — Die Stadt gewährt, weil sie terrassenförmig angebaut ist, immerhin manch eine schöne Aussicht, namentlich von den Höhepunkten auf die tiefer gelegenen Teile, wozu denn auch die zahlreichen Kirchen mit ihren goldig schimmernden Kuppeln nicht wenig beitragen. Von meinen Spaziergängen war mir einer immer noch von besonders poetischem Reize, ich meine den von mir also getauften „Schwanenpark". Das ist ein kleiner, allerliebster Lustgarten, dessen liebliche Mitte ein klarer Teich bildet, auf dem drei stolze, blendend weiße Schwäne ihr sehnsuchterfülltes Spiel treiben. Fast täglich statte ich diesen so glänzenden Dichter-Symbolen, diesen Bildern meiner eigenen nie gestillten und kaum stillbaren Sehnsucht, meinen Besuch ab. Auch diese anmutige Freude mußte der immer rauher werdende Winter ganz vernichten. Ich bin jetzt fast beständig leidend und schleiche wie ein träumerisches Gespenst einher. Es wird immer unerträglicher, trotzdem sich das Ganze rein äußerlich

etwas besser gestaltet. Noch fast vier Monate wird diese Sklaverei, worin andere ein sehr hohes Glück erblicken, andauern müssen. Dann aber Musikant oder Untergang! —

Den . . .

— — Alles erfüllt sich noch trauervoller, als ich vorausgeahnt. Es ist ein Hinsiechen sowohl geistiger als auch körperlicher Art. Von einem Ideenaustausch mit einem Geistesgenossen ist äußerst selten eine schwache Spur zu erhaschen. Was schert es mich, wie ich lebe! Das „Wo" des Lebens gibt bei mir immer den Ausschlag. —

— Mit Mühe und Not muß der Geist aus dem Lesen, aus dem Studium der Weltgeschichte befruchtet werden; mein getreuester Paraklet bleibt fürwahr immer die Beschäftigung mit dem Leben Beethovens. Selbst der durch Kampf und Leid gestählte Lessing schreibt einmal aus Wolfenbüttel im November 1771 an seinen Bruder Karl: „Besonders würde ich die Einsamkeit, in der ich zu Wolfenbüttel notwendig leben muß, und den gänzliche Mangel des Umgangs, wie ich ihn an anderen Orten gewohnt gewesen, auf mehrere Jahre schwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank, und nur immer unter Büchern vergraben sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein." — Was sollen wir Kleinen erst sagen? — —

Den . . .

— — Von Anthemia erfahre ich hier gar nichts. Welch neue, aber süße Quelle des Sehnens! Wie oft gedenke ich in Wehmut dieses herrlichen Frauenbildes mit ihrer unbeschreiblich holden Anmut! O, wenn ich mich je entwöhnen müßte, mich mit ihr in harmonischen Zusammenhang zu bringen, es wäre zu hart! Was ist es doch für ein unergründlich eignes Ding um Seelenverwandtschaft! Man hat nie etwas voneinander gewußt und kommt sich doch mit

einem Mal wie miteinander verwachsen vor! Das ist das allerhöchste Weltwunder! —

Ich kann mir keinen grösseren Verdruß für einen strebsamen Menschen denken, als gezwungen zu werden, sein Leben in geistiger Lethargie hinzubringen. Mein Geist ist hier völlig eingekerkert und vermag sich durchaus nicht, wie ehedem, in die hohen Lichtregionen emporzuschwingen. — Fortan wird es so leicht keinem mehr gelingen, mich in meinen Lebensunternehmungen zu beeinflussen, da ich so schwer unter meiner letzten Nachgiebigkeit zu leiden habe. Ich sehe ein, daß die reine Liebe zu einer Kunst oder Wissenschaft oder überhaupt zu irgend welcher hohen Idee alle anderen Liebesarten, selbst die gegen Weib, Kinder, Eltern und Geschwister, weit in den Hintergrund stellen muß. — Zumeist ist die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder rein subjektiver Natur! Die Eltern meinen es ja wundergut: allein sie gehen gewöhnlich von sich aus und wähnen traurig genug, daß auch die Kinder just das allein lieben und gut heißen müßten, was sie selbst für lieb, gut und demnach für begehrenswert erachten. — Wie wenige Eltern, ja wie wenige Menschen sind doch vom Geiste der Liebe so begnadigt, daß sie sich im Ernste ganz in das Wesen der geliebten Seele versenken und nur das zu preisen und zu ergreifen bemüht sind, was nun auch in vollster Wahrheit der innersten Neigung der geliebten Seele entspräche. Das wäre denn auch die wahre Liebe, frei von aller Selbstsucht, von allem Eigennutz, die, wie es der Apostel der Korintherbriefe so schön ausdrückt, „niemals das Ihre sucht". Das wäre denn in Wahrheit ein Abglanz der weltumfassenden, der objektiven oder der Himmelsliebe. — Und nun Addio! Teuerste; mit St. Paul rufe ich Dir zu: „Ein Gruß mit meiner Paulus-Hand!" (Ὁἀσπασμὸς τῇ ἐμῇ χειρὶ Παύλου, Colosser 4, 18.) Wahrlich! ein schöner, himmlischer Gruß! — —

Den . . .

— — Und so habe ich denn in Wirklichkeit von einer angenehmen, anregenden Zeit in diesem öden russischen Dasein zu vermelden. — Wie es in diesem Hause seit längerer Zeit üblich ist, wird zur Geburtstagsfeier der Kinder eine große Gesellschaft veranstaltet, in der die Musik eine vornehme Rolle spielt. Ich hatte nun zum unermeßlichen Gaudium meiner Musikschüler ein Kinderkonzert für einen solchen Abend vorbereitet. Solo-Kompositionen für Klavier und solche zu vier Händen, Duos für Klavier und Violine wurden eifrig einstudiert. Aber das Hauptinteresse bewegte sich um die Haydnsche Kindersymphonie, die ich — ich darf wohl sagen — schon mehr in Engelsgeduld mit meinen drei Eleven und sechs Gespielen derselben einstudierte. Etwas Derartiges, wie eine Haydnsche Kindersymphonie, war hier noch gänzlich unbekannt; ich war doppelt vergnügt, vor meiner Herreise auf den glücklichen Gedanken gekommen zu sein, daß alles zur Kindersymphonie Erforderliche aus Deutschland hiehergebracht werden müsse. Am interessantesten und ergötzlichsten waren hierbei die Proben. Kein Mensch wollte recht daran glauben, daß ich diese wilde kleine russische Kinderwelt unter einen Hut bringen würde. Das naive Lachen, Scherzen dieser blühenden Kinderschar stimmte mich im Verein mit Haydns unverwüstlich kindlicher Musik so heiter, daß ich während dieser Zeit aller Melancholie Valet sagen durfte. — Kurios war auch der mannigfache Sprachenwechsel beim Taktzählen. Wollten die deutschen Zahlwörter: eins, zwei, drei, vier, bei den Russen nicht recht ziehen, dann versuchte ich es mit den weniger energischen französischen Worten: un, deux, trois, quatre 2c., endlich sogar zur ungeheuren Heiterkeit des russischen Kleinvolkes mit den russischen Zahlwörtern: ras, dwa, tri, tschetirre; doch die deutschen Zahlwörter erwiesen sich schließlich immer wieder als die geeignetsten.

Endlich war der Gesellschaftsabend da. Alles, was diese Stadt an Notabilitäten aufzuweisen hatte, prangte in höchster Gala in den Salons dieser überaus reichen Familie. Zur Herrenwelt hatte das Militär mit seinen blitzenden Uniformen das größeste Kontingent gestellt; die Damen hatten selbstverständlich ihren kostbarsten, luxuriösesten Staat angelegt. — Um diesem Gesellschaftsabend — wie es die Tradition jenes Hauses mit sich bringt — einen besonderen musikalischen Glanz zu verleihen, waren die sieben besten Tonkünstler der Stadt, merkwürdigerweise lauter Deutsche bezw. Böhmen, eingeladen worden. Und das war mir speziell außerordentlich lieb: fand ich doch so sympathische Männer, mit denen ich mich unterhalten konnte. Mit den eigentlichen Russen verbot sich die Unterhaltung schon darum von selbst, weil ich die russische Sprache doch eben nur radebrechen konnte; obwohl man sich nicht genug darüber verwundern konnte, wie weit ich es darin in dieser kurzen Zeit gebracht hatte. — Den Glanzpunkt des Konzertes bildete die Haydnsche Kindersymphonie. Das ging alles so herrlich, feuerbegeistert von Stapel, daß die russische Gesellschaft wie elektrisiert erschien. Der Beifall danach war unbeschreiblich. Mich durchzog indes erst da ein Gefühl freudiger Genugtuung, als ich nachher zum ersten Male von den Musikern als Genosse, Kollege begrüßt wurde, während ich bis zu diesem Konzertabende nur als musikliebender Philologe gegolten hatte. — Übrigens gefiel die Kindersymphonie so sehr, daß ich sie im Laufe des Festabends noch einmal zu neuem unermeßlichen Jubel der Gesellschaft dirigieren mußte. — So war denn diese Zeit bisher die einzig freudenvolle, frohgemute meines Lebens auf russischem Grund und Boden. — —

In aller Eile teile ich Dir bei dieser Gelegenheit noch mit, daß wir hier den Hochgenuß hatten, kurz nacheinander die beiden Klaviertitanen Anton Rubinstein und Karl Tausig bewundern zu können.

Die Programme enthielten — von Chopin abgesehen — ausschließlich deutsche Künstlernamen, wie Beethoven, Schubert, Schumann, Weber, Mendelssohn. Wohl feierten beide Künstler die mächtigsten Triumphe, aber die elementareren Wirkungen gingen von Rubinsteins Geniekraft aus. Mir kam es so vor, als ob Rubinstein das russische Auditorium wie einen vulkanischen Krater aufzurühren verstand, so daß ihm nach beendigtem Spiele feurige Ströme der wildesten Beifallslava entgegenheulten. Solch einen Beifallssturm habe ich noch nie erlebt. Übrigens macht Rubinstein dem Publikum erstaunlich tiefgehende Komplimente, während Tausig auch hier immer seine vornehme Würde behauptete. Indes möchte man glauben, daß ein derartig entfesselter Jubel jeden noch so stolzen Geist aus seiner Ruhe oder Grandezza werfen müßte! —

Den . . .

— — Jetzt atme ich ein klein wenig freier, ich habe bereits meiner Stellung entsagt und der Familie damit kein geringes Erstaunen verursacht. Diese Leute können es nicht begreifen, daß man sich in ihrem Hause unbehaglich fühlen kann. Freilich, was den Menschen zum Menschen macht, Freiheit und Menschenwürde — dieses und Ähnliches wird ihnen wohl noch lange ein verschlossenes Buch bleiben. — Noch einige Monate Geduld! Dann kehre ich in mein geliebtes Vaterland zurück. — Mein Unbehagen wird darum immer unmäßiger, weil meine Zöglinge so beschaffen sind, daß eine herzliche Zuneigung oder ein rechtes Interesse für dieselben schlechterdings unmöglich gemacht wird, obgleich die Natur sie in vielfacher Hinsicht verschwenderisch ausgestattet hat. Sie werden mit jedem Tage unerträglicher; sie sind ungezogen bis zur Frechheit, faul und — was das Schlimmste ist — von Herzen schlecht. Das sind die Folgen der mütterlichen Verziehung! — —

Den . . .

— — Die Reihe von Wochen, die ich noch hier zu hausen verdammt bin, schleicht wie eine Kette von Ewigkeiten langsam und eintönig dahin. In meinem Kopfe ist völlige Ebbe eingetreten. O über diese ärmsten Leute hier! Sie hoffen noch immer, daß ich mein Lösungswort zurücknehmen und noch länger sklavische Stickluft einsaugen werde. — Ein mehrjähriger Aufenthalt in Städten dieser Art müßte vollkommen ausreichen, in einer jeden dem Idealen ergebenen Menschenseele jeden höheren Aufschwung zu ertöten. — Wie die Vorsehung es auch über mich verhängt haben mag: mögen sich in meinem Vaterlande die alten Übel erneuern, mögen sich ihnen neue hinzugesellen: der Gedanke an mein russisches Siechtum wird mich alle weiteren Mühseligkeiten des Lebens gewiß leichter als sonst ertragen lassen. Denn hier ist anhaltendes Elend des Geistes. —

Den . . .

— — Zunächst gedenke ich, einen lange in tiefster Brust ruhenden Lieblingsplan auszuführen. Ich unternehme eine kurze Reise nach Wien. Endlich einmal werde ich das irdische Feld der göttlichen Beethovenschen Saaten betreten. Schon fühle ich's, wie in dieser Aussicht sich all meine Lebensgeister wieder frisch zu regen anfangen. —

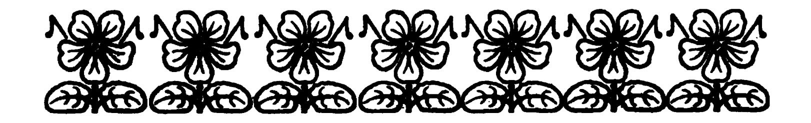
Von einem Beethoventraum muß ich Dir noch erzählen. Ich sah auf einmal das Kunstelysium vor mir. Welch ein festliches Wogen der bevorzugten Genien. Aber da erblickte ich einen kostbaren Thron aus magisch schimmerndem Marmorgestein, von zween Löwen getragen. Zu diesem Throne führten mehrere Stufe hinan. Und auf diesem Throne saß die majestätische Gestalt Beethovens. Der göttliche Sänger war mit der Ehrenkrone der Unsterblichkeit geschmückt und schien zum Herrscher im Geisterreiche erwählt zu sein. Beethovensche Weisen erklangen und alles lauschte den Klängen dieses gottbegeisterten Sehers in andächtiger Ergebenheit. —

Nach dem trübsten Erdenleid ward Beethoven die seligste Unsterblichkeit zuteil. — Wie wonnetrunken ward das Auge, als es diese ehrwürdige Geisterschar musterte, diese Träger und Lehrmeister der höchsten Gedanken aus allen Ländern und Zeiten.

Da erblickte ich auch mehrere schwarze Hunde. Besonders auffallend unter diesen war der bekannte „rhetorische Hund", der unter dem Sessel des greisen Homer lag. Auf dieser Hundestirn war deutlich zu lesen: Zoïlus, Homeromastix (das heißt: Geißel des Homer). — Zu den Füßen des verherrlichten Beethoven kauerten mehrere Hunde, am kläglichsten anzuschauen ein mürrischer Köter mit russischer Schnauze, auf dessen Stirn zu lesen war: Alexander Ulibischeff, Homeromastix II. —

Eben wollten sich die herrlichen Genien an die reichgeschmückte Tafel begeben, — eben schickte sich Beethoven an, eine Ansprache an diese verklärte Geistergesellschaft zu richten, als ich erwachte: voll Unmut, aus dem schönsten Lebenstraume so unbarmherzig aufgerüttet zu sein.





Elftes Kapitel.

Eine freudenvolle Überraschung.

O, wie hab' ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel
Lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als saß ich winterlange
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlass' ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der smaragdne Frühling, der sonnengeweckte,
Und es rauschen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt und atmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein. —

H. Heine: Buch der Lieder (Meergruß).

An einem heiter blickenden Frühlingstage, wie hehrer Himmelsduft die menschliche Seele erquickend, fuhr ein simpler Wagen durch einen Schlagbaum, der das russische Gebiet vom preußischen Nachbarstaate scheidet.

Im Wagen saß ein kaum dreißigjähriger junger Mann, dessen ganzes Antlitz immer mehr von freudigem Glanze überzogen wurde, als er an das Widerspiel zwischen der eben verlassenen russischen Unsauberkeit und den sich immer lieblicher ausbreitenden Zeichen von Reinheit und gesittetem Wesen seines so heiß ersehnten Vaterlandes dachte.

Der Wagen hielt vor dem Bahnhofe der kleinen, schmucken Grenzstadt an. — Nachdem der junge Mann den Kutscher

zufriedengestellt hatte, blickte er mit dem Ausdruck des höchsten Entzückens um sich.

Es war Edgar Wittig, der nach langem Schmachten im Zarenreiche trunken von reinster Seligkeit die vaterländische Luft in langen, kräftigen Zügen einschlürfte.

An diesem Tage gab es gewiß keinen Glücklicheren unter der ganzen großen Sonne, als Edgar. Eine so freudige Kühnheit strahlte aus seinen Augen, als wäre die weite, weite Welt sein unumschränktes Eigentum.

Dicht am Bahnhofe befand sich ein kleiner, sorgfältig gepflegter Park, offen für das Publikum. Edgar trat ein und suchte sich einen verborgenen Rasenplatz aus. Hier kniete er nieder und küßte den vaterländischen Boden so inbrünstig, als hielte er das himmlischeste Weib in seinen Armen. — Diesen Kuß hatte Edgar längst während seines Hinwelkens im Russenlande der heiß ersehnten heimatlichen Erde gelobt.

In diesem Städtchen mußte er sich mehrere Stunden aufhalten, ehe der Eisenbahnzug abging, der ihn weiter befördern sollte. Edgar lustwandelte noch eine geraume Zeit in den Gängen des freundlichen Parkes, wobei sein ganzes Wesen den Abglanz der vollsten Glückseligkeit zur Schau trug, und begab sich dann in den Speisesaal.

Edgar musterte die Gesellschaft, ohne auf bekannte Gesichtszüge zu stoßen.

Er stand eben auf dem Punkte, einen Platz an der Tafel einzunehmen, als sein Blick in das kleine angrenzende Zimmer fiel.

Wie festgebannt blieb sein Auge und sein ganzer Körper. Was war das? Ein lebendiger Traum bei wachem Zustande? Erblickte er nicht dort an einem Tische leibhaftig Anthemia in Gesellschaft einer würdevollen Frau und eines ältlichen Herrn? Der ganze Atem stockte ihm vor innerster Aufregung; es konnte keinem Zweifel unterliegen: dort im kleinen Extrazimmer saß Anthemia mit ihren Eltern.

Glücklicherweise war er von diesem Kreise noch nicht bemerkt worden. Nachdem er sich von seinem tiefen Erstaunen erholt hatte, näherte er sich festen Schrittes dem Tische, an welchem Anthemia nebst ihren Angehörigen saß.

Erst als Edgar ihrem Platze ganz nahe kam, wurde Anthemia seiner ansichtig. Die herrliche Maid aber ward durch seine ihr ganz unerwartet kommende Erscheinung so urmächtig überrascht, daß sie zuerst ganz sprachlos sitzen blieb, Edgar wie ein unglaubliches Wunder anstarrte und seinen volltönenden Gruß zu überhören schien.

Endlich gewann Anthemia ihre Fassung wieder, stellte Edgar ihren kaum weniger erstaunten Eltern vor und bat ihn, sich zu ihnen zu setzen.

Edgar blickte mit großem Wohlgefallen auf diese würdigen Gestalten.

— Aber, um alles in der Welt! wie kommen Sie hierher, Herr Wittig? fragte Anthemia, noch immer sehr verwundert blickend.

— Ich bin, mein gnädiges Fräulein, gewiß noch überraschter, Sie in diesem Grenzorte zu finden, als es Ihnen mit mir ergehen kann. Sie wissen es gewiß, daß ich vor längerer Zeit Deutschland verließ, um in Rußland eine Stellung als Erzieher und Lehrer zu bekleiden.

— Das weiß ich sehr wohl, antwortete Anthemia; Emma hat es mir geschrieben. Darum glaubte ich Sie tief im Zarenreiche: und nun sehe ich Sie auf deutschem Boden wieder. Unternehmen Sie nur eine Vergnügungsreise in Ihr Vaterland, um späterhin wieder nach Rußland zurückzukehren?

— Um alles in der Welt nicht! entgegnete Edgar.

— Hat es Ihnen denn dort so sehr mißfallen, mein Herr? fragte Anthemias Vater.

— In jeder Beziehung. Das war für mich kein Leben zu nennen, — das war ein anhaltendes, langsames Hinsterben,

— Das kann ich mir bei Ihren idealen Kunstbestrebungen wohl erklären, bemerkte darauf die noch immer schön aussehende, stattliche Mutter Anthemias. Unsere Tochter hat uns so viel von Ihnen erzählt, daß ich wahrhaft erfreut bin, so schnell und so unerwartet Ihre Bekanntschaft zu machen.

— Sie sind sehr freundlich, gnädige Frau, versetzte Edgar, sich leicht verneigend. Sie werden es wohl begreiflich finden, daß ich mich unendlich freue, die Eltern einer so hochbegabten, kunstverklärten Tochter kennen zu lernen.

— Mitunter, sagte Anthemia anmutsvoll lächelnd, gesellt sich auch bei Herrn Wittig zur reinen Wahrheit ein Anhauch von Schmeichelei.

— Wenn Ihnen Ihr Fräulein Tochter — sprach Edgar, zu den Eltern Anthemias gekehrt — viele Keime solcher Eigenschaften von mir enthüllt hat, dann werden Sie sich ja eine recht erbauliche Vorstellung von mir gemacht haben.

— So folgt Schlag auf Schlag, entgegnete Herr Palleukos in jovialem Tone. Doch Scherz beiseite! So viel darf ich Ihnen freudig eingestehen: seitdem meine Tochter aus Deutschland zurück ist, wird Beethoven mit einer Vorliebe von ihr kultiviert, wie nie zuvor. Aber nicht allein seine Musik, die ganze vorhandene Literatur über diesen Göttlichen wurde nach und nach von ihr mit wahrem Heißhunger verschlungen. Und Sie sind doch allein als wesentliche Triebfeder zu dieser hocheblen Beschäftigung anzusehen. Das muß Ihrer Seele wahrlich keine geringe Genugtuung verschaffen.

— Das muß ich dankend anerkennen, versetzte Edgar. Es erfüllt mich mit unendlicher Freude, daß ich etwas beigetragen habe, ein Gemüt der beseligenden Kraft Beethovens in die Arme zu führen. — Aber noch weiß ich es nicht, welchem Umstande ich das hohe Glück verdanke, Sie hier begrüßen zu können, eben nachdem ich aufs neue meinen teuren deutschen Boden betreten habe. Der Wahrheit immer die

Ehre! Deshalb bekenne ich offen, daß ich diesen Tag als eine glückverheißende Vorbedeutung für mein weiteres Leben betrachte. Erfahren Sie also, daß ich mich schon aus dem Grunde voller Seligkeit befinde, weil ich die russische Sklavenluft im Rücken habe und wieder neues Leben aus dem vaterländischen Luftkreise einsauge. Und nun begegne ich nach den ersten Momenten solcher Wonne meiner musikalischen Freundin aus dem schönen Griechenlande, genieße überdies das Vergnügen, die Eltern dieser Künstlerin kennen zu lernen, von denen ich bereits so viel Rühmenswertes vernommen habe: muß da nicht mein Herz vor Glücksfülle überströmen? — Verzeihen Sie die Redseligkeit eines Überglücklichen!

Anthemia kam bei diesen Reden kaum noch aus dem Erröten und Erglühen heraus. Nun nahm sie das Wort.

— Das muß ich sagen, noch niemals habe ich Sie auch nur annähernd in so freudiger Erregung gesehen, wie heute. Sonst waren Sie das Bild der Person gewordenen Melancholie — und heute strahlen Freimut, Frohsinn, die vollste Glückseligkeit von Ihrem Angesicht.

— O, wie will ich's Ihnen von Herzen wünschen, sagte Anthemias Mutter in liebreichem Tone, daß die gegenwärtige Stimmung innigster Zufriedenheit Sie durch Ihr ganzes weiteres Leben geleiten möge!

— Ich danke Ihnen aus tiefster Seele, entgegnete Edgar. — Freilich bin ich heute ganz Lust und Leben, ganz Lob und Liebe. So voll ist mir das Herz vor Himmelsfreude, daß ich die ganze Welt an meine fröhliche Brust ziehen möchte. Da ich mit heiler Haut dem finsteren, russischen Dasein entronnen bin, denke ich, daß ich allen weiteren Lebensgefahren furchtlos ins Antlitz schauen kann. — Doch, mein Herr, verzeihen Sie mir eine nochmalige Frage, die ich wahrlich nicht aus eitler Neugier tue. Wie kommen Sie hierher, und was für weitere Reisepläne haben Sie?

— Sie wissen, antwortete der Gefragte, daß wir seit

langer Zeit die Absicht hegen, ganz nach Deutschland überzusiedeln. Dieser Vorsatz ist nunmehr zum festen Entschlusse gereift. Deutschland halte ich in der Gegenwart für den Hauptquell aller Geistesnahrung und ganz besonders für die Hauptstätte der Musik, derjenigen Kunst, die sich ja vornehmlich durch deutsche Meister zur wundervollsten Blütenpracht entfalten durfte, so daß sie alle edlen Gemüter fort und fort erquicken muß. — Unser Sophron wird noch geraume Zeit in Athen bleiben, um dort seine Studien zu beenden, nach deren Abschluß auch er sich bei uns in deutschen Landen ganz dem wissenschaftlichen Berufe widmen soll. Und unsere teure Anthemia, die wir über alles lieben, soll in Deutschland die volle Kunstweihe empfangen. — Auch wir kommen direkt aus Rußland. Erst gestern sind wir auf der Rückfahrt von einem längeren Besuche, den wir Verwandten von uns in Odessa gemacht haben, hier angelangt, um tags darauf hier in diesem allerliebsten Städtchen ganz unerwartet Herrn Edgar Wittig kennen zu lernen. Das ist wahrlich ein höchst wunderbares Zusammentreffen! — Nun werden wir, nämlich meine Frau und ich, uns erst allein in den deutschen Hauptstädten umsehen, bis wir uns für eine derselben endgültig entscheiden. Unsere Tochter aber unternimmt inzwischen eine Besuchsreise zu meinem Schwager, ihrem Onkel, nach Wien.

— Nach Wien?, rief Edgar in freudigster Überraschung aus. Das trifft sich ja äußerst merkwürdig und herrlich. Erfahren Sie es denn: mein nächstes Reiseziel ist gleichfalls diese Kaiserstadt.

— Auch Sie reisen nach Wien?, fragte Anthemia, während ein himmlisches Purpurrot ihr Angesicht überzog.

— Endlich einmal, lautete Edgars feurige Antwort, muß ich die langgenährte Seelensehnsucht stillen, die mich unaufhaltsam zu den irdischen Lebensstätten unseres heiligen Meisters hintreibt. Jetzt hält mich nichts zurück, diesem Triebe Folge zu leisten.

— Ich ehre diesen Trieb, sprach Anthemias Vater gerührt zu Edgar, indem er ihm die Hand reichte. Überdies nehmen Sie uns mit dieser unerwarteten Neuigkeit eine gewisse Sorge vom Herzen. Wir werden unsere eigene Reise nunmehr weit ruhiger fortsetzen, seitdem wir wissen, daß unsere Tochter einen so ehrenwerten Reisebegleiter gefunden hat.

— Und ich, sagte Frau Palleukos, bitte Sie ebenso freundlich als dringend, in Wien recht oft meinen einzigen Bruder zu besuchen. In seinem Hause wird eifrig musiziert; alle werden Sie dort mit offenen Armen empfangen.

— Von dieser gütigen Erlaubnis werde ich den ausgedehntesten Gebrauch machen, antwortete Edgar, während er seine freudestrahlenden Blicke auf Anthemia fallen ließ, die von ihr ebenso freudig, ja noch weit sehnsuchtsvoller erwidert wurden.

— Welcher Art Ihre Vergnügungen in Wien sein werden, das ist mir wohl einleuchtend, bemerkte Anthemia. Sie werden den ganzen lieben Tag die Straßen Wiens durchlaufen, jede Stätte aufsuchen, die der Genius Beethoven geweiht hat, werden endlich alle Menschen aufstöbern, die Ihnen über Beethoven erzählen können, und ähnliches. Habe ich nicht richtig erraten?

Vollkommen richtig, versetzte Edgar heiter lächelnd; ich zolle Ihrer Divinationsgabe meine unumwundene Hochachtung. Aber ich hoffe, mein liebes Fräulein, daß auch Sie aus dem Vergnügungsstrome, den Ihnen in Wien Onkel und Tante herbeischaffen, noch Zeit genug retten werden, um auch von sich behaupten zu können, Sie hätten eine Wallfahrt zum Grabe Beethovens unternommen.

— Können Sie daran zweifeln, Sie Kleingläubiger! rief Anthemia allerliebst schmollend aus. Soll ich, die eifrige Verehrerin unseres Großmeisters, jenem alten, schlichten Musiker der Residenzstadt nachstehen, von dem die Tatsache

berichtet wird, er habe nicht allein direkt eine Reise nach Wien unternommen, um das Grab dieses allverehrten Meisters aufzusuchen, sondern er habe sich auch zum erhebenden Andenken an jenen Kirchhofgang ein Kästchen mit Beethovenscher Grabeserde heimgebracht?

— Wo wäre der zweite Menschengeist zu finden, der eine so unbegrenzte, allseitige, wahrhaft göttliche Verehrung genösse, wie unser einziger deutscher Meister!, sagte Frau Palleukos. Denn Sie dürfen nicht glauben, Herr Wittig, daß Beethoven nur in Deutschland so unendlich verehrt wird; ich kenne außer manchem hochgebildeten Griechen viele Engländer, Italiener, Franzosen, Russen, Niederländer, Schweden, Norweger, Dänen, selbst Spanier, die mit den Deutschen in bezug auf das Maß ihrer feurigen Begeisterung für diesen göttlichen Meister wohl einen siegreichen Kampf bestehen könnten.

— Auch auf mich, bemerkte Anthemias Vater, der ich hauptsächlich im Studium meiner altklassischen Heroen aufgewachsen bin, üben Beethovens Werke diesen gigantischen Eindruck aus, so daß ich vermeine, in diesem einen Manne habe sich die epische Macht Homers, die lyrisch-dithyrambische Schwungkraft eines Pindar und die dramatische Tiefe eines Äschylos und Sophokles zu einer wunderbaren Einheit verschmolzen.

— Ihr Urteil täuscht Sie wahrlich nicht, sprach Edgar. Denn allein die Instrumentalmusik Beethovens beherrscht all diese Formen. Nun, in deutschen Landen werden Sie ja reichlich Gelegenheit finden, die Instrumentalmusik aller Meister zu hören; da muß sich denn auch mit der Zeit in Ihnen, als einem Laien von so umfassender Bildung, das Urteil klären und befestigen.

— Doch nun, nahm Frau Palleukos das Wort, möchte ich gehorsamst bitten, den sublimen Geist Beethovens in Ruhe zu lassen. — Auch andere Dinge müssen zu ihrem Rechte

gelangen. Ich hoffe doch keine Fehlbitte zu tun, Herr Wittig, wenn ich Sie einlade, heute unser Gast zu sein.

— O, ganz gewiß nicht, antwortete Edgar, sich tief verneigend. Ihre übergroße Freundlichkeit rührt und ehrt mich so sehr, daß ich kaum einen Ausdruck dafür finde. Mit Vergnügen nehme ich Ihre liebenswürdige Einladung an. So bringt mir denn jede Stunde, ja jede Minute dieses herrlichen Tages neue Freuden.

Darauf begab sich unsere kleine Gesellschaft zur Tafel, die sehr geschmackvoll angeordnet war und sich namentlich für Edgar durch feurige griechische Weine auszeichnete, denen er mit sichtlichem Behagen zusprach. — Ob Anthemia beglückter war, oder Edgar — wer wollte das entscheiden? Der Verkehr zwischen ihnen einerseits und zwischen Edgar und den Eltern Anthemias andererseits gestaltete sich immer herzlicher.

Die Unterhaltung bewegte sich schnell genug von einem Gegenstande zum andern.

Herr Palleukos ließ es sich unter anderem nicht nehmen, seine überraschenden Ansichten über die Aussprache des Altgriechischen zu verfechten. Danach wäre die deutsche Aussprache des Griechischen, wie sehr jener auch im übrigen das tiefe Eindringen der Deutschen in den antiken Geist pries und anerkannte, eine durchaus verfehlte.

Selbstverständlich fand denn auch die Aussprache der griechischen Verse, die Edgar auf Herrn Palleukos Bitte aus Homers Werken rezitierte, keineswegs dessen Beifall. Ebensowenig vermochte Edgar der neugriechischen Art, in der dann von unserem kunstsinnigen Handelsherrn aus Delos die althellenische Poesie deklamiert wurde, rechten Geschmack abzugewinnen. — Edgar fand in der deutschen Art weit mehr Musik.

Der alte philologische Streit, genannt Etazismus (das heißt: Aussprache des Eta, η, = e) und Itazismus (d. h.

Aussprache des $\eta = \bar{\imath}$ [Ita]), fand auch an Herrn Palleukos einen eifervollen Kämpen. Allerdings konnte dieser manchen schlagenden Beweis aus gewissen alten Anekdoten für die Richtigkeit des Itazismus anführen, wovor Edgar verstummen mußte.

Anthemia und Edgar waren froh, als die Unterhaltung wieder in lichtvollere, anziehendere Sphären einlenkte.

Nach aufgehobener Tafel begab man sich in den Garten, wo die Vögel so lustig sangen, daß auch das trübste Herz aufgeheitert werden mußte. — Der Kaffee war unter dem mild schützenden Frühlingsdache von besonderer Annehmlichkeit.

Während die Eltern noch sitzen blieben, ergingen sich Anthemia und Edgar in den vom üppigsten Grün wie eingerahmten Alleen. Oft genug trat ein Stillschweigen von tiefster, beseligender Beredsamkeit ein, — Augenblicke, in denen die liebeglühenden Seelen von den ahnungsreichen Einblicken ineinander rasteten. Was der Mund verschwieg, drückte das Auge um so inniger, verständnisvoller aus. — Welche Seligkeit, welch unnennbares Hochgefühl für beide; — welch ein andachtsvolles Ahnen einer überglücklichen Zukunft durchzog ihr ganzes Wesen, als sie dann auch in der stillen, lauschigen Laube Hand in Hand nebeneinander saßen! Aus den liebeswarmen, sammetweichen Händen verbreitete sich der Strom unendlichen Wohlgefühls durch den ganzen Körper hin. Alles: Geist, Körper wie Seele schienen ein einziges Liebesparadies zu sein.

Doch allzubald mußte diese stille Herzensfeier ein Ende erreichen. Die Zeit der Abfahrt eilte näher und immer näher herbei. Unter den mannigfaltigsten Gefühlen und Empfindungen begaben sich alle in den Saal zurück.

Mit einer gewissen Wehmut nahm Wittig innerlich von diesem lieben Städtchen Abschied, das seinen Lebenshorizont mit so vielfachen freudenreichen Bildern angefüllt hatte.

Endlich brauste der Zug dahin. Bis zum anderen Morgen reisten alle zusammen. Eine sehr belebte Station sollte der Trennungsort sein.

Anthemias Eltern nahmen den zärtlichsten Abschied von ihrer geliebten Tochter und einen herzlichen von Edgar. Sie sprachen die Hoffnung aus, ihn recht bald in seiner geliebten Residenzstadt wiederzusehen, und empfahlen ihre teure Tochter nochmals seinem freundschaftlichen Schutze an. —

Anthemia und Edgar blieben allein zurück. Bald setzte sich auch der Zug in Bewegung, der die Liebenden nach Wien tragen sollte. — Bedarf es erst noch der ausdrücklichen Erwähnung, daß diese Fahrt die glückseligste ihres Lebens war? Daß sie sich allein Natur, Gott, Welt, überhaupt das All waren? — Zumeist glaubte noch immer Edgar zu träumen, der sich aus der grauenvollsten Nacht seines russischen Daseins so blitzschnell in den allerrosigsten Tag hineingezaubert fand. —

Spät am Abend erreichten Anthemia und Edgar die heißersehnte Kaiserstadt. Anthemias Oheim, ein manneskräftiger, hoher, blondbärtiger Mann, empfing seine teure, herrliche Nichte aufs liebevollste. Nachdem die übliche Vorstellung vor sich gegangen und die am Bahnhofe notwendigen Vorkehrungen getroffen waren, verabschiedete sich Edgar von Anthemia und ihrem Oheim. Fest und feierlich mußte er's beiden versprechen, am anderen Tage so frühzeitig wie möglich zu erscheinen, ebenso auch, täglich bei ihnen das Mittagsmahl einzunehmen. Edgar sagte zu allem Ja und Amen — und fuhr dann in allerhöchster Entzücktheit nach einem stattlichen Hotel der schönen Donaustadt.



Zwölftes Kapitel.

Auf dem Währinger Kirchhofe.

Schluß.

„Ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude unsere Liebe, aber auch so fest, wie die Veste des Himmels?"
Beethoven: Briefe an Giulietta Guicciardi.

„Der Musiker, der zum erstenmal Wien besucht, mag sich wohl eine Weile lang an dem festlichen Rauschen in den Straßen ergötzen können, und oft und verwundernd vor dem Stephansturm geblieben sein; bald aber wird er daran erinnert, wie unweit der Stadt ein Kirchhof liegt, ihm wichtiger, als alles, was die Stadt sonst an Sehenswürdigkeiten hat, wo zwei der Herrlichsten seiner Kunst nur wenige Schritte voneinander ruhen. So mag denn, wie ich, schon mancher junge Musiker, bald nach den ersten geräuschvollen Tagen hinausgewandert sein zum Währinger Kirchhof,*) auf jenen Gräbern ein Blumenopfer niederzulegen, und wäre es ein wilder Rosenstrauch, wie ich ihn an Beethovens Grab hingepflanzt fand. Franz Schuberts Ruhestätte war ungeschmückt."
Schumann: Schriften über Musik.

Dieses lange ungestörte Beisammensein nach so unendlich langer Trennung mußte naturgemäß Anthemia und Edgar immer inniger aneinander ketten. Wie gern ließ Anthemia ihre glänzende alabasterweiße Hand mit ihrem blaublütig zarten Geäder in der ihres Gefährten ruhen, so oft der Augenblick günstig war! Wie gespannt lauschte sie allen Einzelheiten über seine jüngste Vergangenheit! Und wie beeiferte

*) Die sterblichen Überreste Beethovens und Schuberts wurden in späterer Zeit exhumiert und ruhen jetzt auf dem Centralfriedhofe.

sie sich andererseits, ihm alle Verhältnisse ihres Familienlebens in anmutigster Weise offen, ohne jeglichen Rückhalt darzulegen! Allgemach wurden die geheimsten Lebenswünsche, Hoffnungen und Entwürfe ausgetauscht. Diese zwei Seelen fühlten sich mit immer magischeren Banden aneinander gefesselt, ohne daß es die Lippe auszusprechen wagte. Gefühlsklarheit herrschte längst in beider Herzen; sie hatten das Bewußtsein, daß eine innere Zusammengehörigkeit vorhanden war, daß jeder von ihnen bestimmt war, das Wesen des anderen harmonisch zu ergänzen; daß sie so in entzückender Gemeinschaft die allen Menschen von der Vorsehung gestellte Lebensaufgabe getreulich weiter zu lösen nnd zu erfüllen hatten. —

Kaum hatte Edgar am anderen Tage seinen Kaffee zu sich genommen, als er sich sogleich aufmachte, um die Stätte aufzusuchen, die seit langer, langer Zeit seine Phantasie so mächtig bewegte.

Er fand gemütliche Menschen in Menge, die ihm den Weg zum Währinger Friedhofe bezeichneten.

Der gläubigste Mensch kann eine Kirche nicht so andachtsvoll, nicht so voll von allerheiligster Scheu und Ehrfurcht betreten, wie Edgar diesen geweihten Boden. Als er endlich das heilige Grab erkannte, von welchem der Name „Beethoven" so weltverheißend hinausblickte, konnte er sich nicht beherrschen. In seinem Innern arbeitete es mächtig, bis ein Tränenstrom seiner Seele die beseligende Erleichterung verschaffte. Dann warf er sich auf die Scholle hin, welche die sterblichen Gebeine seines heiligen Meisters in sich schloß, und küßte das teure Grab mit der tiefsten Inbrunst, deren seine Seele fähig war.

Eine zauberische Gewalt übte dieses Grab immer wieder auf Edgar aus. So sehr ihn auch andere Gräber, besonders dasjenige Franz Schuberts, auf diesem Kirchhofe fesseln mochten, immer aufs neue mußte sich sein tief sinnender Blick

auf das Grab Beethovens heften. Von den schmerzhaftesten Gefühlen ward sein Gemüt durchzuckt, als ihm hier die schwere Leidenskette des Beethovenschen Erdenwallens so lebendig vor die Seele trat.

Doch auch diesem gramvoll Schönen mußte er endlich entsagen. Schweren, zu schweren Herzens trennte er sich von diesem hochgeweihten Friedensorte. — Ihm war es plötzlich nicht anders, als hörte er liebliche Engelstimmen das herrliche Prophetenwort singen: „Alles Fleisch sei stille vor dem Herrn, denn er hat sich aufgemacht aus seiner heiligen Stätte." (Sachariah 2, 13.) — —

Und nun gings fort aus diesem Reiche der Ruhe und des Friedens ins frohbewegte Wiener Leben hinein. Das Treiben des lustigen, fröhlichen, urgemütlichen Wiener Volkes verscheuchte schnell genug die Wolken der Traurigkeit von Edgars Stirn. — Ihm mußte es bald klar werden, daß die lebenslustigen, heiteren Tongenien Haydn und Mozart sich unter einer so munteren, leichtblütigen Menge recht behaglich fühlen mußten, während der tiefernste, unerbittlich sittenstrenge rheinische Tonheros Beethoven seinem Unmute über diese modernen „Phäaken" oft in derben Sarkasmen Luft machen, und daß er immer mehr zur Einsamkeit gedrängt werden mußte.

Als Edgar Anthemia aufsuchte, atmete sein Wesen wieder die vollste Heiterkeit.

Anthemia trug ein einfaches weißes Kleid, das dunkel erglänzende Haar trat so noch verlockender hervor, sie strahlte heute im blendendsten Schmucke ihrer märchenartigen Schönheit. Wie die Göttin der ewigen Jugend, umflossen vom Zauberhauche herzgewinnender Anmut, stand sie heute vor Edgars verwirrten Blicken da.

Man war hier doch ein wenig überrascht, als man erfuhr, welche Sehenswürdigkeit Wiens von Edgar zuallererst in Augenschein genommen worden war.

Hier im Hause ihres Onkels konnte Anthemia nun auch in reichlichem Maße ihre häuslichen Tugenden und Geschicklichkeiten entfalten. Die Tante war leidend: daher ließ es sich die doch ganz und gar im Zauberlande der Musik webende Nichte nicht nehmen, alles, was einer Hausfrau zu tun obliegt, mit Liebenswürdigkeit und Ausdauer zu vollführen. — Edgar bewunderte im stillen, wie sie dabei in allem den vollendetsten Geschmack und Feinsinn offenbarte.

Ein wahres Freudenmeer bereitete sich in dieser Kaiserstadt vor den entzückten Augen der Liebenden aus.

Nach den Genüssen der Tafel liebte es Anthemias Tante zu ruhen, während der Oheim seinen Berufspflichten nachging. Damit erschien für Anthemia und Edgar die ersehnte Zeit des Alleinseins. Dann fand der geheimste Gedanken- und Gefühlswechsel statt; da erschloß sich immer mehr ihr innerstes Wesen voreinander. Die Stunden vergingen dann wie Minuten — und nie schien ihre gegenseitig fesselnde und anregende Unterhaltung ein Ende nehmen zu können.

In Edgar war nunmehr ein Entschluß zur Reife gekommen.

Das Leben beider in Wien floß in fast gleichmäßiger Annehmlichkeit dahin. Während Anthemia in der Vormittagszeit zu Hause vollauf beschäftigt war, benutzte Edgar diese Stunden, um all die Stätten aufzusuchen, denen das Walten des Genius Beethoven unsterblichen Glanz verliehen hatte.

Der junge Künstler suchte insbesondere die Wohnstätten des verklärten Meisters auf, so in der Alstergasse, am Laufgraben, auf der Mölker Bastei, in der Pfarrgasse, Ungergasse, Vorstadt Leimgrube — und vor allem die Sterbewohnung Beethovens im Schwarzspanierhause am Glacis der Vorstadt Währing.

Dann wurden alle naheliegenden Ortschaften durchwandert, deren prachtvolle Naturschönheit den Meister so oft und so fruchtreich entzückt hatte. Manche Poetensitze suchte

Edgar namentlich in Möbling (Hafnerhaus), in Hetzendorf mit dem Schönbrunner Schloßgarten, in Heiligenstadt mit dem Kahlenberg und in Grinzing auf.

Die Wiener Gemütlichkeit kam Edgar dabei wohl zu statten. Er besuchte oft genug Kaffeehäuser, suchte sich besonders altersgraue Leute aus, knüpfte eine Unterhaltung mit ihnen an und lenkte dann in schier diplomatischer Feinheit das Gespräch auf Beethoven. Wie schwoll dann sein Herz vor Entzücken an, wenn manch ein ehrwürdiger Greis unwillkürlich andachtsvoll die Hände faltete und von Lob, Preis und Segen ob des Hauptstolzes der Kaiserstadt überströmte. Unauslöschlich, so erzählte mancher, hatte sich das Bild des sinnend, wie erdentrückt einherschreitenden Mannes ihrer Vorstellung eingeprägt.

Von der Mittagszeit an durfte Edgar in Gemeinschaft mit Anthemia die schönsten Herrlichkeiten Wiens, wozu in erster Reihe der Stephansdom und die Belvedere-Galerie gehören, sattsam bewundern. Zuweilen durchwanderten sie des Nachmittags auch allein die glänzenden Straßen Wiens und ergötzten sich an der Fröhlichkeit des Volkes und an der Pracht der Bauten.

In vorgerückterer Tagesstunde fanden sich in Anthemias Behausung gewöhnlich Gäste ein, so daß man sich teils zu Hause belustigte, dabei viel Musik trieb, teils mit den Gästen einen gemeinsamen Ausflug unternahm, teils auch ein Konzert oder ein Theater mit ihnen besuchte. Beethovens Fidelio ließ man sich wahrlich nicht entgehen.

So waren etwa vierzehn Tage in einem ununterbrochenen Freudenrausche für Anthemia und Edgar dahingeflossen.

Edgar wollte nach einigen Tagen Wien verlassen.

Eines Tages forderte er Anthemia auf, mit ihm einen Spaziergang nach dem Währinger Kirchhofe zu unternehmen. Anthemia willigte ein, während ihre leuchtenden Augen denen Edgars begegneten.

Er sah sie so ruhig und doch so beredt an, daß ihre Seele von einer unaussprechlich süßen Ahnung ergriffen ward.

Fast unter völligem Stillschweigen wurde der Weg nach dem Währinger Gottesacker zurückgelegt.

Eine feierliche Stille herrschte auf dem Kirchhofe.

Edgar führte Anthemia umher und machte sie auf manch ein denkwürdiges Grab aufmerksam, das dann von ihnen mit Blumen geschmückt ward.

Endlich blieben sie vor dem Grabhügel Beethovens stehen.

Anthemia pflanzte hier abermals Blumen hinein. — Erstaunt blickte sie auf Edgar, in dessen Zügen sie eine eigene Weichheit wahrnahm.

Endlich erfaßte Edgar beide Hände Anthemias und sprach in feierlich gehobenem Tone also zur Königin seines Herzens:

— Hören Sie mich jetzt an! Anthemia. Sie wissen es, wie unendlich ich den Mann verehre, an dessen Grabe wir hier stehen. Sie kennen die unerschütterliche Wahrheitsliebe dieses Meisters, Sie kennen auch sein unverbrüchliches Festhalten an der Treue in Freundschaft und Liebe. Wäre ich kein wahrheitsliebender Mann, ich wäre wahrlich ein falscher Verehrer Beethovens! Huldigte ich nicht der vollsten Treue in der Freundschaft wie in der Liebe, ich wäre unwürdig, mich einen echten Jünger dieses Unsterblichen zu nennen. — O meine Anthemia! es konnte Ihnen nicht verborgen bleiben, wie tief, wie unsterblich ich Sie liebe und verehre. Dieses Bekenntnis aber habe ich darum so lange mit schwerer Mühe unterdrückt, weil ich Ihnen ein Zeichen der höchsten Wahrhaftigkeit dieses beseligenden Gefühls geben wollte. Sie werden nicht glauben können, daß ich hier am Grabe des Mannes, der mir als der höchste unter allen hehren Geistern dasteht, ein so heiliges Gefühl heucheln könnte, oder daß es nicht in unzerstörbarer Macht meine Seele gefangen hielte. Damit habe ich Ihnen das Geheimnis meiner Seele ausgesprochen. Jetzt frage ich Sie hier im Angesichte des Namens Beethoven,

der hohe Liebe, Wahrheit und Treue bedeutet: haben Sie Ihr Herz so weit geprüft, daß Sie mir die seligste Glückverheißung tun können, die mein Wesen so unabweisbar verlangt? Können Sie mir an so heiliger Stätte offen eingestehen, daß Sie mich lieben, Anthemia? wahrhaft lieben? von ganzem Herzen? von ganzer Seele? Trauen Sie sich die Kraft zu, mir in unwandelbarer Treue zugetan zu sein? Antworten Sie mir ohne Rückhalt, Anthemia. Hier will ich mein Seelenheil aus Ihren Händen empfangen. —

Anthemia hatte gesenkten Blickes zugehört.

Nach einem kurzen, langen Stillschweigen sprach sie leise vernehmlich, indem sie sanft zu Edgar emporsah:

— Ja, Edgar; ich will das Weib sein, das Sie in Liebe und Treue auf all Ihren Wegen des Lebens, des Ringens und Kämpfens begleiten soll. Edgar, mein Edgar! Du einzig Geliebter meiner Seele! Du allein sollst ewig darin thronen. Hier am Grabe Beethovens gelobe ich Dir solches heilig in voller Seligkeit.

Ein himmlisches Maß der reinsten Glückseligkeit umschlang hier die Gemüter zweier Liebenden.

— Hast Du mich auch wahrhaft lieb, Anthemia? fragte Edgar noch einmal mit unendlich weicher Stimme. Sag's noch einmal, damit ich das süße Bekenntnis für alle Zeiten bewahre.

— Von ganzem Herzen lieb' ich Dich, mein Edgar, — war Anthemias überglückliche Antwort.

Da küßte Edgar seine Anthemia mit Herzensinnigkeit. Es war der ewig bindende Kuß der Liebe. Lange, lange hielten sie die Lippen fest aufeinander gepreßt, als sollten mit diesem Kusse ihre Seelen für alle Ewigkeit ineinander fließen.

Und der Name „Beethoven" warf seinen goldigen Schimmer auf diese selige Gruppe.

Druckfehler:

Seite 21	Zeile 17	von oben	lies:	vollständigste statt vollständige.
„ 40	„ 12	„ „	„	ohne ihrem Träger statt ohne ihrem Körper.
„ 42	„ 3	„ unten	„	ἀμβρόσιαι statt ἀμβρὀσιαι.
„ 116	„ 10	„ „	„	wurde ich statt wurde ist.
„ 126	„ 7	„ „	„	ein weniges statt weniges.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel: Ein Konzertabend 1
Zweites Kapitel: Eine griechische Insel 8
Drittes Kapitel: Eigenartige Entwickelung eines Lebens . . 14
Viertes Kapitel: Das Wunder der Beethovenschen Tonmacht . 39
Fünftes Kapitel: Das Evangelium Beethovens. — Die Cis-moll-Sonate 61
Sechstes Kapitel: Ein liebendes Weib 105
Siebentes Kapitel: Die A-dur-Symphonie. — Aus Edgar Wittigs Beethovenbüchern 125
Achtes Kapitel: Neue Leiden. — Lebensweisheit 152
Neuntes Kapitel: Die Charakterherrlichkeit Beethovens . . . 170
Zehntes Kapitel: Eine russische Stadt 235
Elftes Kapitel: Eine freudenvolle Überraschung 254
Zwölftes Kapitel: Auf dem Währinger Kirchhofe. — Schluß . 265



Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Schöneberg-Berlin.

